

Feminist Wermuth, Meloni in Armani, Islam-Wunder Indonesien

Nummer 46 – 17. November 2022 – 90. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Hermann Lübbe: Der Welt geht's gut

Der legendäre Zürcher Philosoph im grossen *Weltwoche*-Gespräch.
Roger Köppel und Roman Zeller

Schadet die Impfung?

Neue Daten und Erkenntnisse zum Corona-Komplex. *Philipp Gut*

Gerechtigkeit für Jositsch

Er wäre ein prima Bundesrat.
Valentin Landmann

4 194707 006904
97

Grossartiger Geschmack. Weniger Zucker.



Wir wissen, dass zu viel Zucker für niemanden gut ist. Deshalb stehen Zuckerreduktion und Investitionen in Innovationen im Mittelpunkt unseres Handelns. Wir bieten eine Auswahl und wollen so den Menschen ermöglichen, ihren Zuckerkonsum zu reduzieren, während sie weiterhin Getränke mit grossartigem Geschmack geniessen können.

Wir reduzieren den Zuckergehalt in unseren Rezepten, entwickeln neue zuckerreduzierte und zuckerfreie Getränke und bieten kleinere Verpackungen an. Darüber hinaus fördern wir durch unser Marketing und unsere Kommunikation besonders zuckerreduzierte und zuckerfreie Getränke.

Heute sind 60% unserer in der Schweiz verkauften Getränke kalorienfrei oder kalorienreduziert.

Coca-Cola
in Europe

Gemeinsam mit unseren Branchenkolleg:innen vom Verband Schweizerischer Mineralquellen und Soft-Drink-Produzenten SMS haben wir den durchschnittlichen Zuckergehalt in unseren Getränken um 15% (2005-2020) reduziert.

© 2022 The Coca-Cola Company. Verantwortlicher Herausgeber Coca-Cola Services SA/NV, Chaussée de Mons 1424, 1070 Brüssel.

Schwarzwald, Heidegger, Egon Zehnder

Todtnauberg

Was für ein Blick! Die Täler liegen dicht eingepackt unter einer Watteschicht von Bodennebel. Auf den Hügeln leuchtet das Schwarzwälder Herbstlicht, von dem es heisst, es verhelpe zu klarerem Denken. Ein paar Meter über mir steht eine unscheinbare, mit Holztäfelchen beschindelte Hütte. Die grünen und blauen Fensterläden und Türen zeigen eine gewisse Exzentrik des ursprünglichen Besitzers an. Hier brütete, wanderte und schrieb vor bald hundert Jahren der deutsche Philosoph Martin Heidegger, in der Wildnis der Berge Anschluss suchend an die verlorene Götterwelt der alten Griechen. Er landete zwischendurch, auch grosse Intelligenz schützt vor Fehlurteilen nicht, im Feldlager von Hitlers Nationalsozialisten, seilte sich aber bald wieder ab, um nach dem Krieg fast wieder rehabilitiert als «heimlicher König der Philosophie» ganze Generationen von Denkern und Dichtern zu beeinflussen.

An Heidegger, dem «unbehausten» Katholiken, der über den von Nietzsche ausgerufenen Tod Gottes nicht hinwegkam, fasziniert mich vor allem dessen persönliche Geschichte in diesem 20. Jahrhundert des Wahnsinns, der Weltkriege, der ideologischen Rasereien, die ganze Völker, nicht zuletzt das deutsche, in den Abgrund rissen. Weniger als Schlüssel zum Verständnis des rätselhaften Höllenritzes denn als Mahnung, dass es unter bestimmten Umständen jeden erwischen kann, ist für mich Heidegger, der auch als Naturbursche, Kritiker der Moderne, Grünenpionier und sperrig philosophierender Skifahrer Furore machte, eine stete Irritation geblieben, eine Warnung, dass ausgerechnet wir Heutigen, die wir uns so wissend und moralisch immun wähnen, gerade deshalb besonders gefährdet sind, die Fehler unserer Vorfahren zu wiederholen.

Ich lese die hervorragende neue Heidegger-Biografie des deutschen Journalisten Lorenz Jäger. Er zeigt den Denker zwischen Logos und Eros; Heidegger war auch ein grosser Frauenverstehender und Verführer, seine Liebesbriefe sind Kleinodien der kunstvollen Schmeichelei. Bei Ernst Nolte, der noch bei Heidegger studierte, erfahre ich, dass man die Hinwendung des Denkers an die Sache der Nationalsozialisten nicht verstehen kann ohne die bürgerkriegsgepeitschten Zeitumstände im damaligen

Deutschland, als Hitler für viele Konservative, enttäuscht von der schwachen Republik und einem «Kapitalismus», der vor allem Massenarmut produzierte, gegenüber den von Moskau gesteuerten aufstrebenden Kommunisten das geringere, zudem Schutz vor der roten Gefahr versprechende Übel repräsentierte. Manchmal gibt es in der Politik nur noch die Wahl zwischen Pest und Cholera.

Dankbar, Schweizer zu sein und in erfreulicheren Zeiten zu leben, lege ich die Bücher beiseite. Seltsamerweise muss ich an Egon Zehnder

Es waren Pioniere wie Zehnder, die aus dem Nichts weltumspannende Unternehmen schufen.

denken. Dieser Tage findet seine wegen Corona verschobene Abdankung in der Zürcher Fraumünsterkirche statt. Zehnder starb im biblischen Alter von über neunzig Jahren an den Folgen des Virus, überraschend herausgerissen aus einem bis zuletzt bei bester Gesundheit verbrachten Leben.

Wenn Heidegger für eine urdeutsche Neigung zum Romantischen, Grüblerisch-Schmachten, Tief- bis Pseudotiefsinnigen stand, für die auch melancholisch verschattete, elitär-einsiedlerische Waldbewohnernatur etlicher deutscher Denker mit allen Gefahren der Verirrung und Verblendung, dann verkörperte Egon Zehnder für mich einen typischen schweizerischen, genau gegenteiligen Zug zum Praktischen, Pragmatischen, Unternehmerischen, zu einem angelsächsisch leichtfüssigen, durchaus welterobernden Optimismus, der eben nicht die Vereinzelung suchte, die Absonderung im Wald, sondern mit jeder Faser lächelnde Zugänglichkeit und freundliche Weltzugewandtheit verströmte.

Das Schweizer Wirtschaftswunder der Nachkriegszeit lässt sich mit Statistiken und politischen Leitsätzen veranschaulichen und erklären – demokratische Staatsform, niedrige Steuern, stabile Eigentumsordnung, Gewerbeleiss, sorgfältiges Haushalten, mehr Freiheit, weniger Staat und so weiter –, aber in der konkreten Praxis waren es Pioniere wie Zehnder, die nicht wie Heidegger in der Einsamkeit der

Berge dem Wesen des «Seins» nachspürten, sondern aus dem Nichts weltumspannende Unternehmen schufen, anfänglich alleine, dann mit Hunderten, schliesslich Tausenden von Mitarbeitern in zahlreichen Ländern. Zehnder war der Grandseigneur und grosse Veredler der internationalen Unternehmens- und Personalberatung, ein zunächst recht wildes, aus den USA stammendes Geschäft, das der Jurist und Harvard-Absolvent, typisch schweizerisch, in die obersten Stratosphären der Qualität hievte, einen eigenen Orden von Mitarbeitern und Partnern schuf, die den Stil des Gründers in und auf sich in die Welt hinaustrugen.

Ich hatte die Freude und Ehre, Egon Zehnder persönlich zu kennen, einen äusserst humorvollen und liebenswürdigen Menschen, der, zeitlebens Freisinniger, für die besten bürgerlichen Traditionen unserer Schweiz einstand. Heidegger, der deutsche Grossdenker des letzten Jahrhunderts, kultivierte den Dünkel gegenüber den USA und ihrer «trostlosen Betriebsamkeit», der «bodenlosen Organisation der Normalmenschen». Dieser «Weltverdüsterung» hielt er das «geistig-geschichtliche» angeblich hellere und höhere Dasein seines altgriechisch geadelten Deutschlands entgegen. Ich vermute, Egon Zehnder hätte, wenn wir über die Irrungen der Deutschen und ihrer Denker im 20. Jahrhundert gesprochen hätten, geschmunzelt. Begeistert umarmte Zehnder die USA, ohne sich dabei zu verlieren. An ihm liess sich die lässige, fast beiläufige Seelen- und Wesensverwandtschaft der Schweiz mit der angelsächsischen, britisch-amerikanischen Welt ablesen, Pragmatismus statt Ideologie, Common Sense statt Tiefsinn, Freiheit und Markt statt Sozialismus, Zwang und Staat.

Egon Zehnder hatte die Gabe aller grossen Führungspersönlichkeiten: Nach einem Treffen mit ihm hatte man mehr Energie als vorher. Einmal fragte ich ihn, was er während seiner grössten unternehmerischen Krisen gemacht habe. Seine Antwort: «Mehr gearbeitet.» Das «Sein», wie es der Philosoph grübelnd erforschte, liess sich an Egon Zehnder erfahren: als ansteckende Lebenskraft des Schweizer Unternehmers, für den, anders als für Heidegger, Weltverbundenheit und Heimatsinn keine Gegensätze waren, sondern wechselseitige Bedingungen des Erfolgs. R. K.

Karin Keller-Sutters Asylchaos, Wunderland Indonesien, François Jakob, Anne-Laure Bonnel, Fritz Vahrenholt

Als Regierungsrätin im Kanton St. Gallen eilte ihr der Ruf Hardlinerin Frau voraus. Doch jetzt, wo Karin Keller-Sutter als Bundesrätin die Asylpolitik des Landes verantworten muss, ist ihr just dieses Dossier entglitten. Die Schweiz ist mit einer Flüchtlingswelle konfrontiert wie seit Jahren nicht mehr. Mit der Verlängerung des Schutzstatus S bis 2023 hat KKS den 42 Millionen Ukrainerinnen und Ukrainern einen Dauer-Freipass für die Einwanderung ausgestellt. Die Folgen baden andere aus: Weil es in den Bundesasylzentren keine freien Plätze mehr gibt, sollen die Kantone mehr Flüchtlinge aufnehmen. Nun versucht die Bundesrätin, den Problemen mit einem Wechsel ins Finanzdepartement zu entkommen. **Seite 12**

Indonesiens erster Diktator, Sukarno, frönte der Sexsucht, der zweite, Suharto, erlag der Geldgier. Nun holt Präsident Joko Widodo («Jokowi») das Land aus dem Chaos und etabliert im grössten muslimischen Staat Demokratie und Normalität. Im Schatten der Weltpolitik hat er das Reich der 17 000 Inseln in die siebtgrösste Volkswirtschaft verwandelt, vor Grossbritannien und Frankreich. Diese Woche stand Jokowi als G-20-Gastgeber im Zentrum der Welt, hinter den Kulissen setzt er sich für Frieden in der Ukraine ein – «eine typische Aktion dieses liebenswürdigen Menschenfreundes», schreibt Francis Pike. **Seite 26**

Verschiedene Klebeaktionen auf Schweizer Strassen sorgten für grosses Aufsehen bei den



«**Liebenswürdiger Menschenfreund**»:
Indonesiens Präsident Jokowi.

Medien und für viel Ärger, Zeitverlust und Kosten bei den Benutzern von Autos und öffentlichem Verkehr. Auf Nachfrage erhielt die *Weltwoche* Auskunft, wer hinter der Domain *renovate-switzerland.ch* steht: Es ist der 27-jährige Studienabbrecher François Jakob aus Biel. Wie tickt der Neuenburger Winzersohn? Er überlege sich sorgfältig die Folgen seines Handelns: «Meine Schlussfolgerung ist, dass die Risiken, die das Nichthandeln gegen den Klimawandel für meine Mitbürger und meine Liebenden darstellt, unendlich besorgniserregender sind als die Opfer, die ich in meinem täglichen Leben bringen muss.» **Seite 38**

«Cher Monsieur, Ihre Frage zu Hitler ist schrecklich», schrieb die französische Kriegsreporterin Anne-Laure Bonnel mitten in der Nacht in einer Nachricht an Jürg Altwegg. Im Gespräch war ihre Antwort ausweichend ausgefallen. Bonnel, die vom russischen Aussenminister Sergei Lawrow weltweit in die Schlagzeilen gebracht wurde, plädiert für Verhandlungen mit Russland. «Non», präzisiert sie im Nachhinein: «Mit Hitler war der Dialog nicht möglich. Das absolute Grauen. Mit jemandem, der einen Genozid begeht, kann man sich nicht verständigen. Das absolute Böse entzieht sich jeder Verhandlung. Merci pour cet échange.» **Seite 42**

Die Schweizer Energiepolitik sieht zurzeit vor, dass die Kernenergie durch Solar- und Windkraft ersetzt werden soll. Die Verfechter dieser Strategie fordern nun einen massiven Ausbau der Solar- und Windkapazitäten, um die Energieversorgung umzupolen. Sie übersehen dabei das zentrale Problem: Sonne und Wind sind viel zu unregelmäßig für eine stabile Stromversorgung. Was passiert eigentlich in Deutschland, wo die Energiewende schon weiter ist? Der deutsche Energieexperte Fritz Vahrenholt zeigt, dass der Solar- und Windstrom selbst bei einer Vervielfachung der Kapazitäten zu flatterhaft ist. Es braucht entsprechende Reservekraftwerke, was zu den höchsten Stromkosten der Welt führt. **Seite 56**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Weitsichtig - Unabhängig - Pränant

Navigieren Sie durch die Finanzmärkte mit dem Monthly Market Monitor der Kaiser Partner Privatbank!



 kaiserpartner.bank/monthly

kaiser.partner
PRIVATE BANK



Reichtum der Gefühle: Cédric Wermuth. S. 46



Im Kreuzfeuer: Anne-Laure Bonnel. S. 42



Ausser Kontrolle: Karin Keller-Sutter. S. 12

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Ein Luftschloss stürzt ein
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Alain Claude Sulzer
- 10 Tagebuch Bertrand Picard
- 11 Bern Bundeshaus
Marketing im Minenfeld
- 12 Asylpolitik Seid umschlungen, Millionen
- 14 Erziehung der Gefühle
- 16 Personenkontrolle
- 16 News SRF-Kampfbegriff «Wahlleugner»
- 18 Mörgeli
Ein Karrierist und eine Karrieristin
- 18 Boom der Bäuerinnenschulen
Gegentrend zum Genderismus
- 21 Peter Bodenmann
Glättli, Blöchliger und Jositsch
- 22 Schadet die Covid-Impfung mehr,
als dass sie nützt?
- 24 Inside Washington
- 25 Lichtblick Erfolg der Ukraine
- 26 Indonesien
17 000 Inseln der Glückseligen
- 29 Sehnsucht nach dem Vaternord
Republikaner wollen Trump loswerden
- 30 Jositschs Jeremiade
Ein Tenor verfehlt den Ton
- 32 Meloni in Armani
Der Stil der neuen Ministerpräsidentin
- 33 Kurt W. Zimmermann
Ein Weltrekord aus der Schweiz
- 34 Die Hidschab-Party
Westlerinnen verhüllen sich zum Spass

- 36 Ist das der neue Toni Brunner?
Der St. Galler Nationalrat Mike Egger
- 38 «Renovate Switzerland» François Jakob
ist der Mann hinter den Klebprotesten
- 40 Gerechtigkeit für Daniel Jositsch
Plädoyer von Valentin Landmann
- 41 Anabel Schunke
Geld für alle, leistungslos
- 42 Sanftheit in ihren Augen
Kriegsreporterin Anne-Laure Bonnel
- 44 Impf-Lüge
Nur die Spitze des Corona-Eisbergs
- 45 Blechschlangen statt Kriegsflüchtlinge
Stau in Richtung Kriegsgebiet
- 46 Cédric Wermuth
Der Feminist, der aus dem Macho kam
- 50 Ich liebe die Kreisliga
Hommage an den regionalen Fussball
- 52 Chefredaktor Italiens
Wie Mussolini die Medien unterwarf
- 55 Tamara Wernli
Der andere Schönheitsdruck
- 56 Von Deutschland lernen
Fehler in der Energiepolitik
- 58 Leserbrief
- 59 Nachrufe Wolf Schneider,
Mehran Karimi Nasseri
- 72 Beat Gygi
Risse im Kartell

PHILOSOPHIE: HERMANN LÜBBE

- 60 «Unsere technische Zivilisation
wird tendenziell immer friedlicher»
Philosoph Hermann Lübbe
im grossen *Weltwoche*-Gespräch

LITERATUR UND KUNST

- 73 Ikone der Woche
- 74 Weibliche Sprache soll donnern
Schriftstellerin Federica de Cesco
- 76 Bücher der Woche
- 79 Die Bibel
- 80 Hollywoods Zeitgeist
Unterhaltungs-Genie Ryan Murphy
- 82 Fernsehen
- 82 Film «Im Westen nichts Neues»
- 83 Ausstellung
Wie Gedanken Schrift werden
- 84 Kunst Lauter Highlights zum Jubiläum
- 85 Klassik Brahms, Korngold
- 85 Jazz Lisette Spinnler / Christoph Stiefel

LEBEN HEUTE

- 86 Wunderbare Welt
- 86 Unten durch
- 87 Frauen
- 88 Thiel Logik
- 88 Häuser «Del Coronado»
- 89 Was macht eigentlich? Werner Günthör
- 90 Essen
- 90 Wein
- 91 Auto
- 91 Objekt der Woche
- 92 Bei den Leuten Auto Zürich
- 94 Zeitzeichen
- 94 Fragen Sie Dania
- 95 Mittagessen mit ... Ralph Hollmig
- 96 Menschen von morgen Juliane Gerth
- 98 Das indiskrete Interview
Mirjam «Mimi» Jäger



Wasserstoff

Was Sie über den Megatrend wissen müssen – und wie Sie davon profitieren

■ Stellen Sie sich eine Welt vor, in der Flugzeuge mit Wasserstoff im Tank fliegen, Frachtschiffe schwerölfrei über die Meere gleiten und luftverpestende Diesel-Lkws von den Autobahnen verschwinden. Stattdessen surren Fahrzeuge, angetrieben mit Brennstoffzellen, über die Straßen und in den Häusern wärmen wasserstoffbetriebene Heizungen.

Das sind keine Fantasien oder Hirngespinnste, sondern das wird tatsächlich bald Wirklichkeit werden. Wasserstoff wird unsere Zukunft noch viel fantastischer machen, als wir uns das heute überhaupt vorstellen können.

Begleiten Sie den Bestsellerautor Michael Grandt auf seiner spannenden und faktenreichen Reise durch die Welt des Wasserstoffs. Erfahren Sie, warum das kleinste Element des Universums gerade jetzt die Lösung vieler Probleme sein kann – auch für Sie ganz persönlich! Mit vielen Beispielen beleuchtet der Autor den neuesten Stand der Forschung und beantwortet interessante Fragen wie:

- Was ist Wasserstoff eigentlich, wie wird er erzeugt und wie viel Energie liefert er?
- Warum werden Wasserstoff-Autos bald die E-Autos ablösen?
- Fliegen wir künftig nur noch mit Wasserstoff-Flugzeugen?
- Hat jeder bald ein »Minikraftwerk« im Keller?
- Kann Wasserstoff den ökonomischen Selbstmord Deutschlands verhindern?

Michael Grandt geht aber auch noch auf viele andere interessante Themen ein:

- Wie man aus Abfall Wasserstoff herstellen kann.
- Weshalb sich Tesla in Zukunft warm anziehen muss.



- Wie Sie Ihre eigene Energiewende gestalten.
- Welche innovativen Anlagen und Konzepte für Ihr Zuhause interessant sind.
- Wie Sie Wasserstoff selbst herstellen.
- Wie Sie mit nur 2,4 Litern Wasser bald Ihr ganzes Haus mit Strom versorgen können.
- Was es mit der Mini-Wasserstoff-Tankstelle in der Garage auf sich hat.
- Mit welchen Wasserstoff-Aktien Sie hohe Gewinne erzielen und vieles andere mehr.

Die Entwicklung schreitet mit Riesenschritten voran. **Wir stehen gerade an der Schwelle zu einer gigantischen Energie-Revolution.** Denn was Wasserstoff liefert, ist gewaltig!

Der »Megatrend Wasserstoff« hat gerade erst begonnen!

Michael Grandt: Megatrend Wasserstoff! • gebunden • 298 Seiten • zahlreiche Abbildungen • Best.-Nr. 986 500 • 24.99 €

KOPP VERLAG

Telefon (00 49) 74 72 98 06 10 • Telefax (00 49) 74 72 98 06 11 • info@kopp-verlag.de • www.kopp-verlag.de

Jetzt bestellen! Versandkostenfreie Lieferung innerhalb Europas

Ein Luftschloss stürzt ein

Der Crash der Börse FTX ist ein heilsamer Schock für die Kryptowelt. Am Ende wird diese Bereinigung vor allem Bitcoin nützen.

Milosz Matuschek

Seit über einer Woche gehen Schockwellen durch die Kryptobranche. Eine der umsatzstärksten Kryptobörsen, FTX, ist Pleite gegangen und reisst das ganze Imperium ihres Gründers, Sam Bankman-Fried, in den Abgrund. Der FTX-Zusammenbruch ist ein veritabler Krimi. Kryptowährungsbesitzer fühlen sich an frühere Skandale, wie den Betrugsfall der Börse «Mt. Gox», erinnert.

Bankman-Frieds Werdegang in Kürze: vom Krypto-Trader zum Kryptobörsenbesitzer, also vom Händler zum Banker. Er erhandelte sich über seinen Hedgefonds Alameda Research, den zuletzt seine Freundin leitete, ein Milliardenvermögen, gründete eine Kryptobörse, investierte in unzählige Projekte. Zuletzt war er siebzehn Milliarden Dollar schwer.

Das ganze Ausmass der Gaunereien von Bankman-Fried ist derzeit zwar noch nicht absehbar, es lässt sich aber so viel sagen: Die Kryptobörse FTX veruntreute wohl Kundengelder, liess sich Geld, das überwiegend mit dem Wert des börseneigenen Tokens FTT abgesichert wurde, und fälschte Bilanzen. Selbst Elon Musk lässt jetzt verlautbaren: Bei Sam Bankman-Fried ging mein Bullshit-Radar los.

Wohltäter mit Kundengeldern

Als der Newsdienst Coindesk die luftige Bilanz von Alameda offenlegte, brach der Preis des Tokens ein, es kam zu einem Liquiditäts-

Sogar für die Ukraine sammelte FTX Kryptospenden, von 200 Millionen ist die Rede.

engpass und zum Banken-Run, die Kunden wollten ihr Geld.

Was nun in Sachen FTX und Bankman-Fried peu à peu bekannt wird, deutet auf ein gewaltiges Geflecht an Ungereimtheiten hin. Vor wenigen Tagen wurde die Börse zudem noch gehackt und um 600 Millionen Dollar erleichtert. Ein letzter Akt der Selbstbedienung durch das Management? Besonders brisant sind auch die karitativen Aktivitäten

von Bankman-Fried. Man kann den dreissigjährigen, teigigen Wuschelkopf gut und gerne als woken Gutmenschen bezeichnen. Oft gab er vor, für das Gute in der Welt zu kämpfen, stellte sich moralisch gerne auf den höchsten



Geflecht an Ungereimtheiten:
FTX-Arena in Miami, Florida.

Sockel, getreu dem Motto «earn to give». Seine Firma war letztlich eine Wohngemeinschaft von woken Halbwüchsigen aus guten amerikanischen Familien in einem Penthouse auf den Bahamas. Er selbst liebte den Auftritt im T-Shirt vor seinem alten Toyota Corolla.

Geldmaschine für die US-Demokraten?

Bankman-Frieds Gutmenschentum gipfelte politisch darin, dass er mit über vierzig Millionen Dollar nach George Soros der grösste Einzelspender der Demokraten war. FTX wurde kurz nach Bidens Präsidentschaftskandidatur aus dem Boden gestampft. Für 2024 kündigte er sogar an, bis zu einer Milliarde Dollar spenden zu wollen. Auch seine Mutter und sein Bruder sind mit eigenen Organisationen als Spender der Demokraten aktiv:

eine schrecklich nette Familie für Biden. Was wollte Bankman-Fried mit seinem Engagement erreichen? Die Demokraten für Krypto begeistern, eine vorteilhafte Regulierung für die Branche? Dann wäre es «nur» Lobbyismus. Oder war er eine Art U-Boot der Demokraten in der Kryptobranche, um möglichst viel Geld für die Partei zu verschieben, bis das Ponzi-System zusammenfiel?

Noch kurz vor Schluss wollte er den faulen Fisch dem grössten Konkurrenten, der Plattform Binance, andrehen. Auch so wäre Bankman-Fried dienlich gewesen, nämlich als nützlicher Idiot, der letztlich dem Establishment dabei hilft, durch den Verruf der Kryptobranche die zentralistisch gesteuerten, elektronischen Zentralbankwährungen salonfähig zu machen.

Sogar für die Ukraine sammelte FTX Kryptospenden, von 200 Millionen ist die Rede, wovon jedoch wohl nur ein Bruchteil ausgezahlt wurde. Floss der Rest zurück in die USA? Das System Bankman-Fried war wohl häufig ein Ritt auf der Rasierklinge zwischen Wohltäterschaft und Geldwäsche.

Das Ende von FTX ist nicht das Ende von Bitcoin, aber eine schmerzhaft und gänzlich überflüssige Marktberreinigung. Das Satireblatt *The Onion* hat es auf den Punkt gebracht: «Das Vertrauen in Krypto steigt, nachdem klar wurde, dass Bankman-Fried seine Kunden wie eine echte Bank abzockte.»

Mittelfristig wird das dem Bitcoin nützen sowie allen Dienstleistungen im Kryptomarkt, die den Nutzer bei der Eigenermächtigung unterstützen. Souveränes Geld für souveräne Bürger! Bitcoin ersetzt Banken, es braucht keine bankähnlichen Gebilde durch die Hintertür.

Inzwischen gibt es einfache Möglichkeiten, sicher in Bitcoin zu investieren, ohne ein Drittparteienrisiko eingehen zu müssen. Die Kontrolle über die Bitcoins obliegt dabei allein dem Kunden. In Bitcoin zu investieren, ist kein Hexenwerk, sofern man es versteht, sich von Zauberlehrlingen und falschen Alchemisten fernzuhalten.

Lieber Alain Claude Sulzer

Sie wollen kein drittes Mal für den Schweizer Buchpreis nominiert werden, um dann ein drittes Mal leer auszugehen, erklärten Sie. Und sind so ehrlich, zuzugeben, dass Sie die ersten zweimal unbedingt gewinnen wollten, auch das Geld. Jetzt fürchten Sie eine dritte Zurückweisung. So viel Ehrlichkeit ehrt Sie.

Nach Alex Capus sind Sie schon der zweite erfolgreiche Schriftsteller, der von literarischen Wettkämpfen Abschied nimmt. Literatur sei keine olympische Disziplin, hat Capus erklärt, auch keine Miss-Schweiz-Wahl. Nun, ich finde, es hat etwas lange gedauert, bis Sie und Capus gemerkt haben, dass Literaturpreise mit einem Nominierungsverfahren für erfolgreiche Schriftsteller ein Nonsens sind, genau wie Journalistenpreise. Weil es dabei Verlierer gibt. Und weil es Mächtigenautorinnen und -kollegen sind, die in der Jury sitzen. Wer schreibt schon für das eigene Milieu statt für Leser? Leider viel zu viele. Ich kenne



Wir sind die unbestechliche Jury:
Schriftsteller Sulzer.

Journalisten, die beim Schreiben stets an die Kollegen denken, da war einer, der vor Glück strahlte, wenn er in der «Presseschau» von Radio SRF 1 zitiert wurde. Und andere, die sich beschwerten, weil sie nie zitiert wurden.

Kollegen sind eben Kollegen: eher neidisch, Sie verzeihen Ihnen den Erfolg nicht.

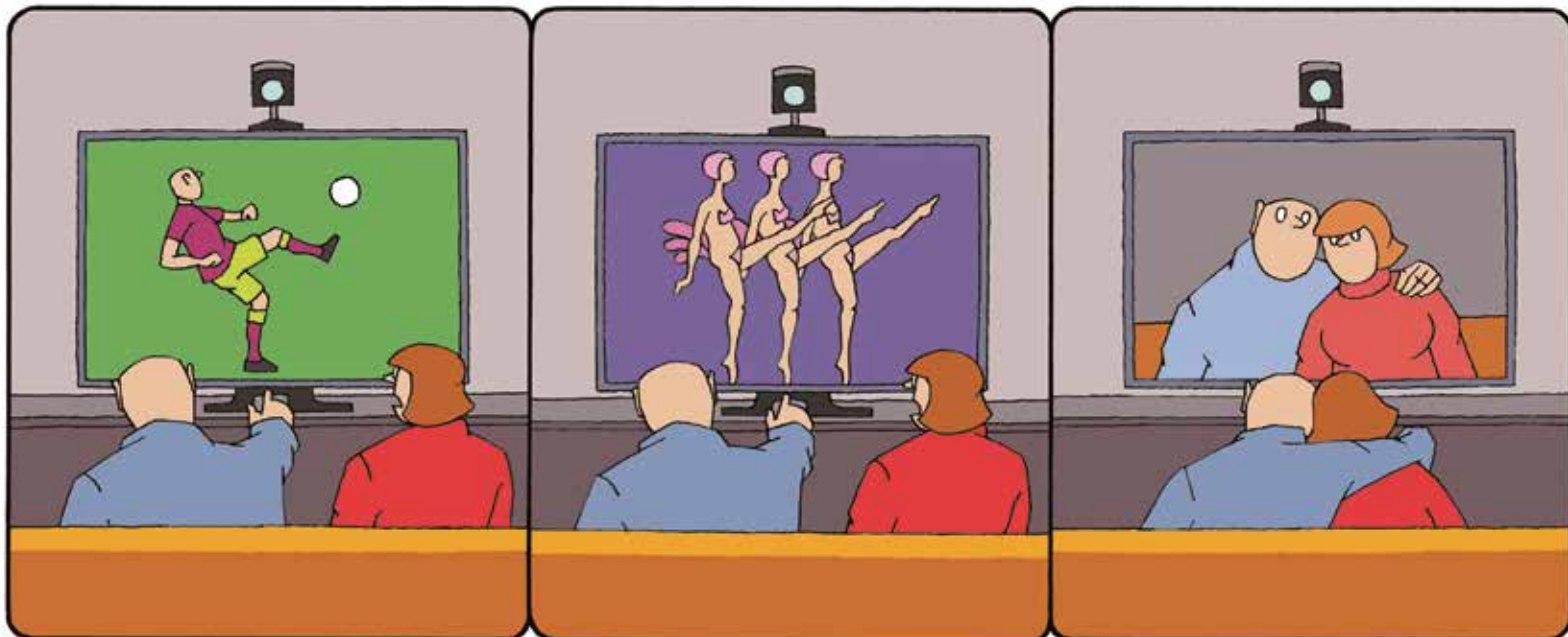
Warum bekam Peter von Matt seinen ersten Buchpreis erst mit 75, obschon die bedeutendsten deutschen Kritiker ihn längst zum besten Schriftsteller der Schweiz erkoren hatten?

Hätte Robert Walser je einen Buchpreis gekriegt? Der wohl erfolgreichste Schweizer Schriftsteller, Charles Lewinsky, wurde dreimal nominiert, ging aber leer aus, denn er hat auch sehr erfolgreich fürs Boulevardtheater geschrieben. Pfui!

Also bitte, nicht verzagen, und merke: Wir Leser lieben Ihre Bücher, wir sind die unbestechliche Jury, wir vergeben die Preise, nämlich den Preis, den wir in der Buchhandlung für Ihre Bücher bezahlen.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Bertrand Piccard



Der Beginn der laufenden Uno-Klimakonferenz COP 27 wurde von Verzögerungen überschattet, da sich die Delegierten nicht darauf einigen konnten, ob und wie das Thema «Verluste und Schäden» («Loss and Damage») in Bezug auf die Folgen des Klimawandels für die ärmsten Länder auf die Tagesordnung zu setzen sei. Ich möchte die Dinge nicht zu sehr vereinfachen, aber im Grunde genommen ist es die gleiche Frage, die wir jedes Jahr auf die eine oder andere Art und Weise immer wieder diskutieren. Und am Ende geht keiner der Teilnehmer zufrieden nach Hause.

Es ist logisch, dass die diesjährige Konferenz, die von der ägyptischen Regierung ausgerichtet wird und auch als «afrikanische COP» bezeichnet wird, diese Fragen zur Abgeltung von Schäden und Verlusten in den Vordergrund stellen will. Das 2015 auf der COP 21 in Paris festgelegte Ziel einer Summe von hundert Milliarden Dollar pro Jahr wurde nie erreicht – und heute werden die Entschädigungen für Verluste und Schäden viel höher geschätzt: Von 290 auf 580 Milliarden Dollar jährlich dürften sie bis 2030 steigen und bis 2050 rund 1,7 Billionen Dollar erreichen.

Wir müssen neue Wege finden, um über diese Fragen nachzudenken und Antworten zu finden. Was die Premierministerin von Barbados, Mia Mottley, jüngst sagte, trifft den Kern des Problems: «Unsere Fähigkeit, Zugang zu Elektroautos, Batterien und Fotovoltaikanlagen zu erhalten, wird durch Länder eingeschränkt, die da schon das Feld beherrschen und alles für sich selbst produzieren können. Der Süden bleibt in diesen Fragen dem Norden ausgeliefert.»

Für führende Politiker dieser Länder ist klar, dass der ökologische Übergang untrennbar mit den Grundbedürfnissen wie Verkehr, Strom, Trinkwasser, Nahrung und Wohnen verbunden ist.

Wenn wir also an einen «gerechten Übergang» denken, geht es nicht nur darum, den Menschen das Überleben zu ermöglichen und gleichzeitig dafür zu sorgen, dass sie sich von alten, schmutzigen und ineffizienten Methoden und Energien abwenden – sondern auch darum, den ökologischen Übergang zu nutzen, um sich eine gänzlich neue Lebensweise zu er-

Es gibt zahlreiche Technologien, die in lokalen Gemeinschaften zur Problemlösung beitragen können.

schliessen. Wir wissen, dass es die Technologie gibt, um dies zu ermöglichen.

Man muss sich vergegenwärtigen, dass die ärmsten Länder jedes Jahr noch ärmer werden, weil sie fossile Brennstoffe importieren und mit ausländischen Währungen bezahlen. Es ist deshalb wichtig, für den ökologischen Übergang einen veritablen technologischen Sprung anzupeilen: den Übergang von der zentralisierten Produktion von überteuerter Energie mit einer Verteilung, welche die Peripherie vernachlässigt, hin zu einer dezentralisierten Energieproduktion, zu einer echten Quelle der Entwicklung für die Bevölkerung, also hin zu den erneuerbaren Energien, die jetzt die billigsten Quellen geworden sind.

Für die Realisierung ist weltweit genügend Geld vorhanden, aber die Investitionen hängen von der politischen Stabilität in den betreffenden Ländern ab.

Was in den Debatten immer wieder auftaucht, ist der Begriff «Transfer», der Transfer von den reichen in die armen Länder. Das betrifft den finanziellen wie auch den technologischen Transfer, und die Frage ergibt sich: Soll man der Finanzierung lokaler Start-ups den Vorrang geben oder eher dafür sorgen, dass die eingesetzten technischen Lösungen schnell an den Weltstandard angepasst werden?

Meine Antwort: «Beides.» Die eine Stossrichtung wird zweifellos lokales Wissen und geistiges Eigentum schaffen – die andere wird Technologien verfügbar machen, die sich anderswo bereits bewährt haben. Aber dabei sollte es nicht zu Technologieanwendungen in grossem Massstab kommen, ohne dass lokale Unternehmen in diese Entwicklung einbezogen werden.

Es gibt zahlreiche Technologien, die in lokalen Gemeinschaften zur Problemlösung beitragen können: etwa ein namibisches System der Elektromobilität mit fotovoltaischer Aufladung für abgelegene Gebiete, ein Solar-system zur Trocknung von Obst und Gemüse, um den Zerfall der Ernte zu verhindern, oder Saatgut, das mit Molekülen beschichtet ist, die den Bedarf an Wasser und Dünger begrenzen. Es ist kein Zufall, dass das 17. Ziel (von 17) der Uno-Agenda 2030 zur nachhaltigen Entwicklung mit Partnerschaft umschrieben ist. Partnerschaft muss zum Eckpfeiler eines ökologischen Übergangs werden, der, wenn er erfolgreich sein soll, fair und ausgewogen zwischen den beiden Hemisphären sein muss. Daran können wir auch den Erfolg der COP 27 messen.

Bertrand Piccard ist ein Schweizer Flugpionier und Gründer der Klimaschutz-Stiftung Solar Impulse.

Marketing im Minenfeld

Livia Leu verkündet einen Fortschritt bei den Sondiergesprächen mit Brüssel. In Wahrheit ist die Chefunterhändlerin keinen Zentimeter weiter.

Mit schöner Regelmässigkeit lässt das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) ein paar Informationsbrocken zu den Sondierungsgesprächen mit der EU durchsickern. Meistens kann die Schweizer Chefunterhändlerin, Staatssekretärin Livia Leu, aber nur schlechte Nachrichten servieren. Nach ihrem letzten von bisher insgesamt sechs Treffen war es nun anders, Leu konnte einen Mini-Fortschritt verkünden. Man habe sich auf ein «gemeines Verständnis» über eine Paketlösung geeinigt. Das Paket biete mehr Lösungen für Kompromisse, so Leu.

Ist dies nun tatsächlich ein kleiner Fortschritt oder bloss eine Art Entschuldigung der Chefunterhändlerin an die Adresse der EU-Kommission? Nachdem die EDA-Top-Diplomatin von ihrem letzten «Rencontre» in Brüssel etwas frustriert zurückgekehrt war, gab sie danach der NZZ ein Interview, in dem sie über die EU-Kommission herzog: Brüssel versuche Druck aufzubauen und spiele auf Zeit.

Ukraine-Krieg als Wendepunkt

Die Attacke erinnerte an die von Bundesrätin Micheline Calmy-Rey während ihrer Zeit als Aussenministerin. Als sie 2011 bei ihren Verhandlungen nicht weiterkam, polterte sie fast mit dem gleichen Inhalt gegen Brüssel: «Leider müssen wir feststellen, dass uns die EU das Leben unnötig und ungerechtfertigterweise schwermacht. Brüssel verhält sich passiv.»

Die Genferin erntete dafür viel Applaus, Livia Leu musste dagegen von FDP-Nationalrat Hans-Peter Portmann, Ständerat Pirmin Bischof (Mitte), GLP-Präsident Jürg Grossen und SP-Nationalrat Fabian Molina Kritik einstecken. Der Hauptvorwurf lautete, es sei nicht opportun, Verhandlungen nach aussen zu tragen. Allerdings hilft es Leu auch nicht gerade, wenn sich ganze Heerscharen von Parlamentariern vor den EU-Granden in den Staub werfen, wie man dies in den letzten Monaten beobachten konnte.

Ganz sicher hat die EDA-Staatssekretärin eines der schwierigsten Mandate der Eidgenossenschaft übernommen: Sie soll die Beziehung zur EU kitten. Sie versucht aus der gemeinsamen



Pakete und Kompromisse:
Diplomatin Leu.

Bewältigung des Ukraine-Kriegs Schwung in die Verhandlungen zu leiten. Es ist kein Zufall, dass sie nach der letzten Gesprächsrunde nebenbei hervorhob, wie stark die Schweiz und die EU miteinander verbunden seien. Der Krieg in der Ukraine habe vor Augen geführt, wie wichtig eine geregelte Beziehung sei.

In der Ukraine-Krise marschiert die Schweiz praktisch im Gleichschritt mit der EU. Der Bundesrat brach sogar einen innenpolitischen

Sogar der frühere SP-Nationalrat Rudolf Strahm findet, ein Strom-Marktabkommen erübrige sich.

Streit über die Neutralität vom Zaun, um Brüssel entgegenzukommen und die Sanktionen gegen Russland mitzutragen. Bei der Flüchtlingspolitik übernimmt unser Land die Direktiven aus Brüssel wie sonst kein anderer EU-Mitgliedsstaat. Trotzdem ist man der Schweiz in sechs Verhandlungsrunden keinen Zentimeter entgegenkommen.

Dass die EU die von der Schweiz gewünschte Paketlösung akzeptiert, bedeutet nicht viel. Es

sind vor allem der Bundesrat und Livia Leu, die sich hier einen klaren Vorteil versprechen. Tatsächlich ist das nicht mehr als ein billiger Marketingtrick, um von den eigentlichen Minenfeldern abzulenken.

Souveränität opfern?

Was brauchen wir denn schon von der EU? Ein Strommarktabkommen? Sogar der frühere SP-Nationalrat und Preisüberwacher Rudolf Strahm findet, ein solches erübrige sich, weil wir im Krisenfall nicht darauf vertrauen könnten, dass uns die EU-Staaten trotz Abkommen den Strom liefern. Brauchen wir ein Gesundheitsabkommen, das uns unter Umständen Tausende europäische Patienten beschern würde? Sind neue Forschungs- und Kulturkooperationsabkommen von zentraler Bedeutung für das Land? Die besten Universitäten von Kontinentaleuropa stehen in der Schweiz. Die EU straft sich selber, wenn sie Schweizer Unis vom künftigen Forschungsabkommen «Horizon Europe» ausschliesst und so diskriminiert.

Sollen wir dafür unsere Souveränität opfern? Kein Vorteil neuer Verträge ist so gross, dass er eine institutionelle Anbindung aufwiegen würde. Die alten Probleme sind weiterhin ungelöst. Die EU pocht nach wie vor darauf, dass wir EU-Recht übernehmen. Die Fragen der Überwachung der Verträge und der Konfliktlösung sollen nicht mehr wie im gescheiterten Rahmenvertrag generell, sondern sektoriell geregelt werden.

Vor allem aber wird es am Ende auch darauf hinauslaufen, dass wir den Europäischen Gerichtshof (EuGH) als oberste Streit-schlichtungsinstanz anerkennen müssen. Weiter sollen wir regelmässig über eine Milliarde Franken als Entwicklungsgelder für die EU-Oststaaten überweisen, die das schon lange nicht mehr nötig haben, und zudem die Weiterentwicklung der Personenfreizügigkeit in Form der sogenannten Unionsbürgerrichtlinie schlucken, welche den EU-Bürgern dieselben Rechte einräumt wie den Schweizern. So wird das wieder nichts.

Seid umschlungen, Millionen

Bundesrätin Karin Keller-Sutter (FDP) hat die Schweiz sperrangelweit geöffnet. Nun, da ihre Politik scheitert, plant sie die Flucht ins Finanzdepartement.

Hubert Mooser

Bern

Es ist eine Schlüsselszene für die Asylpolitik unter Bundesrätin Karin Keller-Sutter (FDP). Ende Februar 2022 trafen sich die EU-Innen- und Justizminister in Brüssel zu einer Krisensitzung. Russland hatte in den Tagen davor die Ukraine überfallen. Justizministerin Keller-Sutter (FDP) eilte in die belgische Hauptstadt, um an diesem Treffen teilzunehmen. Noch bevor die Sitzung begonnen hatte, gab die Bundesrätin Medienleuten zu verstehen, dass sich die Schweiz mit den EU-Staaten solidarisch zeigen werde, sollte man für die Flüchtlinge aus der Ukraine einen speziellen Verteilmechanismus beschliessen.

Nun ist Keller-Sutter nicht in den Bundesrat gewählt worden, damit sie sich solidarisch mit der ganzen Welt zeigt, sondern solidarisch mit der eigenen Bevölkerung. Und Solidarität mit den in der Schweiz Lebenden bedeutet eine restriktivere Ausländer- und Asylpolitik. Dass immer mehr Flüchtlinge und Asylsuchende ins Land drängen, ist nicht im Interesse der Mehrheit, zumal es sich grossmehrheitlich nicht um die Fachkräfte handelt, nach denen die Wirtschaft ruft.

Perfektes Chaos in vier Jahren

Die Kosten für die Rundumversorgung der Neuankömmlinge laufen längst aus dem Ruder. Der Bund hat in seinem Voranschlag 2022 für Flüchtlinge und Asylsuchende 1,16 Milliarden Franken vorgesehen. Jetzt geht man davon aus, dass der Asylbereich bis Ende Jahr 2,8 Milliarden verschlingen wird – mehr als doppelt so viel. Dazurechnen muss man die Kosten der Kantone und Gemeinden. Das sind weitere Hunderte Millionen Franken. Wer die Debatte über die einzelnen Corona-Kredite, das mühsame Ringen und Feilschen um ein paar Dutzend Millionen Franken vor Augen hat, wundert sich, mit welcher Lockerheit der Bund zusätzliche Milliarden für Asylsuchende und Flüchtlinge freigibt, obwohl der Bundeshaushalt wegen Corona aus dem Lot geraten ist.

Man kann es nicht anders sagen: Keller-Sutter, über die der *Tages-Anzeiger* vor ihrer Wahl



«Wir schaffen das»: Justizministerin Keller-Sutter.

2018 titelte, sie sei zu perfekt für den Bundesrat, hat in bloss vier Jahren an der Spitze des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements (EJPD) im Asylbereich ein perfektes Chaos angerichtet. Egal, wohin man schaut, es türmen sich nichts als Probleme: ein Zustrom an Flüchtlingen, so viele Asylsuchende wie seit

Egal, wohin man schaut, in Keller-Sutters Departement türmen sich nichts als Probleme.

Jahrzehnten nicht mehr, überlastete Bundeszentren, fehlendes Betreuungspersonal, Krach mit den Kantonen, weil diese plötzlich mehr und schneller Asylsuchende zugewiesen bekommen, ausserdem eine unzufriedene Migrationsbehörde, weil Keller-Sutter alles unter Kontrolle halten will.

Eine kleine Episode, die sich auf einer von der *Schweizer Illustrierten* organisierten 1.-August-Wanderung in diesem Jahr mit Keller-Sutter,

Lesern und ukrainischen Flüchtlingen um den Walensee ereignete, liefert eine Art Analogie zu ihrer Asylpolitik. Als die Magistratin in Unterterzen die Wanderschuhe anzieht und ein paar Schritte tut, löst sich plötzlich die Sohle ab. Genauso ist es mit ihrer Asylpolitik, sie zerbröckelt langsam, aber sicher. Ist hier tatsächlich die gleiche Frau am Werk, von der es in der Ostschweiz hiess, sie sei eine Hardlinerin in Asyl- und Ausländerfragen («Blocher im Jupe»)? Ausgerechnet ihr entgleitet die Asylpolitik.

Dickes Ei für den Nachfolger

Jetzt will sie sich nach bloss einer Legislaturperiode auch noch abschleichen. Sie interessiert sich schon länger für das Finanzdepartement, ist aus ihrem Umfeld zu hören. Als Parmelin nach drei Jahren vom Verteidigungsdepartement (VBS) ins Wirtschaftsdepartement wechselte, legten ihm dies diverse Medien als «Fahnenflucht» aus. Er habe wichtige Projekte aufgegleist und lasse das VBS nun im Stich. Dass Keller-Sutter nach vier Jahren die

Flucht aus dem EJPD plant und einen Berg voller Probleme hinterlässt, ist den Medien keine Zeile wert.

Womöglich hat sie ihrem Nachfolger oder ihrer Nachfolgerin ein letztes dickes Ei ins Nest gelegt – als sie am Mittwoch vor einer Woche verkündete, der Status S für Flüchtlinge aus der Ukraine werde bis zum 4. März 2023 verlängert. «Wir wollen damit Klarheit schaffen, wie es mit dem Schutzstatus S weitergeht», erklärte die Bundesrätin. Aber das Einzige, worüber Klarheit herrscht, ist die Tatsache, dass sie damit die Türe noch weiter aufgestossen hat.

Einladung an 42 Millionen Ukrainer

SVP-Nationalrätin Martina Bircher, die als Aarburger Gemeinderätin die Auswirkungen der Flüchtlingsströme direkt zu spüren bekommt, ist fassungslos. «Das ist doch eine Einladung an die Ukraine mit ihren 42 Millionen Einwohnern, in die Schweiz zu emigrieren, die darüberhinaus in der ganzen Welt gehört wird», findet sie. Bircher verlangte zusammen mit SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi in der letzten Sommersession, dass nur mehr Personen, die aus Regionen stammen, wo tatsächlich Kampfhandlungen stattfinden, den Schutzstatus S erhalten sollten. Für Keller-Sutter ist das kein Thema. Sie behauptet weiter steif und fest, die gesamte Ukraine werde bombardiert.

Noch gefährlicher findet Bircher eine andere Erklärung der Justizministerin, weshalb sie in den kommenden Wochen noch mehr Ukrainerinnen und Ukrainer erwarte: weil nämlich in dem kriegsversehrten Land die Wasser- und Stromversorgung nicht mehr funktioniere. «Das ist ein fatales Signal», so Bircher. «Wir gewähren den Schutzstatus S, weil Strom, Wasser und Heizung kaputt sind. Wie lange dauert es, bis eine Strommangellage als Asylgrund anerkannt wird?»

Das Problem ist, dass die FDP-Bundesrätin nie den Versuch unternommen hat, eine eigene und striktere Asylpolitik aufzugleisen. Brav vollzog sie von allem Anfang an die Vorgaben der EU, oder besser gesagt der Dublin-/Schengen-Staaten, wie auch jetzt wieder bei der Verlängerung des Schutzstatus S bis Frühjahr 2023. Als Begründung dafür schiebt sie das Argument vor, Migrationsprobleme könne man heute nur im internationalen Kontext lösen. Dabei trägt nur etwas mehr als die Hälfte der EU-Staaten die gemeinsame Flüchtlingspolitik mit. Der Kleinstaat Dänemark fährt mit einer scharfen Asyl- und Integrationspolitik einen eigenen Kurs. Die Asylsuchenden müssen künftig in Ruanda auf die Behandlung ihres Asylgesuches warten.

Die Schweiz tut dagegen asylpolitisch mehr, als wirklich nötig ist. Insgesamt hat Keller-Sutter bis heute 67 000 Ukrainerinnen und Ukrainer ins Land gelassen. Doch im Schatten dieser Kriegsvertriebenen entwickelte sich in

den letzten Wochen eine weitere Flüchtlingswelle, die immer grösser wurde. Über die westliche Balkanroute sind Zehntausende von Asylsuchenden nach Westeuropa eingereist. Bis Ende des Jahres werden es wohl über 24 000 sein.

Migrationsministerin Karin Keller-Sutter hält nichts davon, Menschen auf der Flucht zurückzuweisen. Wie ein Menetekel hört sich jedenfalls ihre Aussage vom letzten April an, es sei nicht vorstellbar, «Frauen und Kinder an der Grenze abzuweisen». Natürlich war es auf die Ukrainerinnen und Ukrainer gemünzt. Aber es tönte ähnlich wie der Spruch der früheren deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel, als sie mitten in der Flüchtlings-

Sie behauptet weiterhin steif und fest, die gesamte Ukraine werde bombardiert.

krise von 2015 verkündete: «Wir schaffen das.» Zu dem Zeitpunkt hatten bereits 28 000 Ukrainer in der Schweiz Schutz gesucht, während im toten Winkel der Politik auch die Zahl der Asylsuchenden fast unbeachtet Monat für Monat steil anzog.

Keller-Sutter war zu diesem Zeitpunkt längst alarmiert und aktivierte den Sonderstab Asyl. Anfang April beauftragte sie zudem den früheren Zürcher Polizeikommandanten Thomas Würzler, die Unterbringung der ukrainischen Flüchtlinge in der Schweiz zu koordinieren. Aber irgendetwas muss dabei gewaltig schiefgelaufen sein, denn der Zustrom an Flüchtlingen kann längst nicht mehr bewältigt werden. Am 25. Oktober rief Keller-Sutters Migrationsbehörde den Notstand aus.

Die Zahl der Asylsuchenden bleibe hoch, die Unterkünfte des Bundes seien ausgelastet und würden kaum noch über freie Betten verfügen.

Keller-Sutter löste das Problem auf nicht sehr elegante Weise, indem sie den Druck umgehend an die Kantone weitergab. Diese sollten sofort mehr Asylsuchende in Obhut nehmen. Fieberhaft müssen nun die Gemeinden nach Unterkünften suchen, Turnhallen und Mehrzweckgebäude als Asylunterkünfte zwangsrekrutieren.

Der Unmut wächst, wie in der kleinen Schweizer Gemeinde Galgenen. Dort wusste man sich nicht anders zu helfen, als die Mehrzweckhalle dafür freizugeben. Die Dorfvereine, die das Gebäude für ihre Aktivitäten nutzten, sind ab Dezember ausgeschlossen. Nun ist der Teufel los. Auf den 22. November hat die SVP-Ortssektion zu einer Informationsveranstaltung geladen. Der Anlass könnte lebhaft werden.

Krise? Welche Krise?

Gleichzeitig erscheinen in den Medien immer mehr Geschichten über desaströse Unterkünfte für Flüchtlinge und deren Unterbringung in Luftschutzräumlichkeiten und vergammelten Häusern. Das gab Keller-Sutter Gelegenheit, mit ein paar harten Worten ihre sonst butterweiche Asylpolitik zu übertünchen: «Was für Schweizer Soldaten zumutbar ist, sollte auch für Asylsuchende zumutbar sein», sagte sie über die Unterbringung in Zivilschutzunterkünften. Aber von einer Krise will sie nichts wissen. Die Situation sei nur darum für Bund, Kantone und Gemeinden eine Herausforderung, weil es zu einer Kumulation der Migrationsströme gekommen sei. Als ob eine Bundesrätin nicht genau dafür gewählt sei: um auf solche Ereignisse im Interesse der Schweiz zu reagieren.



«Ich gestalte lieber die Zukunft, als in alten Zeiten zu schwelgen.»

Ramona Weber
Teamleiterin Service Center
Privatkunden Schweiz

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.



Dauerhafte Flüchtigkeit der Aktualität

Oder um es salopp zu formulieren: Die Kacke ist am Dampfen.



Ewigkeit schaffen.

Es scheint beinahe nichts Sinnloseres zu geben, als über Aktualitäten zu schreiben. Da ist kaum ein vernünftiger Grund, das davoneilende Hier und Jetzt in Worten festzuhalten, weil sich das Hier und Jetzt in unseren Kapriolen schlagenden Tagen unaufhörlich selbst überholt und auslöscht. Täglich werden auf allen medialen Kanälen zehn Mal mehr Nachrichten produziert, als es Menschen gibt, das ist Irrsinn, das ist Zeitverschwendung, das ist Kommunikation, die kaum mehr kommunikativ ist, sondern nur noch kumulativ.

Also ist es, metaphysisch und philosophisch gesehen, das einzig Richtige, diesen Schwall an Meldungen, Nachrichten, Konversationen und so weiter an sich vorbeiziehen zu lassen und nicht durch sich hindurch, weil die Gefahr besteht, dass man steckenbleibt und sich langsam auflöst in den Schlamm-Massen der Aktualitäten, untergeht in ihrem Sog, verlorengelassen in ihrer Unendlichkeit, viel mehr noch als im Schweigen der Ewigkeit.

Die Welt ist ein unruhiger Ort geworden, ein tosendes und tobendes Paradies, ein unaufhörlich bedrängtes und bedrängendes Etwas mit viel zu vielen Stimmen und Tonlagen, die längst das Mass einer gesunden Vielfalt überschritten hat und Gefahr läuft, sich im Unkenntlichen zu verlieren. Ihre Signatur verliert an Kontur, an Kraft auch, an Eleganz, an Hoffnung.

Da war vor ein paar Tagen eine kleine Meldung, online natürlich, eine dieser vielen kleinen Millionen und Milliarden von Meldungen

jeden Tag, es war nur eine Aktualität, kaum wahrzunehmen im digitalen Fluss des Flüssigen, und dennoch verfolgt sie mich seit Tagen, verliert ihre Unfähigkeit des Haftenbleibens und legt an Ungeheuerlichkeit zu. Sie tut das, glaube ich, weil sie den Zustand der Welt blosslegt, die Schwäche und die Perversität einer ihrer wichtigsten Strukturen, ihres gerade praktizierten Gesellschaftsmodells, des Kapitalismus, dem wir unendlich viel verdanken, gewiss, Wohlstand, Sicherheit, Austern und Kaviar, dessen Kontrolle uns aber mit zunehmender Geschwindigkeit aus den Händen gleitet.

Da liegen vielleicht dreissig grosse Tanker vor den Küsten Europas, einer ist der «Seishu Maru», 288 Meter lang, kreuzen vor den grossen Häfen mit den Terminals, beladen mit Flüssiggas im Wert von 3,4 Milliarden Euro, so viel Gas, dass damit monatelang die Schweiz versorgt werden könnte. Die Schiffe werden in absehbarer Zeit nicht gelöscht werden, werden nicht helfen, den Gaspreis zu senken und so Millionen von machtlosen Menschen von der sich anbahnenden Kühle in Wohnung und Geist zu befreien.

Die Schiffe laufen keinen Hafen an, weil der im Grunde hohe Gaspreis dennoch zu tief ist, weil die Speicher nach einem wärmenden Oktober fast voll sind, und so warten die Besitzer des Gases, bis die Preise im November und Dezember, wenn Europa beginnt, richtig zu heizen, wieder steigen, um ordentlich abzukassieren.

Die tägliche Miete eines Gas-Tankers kostet 140 000 Euro, aber das ist offenbar Peanuts im Vergleich dazu, was ein hoher Gaspreis an Gewinn bringen könnte.

Das ist, was sonst, übelstes Spekulantentum, das ist offenbar salonfähiges Business geworden, eine tolerierte Schweinerei und Ungerechtigkeit, ein Symbol für die Entmoralisierung und die Unterhöhlung jenes ethischen Fundamentes, auf dem das Menschsein in grossen sozialen Gruppen fusst. Es gibt keine Hoffnung, irgendwie dem gerade aufkommenden Schlamassel zu entkommen, solange dem Organismus solche Geschwüre nicht entfernt werden.

Das Entfernen wird schmerzhaft sein, Blut wird fliessen, es wird Geschrei geben, Protest, die Heilung wird dauern, aber es scheint keine Alternative zu geben, um aus der Aktualität eines marode gewordenen Systementwurfs zu entkommen. Um es salopp zu formulieren: Die Kacke ist am Dampfen, und wir sind am Arsch, und so langsam geht uns das Papier aus, um ihn sauber zu wischen.

Manche Aktualitäten entschlüpfen ihrem flüchtigen Dasein, das ist ihr Wesen, und werden zu dauerhaften Inhalten, zu ewiger Aktualität. Werden zu Bewusstsein und so zum ersten Baustein des Handelns, wenn man so will, der wiederum Aktualitäten schaffen kann, die die Kraft haben, ein wenig Ewigkeit zu schaffen.

Der Beobachter bringt Sie weiter.

Den Beobachter gibts jetzt im **Kennenlern-Abo** mit gratis Autobahnvignette oder SBB-Gutschein.



FÜR NUR
CHF 89.-
INKL. RECHTS-
BERATUNG
+ PRÄMIE

+



Jetzt bestellen:
beobachter.ch/kennenlernabo



SRF-Kampfbegriff «Wahlleugner»

Den Anfang machte die Schweizerische Depeschagentur (SDA). Im letzten August führte sie den «Wahlleugner» als Synonym für den stupiden amerikanischen Trump-Fan in der Schweiz ein. SRF zog einen Monat später nach mit einem Bericht über die amerikanischen «Wahlleugner» als «Gefahr für die Demokratie». Seither hat sich der «Wahlleugner» in fast allen Schweizer Medien breitgemacht, von *Watson* bis zur *NZZ*. Die anfänglichen Anführungszeichen verschwanden zusehends.

Ein Gebührenzahler beschwerte sich bei SRF über den Kampfbegriff, der jeden Zweifel am US-Wahlssystem verbietet. In seiner gewundenen Antwort erklärte SRF-Chefredaktor Tristan Brenn, er finde Begriffe wie «Klimaleugner» zwar «unglücklich»; bezüglich Trump-Anhänger sei ««Leugner» insofern legitim, als es überhaupt keine Indizien, schon gar nicht Belege dafür gibt, dass diese Wahlen nicht rechtskonform durchgeführt wurden».

Brenn irrt doppelt. Die Qualifikation «Leugner» richtet sich nicht gegen die Botschaft, sondern gegen den Menschen dahinter, der angeblich wider besseres Wissen eine Unwahrheit verbreitet. Und dies ist – völlig unbesehen davon, ob die Skepsis berechtigt ist – eine grob ehrverletzende Pauschalisierung.

Sie mag auf einzelne Skeptiker zutreffen, aber sicher nicht auf alle. Zweitens hat der Lügenvorwurf nichts mit Glück zu tun. Es handelt sich vielmehr um einen Code mit einer impliziten Warnung: Wer an der offiziellen Version zweifelt, ist hinterhältig, böse und gehört in die Schandecke. Mit Lügern redet man nicht.

Diese Haltung ist nicht nur unjournalistisch. Ein kurzer Rückblick auf das Wahljahr 2016 entlarvt die beschworene Objektivität als Heuchelei. Hillary Clinton und ihre Anhänger fabulierten nach ihrer knappen Niederlage gegen Donald Trump von einer «gestohlenen Wahl». Clinton titulierte Trump noch 2019 als «illegitimen Präsidenten». Doch weder SRF noch *Watson*, noch die *NZZ* beschimpften Clinton und ihre Anhänger deshalb als Wahlleugner und Gefahr für die Demokratie.

Alex Baur

PERSONENKONTROLLE

Allemann, Sommaruga, Rima, Aegerter, Yakin, Shaqiri, Timmermans, Scholz, Merkel



Stilbruch: SP-Frau Allemann.

Evi Allemann, Lederträgerin, überzeugt fashionmässig noch nicht richtig. Die Berner SP-Bundesratskandidatin trug beim Auftritt im «Talk täglich» von Tele Züri eine schwarze Lederjacke mit überaus biederer weisser Bluse. Zwar kam es in der Vergangenheit schon vor, dass links politisierende Frauen ab vierzig Lederjacken getragen haben. Einen modisch so wenig magistralen Auftritt hätte sich aber Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** nie erlaubt. Vielmehr dürfte sie als bislang bestangezogene Bundesrätin in die Schweizer Geschichte eingehen. Niemand weiss, warum Evi Allemann auftritt, als wäre sie eben vom Motorrad gestiegen. Zumal sie noch nicht einmal einen Autoführerausweis besitzt. (mö)

Marco Rima, Neo-Berner, musste sich während der Pandemie allerlei anhören: Corona-Leugner, Verschwörungstheoretiker, Covidiot. Nun meldet sich der Zuger Comedian mit Pauken und Trompeten zurück: in alter Frische, mit Charme, Schalk – und einem neuen Youtube-Programm. Damit will er «Farbe bekennen und sich über den Zeitgeist und die Unzulänglichkeiten der Menschen lustig machen» – auch über seine eigenen. Für 2023 zieht er eine Kandidatur für ein politisches Amt in Bern in Erwägung. Auf die Frage, für welche Partei er ins Rennen steigen würde, hüllt er sich in kryptisches Schweigen. Es liegt aber auf der Hand: Es dürften weder die Grünen noch die Juso sein. (tre)

Dominique Aegerter, Motorrad-Crack, ist nicht zu stoppen. Nachdem der 32-jährige Berner bereits Weltmeister in der MotoE geworden war, holte er sich den Triumph jetzt auch in der Supersport-Kategorie. «Diesen Titel zu verteidigen, war eines meiner wichtigsten Saisonziele», sagte Aegerter, der nächstes Jahr in die



Pauken und Trompeten: Komiker Rima.

Superbike-WM aufsteigt. «Ich bin total happy!» In der Supersport-Serie hält er mit 15 Siegen und 17 Podestplätzen den absoluten Rekord. Was für eine Bilanz! (ah)

Murat Yakin, Wettergott, ist vor dem Abflug an die WM in Katar nicht nur mit dem Thema Korruption konfrontiert, sondern auch mit der Winterhitze: Temperaturen von über 30 Grad erwarten die Fussballer im Emirat. Das sieht **Xherdan Shaqiri** gelassen: «Wir haben schliesslich schon in Brasilien gespielt – und dort war es noch heisser.» Trainer Yakin hingegen erwägt, die Trainings in den Abend zu verlegen: «Weil die Sonne früh untergeht, ist dies eine gute Option.» Um vor weiteren Überraschungen verschont zu bleiben, will Yakin ausserdem die Muotathaler Wetterschmöcker per Video-Call ins WM-Camp einbinden. Doch Vorsicht: Deren Prognosen gelten nur für das «alte Land Schwyz» – und nicht für den Persischen Golf. (tre)

Frans Timmermans, Klima-Zar, knöpft sich den Kreml-Zaren vor. «Der Kerl hat wirklich nicht mehr alle Tassen im Schrank», meinte der niederländische EU-Kommissar zur Bemerkung von Wladimir Putin, dass der Ukraine-Krieg den Green Deal der EU entgleisen liess. «Der tut so, als ob wir im Winter unsere Wälder verheizen müssten», bellte Timmermans. Wiedervorlage im Frühjahr. (ky)

Olaf Scholz, Ex-Blumenkind, schliesst zu seiner Vorgängerin auf. Bei seinem Besuch in Singapur erhält eine neue Orchideen-Art den Namen des deutschen Kanzlers. Die Eigenschaften der «*Dendrobium Angela Merkel*» sind bekannt – «zäh, widerstandsfähig und hübsch». Bei der Scholz-Blume tappt man noch im Dunkeln. Welk und blass? (ky)



NEU
Perlen entlang
des Rheins

6 Tage ab
CHF 590* p.P.

Rheinromantik zwischen Basel und Bacharach
NEU BASEL-BACHARACH-SPEYER-BASEL
 MS THURGAU PRESTIGE

- TAG BASEL** Individuelle Anreise nach Basel. Einschiffung ab 15.00 Uhr und um 16.00 Uhr heisst es «Leinen los!».
- TAG WORMS** Geniessen Sie am Vormittag die Fahrt auf dem Rhein. Am Nachmittag Ankunft in Worms und Rundgang⁽¹⁾ zum Thema «UNESCO-Weltkulturerbe – die jüdischen Monumente». Es gibt viel zu sehen und zu erleben in Worms. Am Abend haben Sie Zeit zur freien Verfügung in dieser lebendigen Stadt.
- TAG BACHARACH-BINGEN AM RHEIN** Morgens erreicht das Schiff die kleine Rheinperle Bacharach, wo eine «Schoppenstechertour»⁽¹⁾ mit Weinverkostung stattfindet. Die unterhaltsame Weintour führt Sie zu den schönsten Orten. Während des Mittagessens Fahrt nach Bingen am Rhein und anschliessend Rundgang⁽²⁾ am «Bingener Kulturufer». Bingen am Rhein, das Tor zum Mittelrhein, verspricht Rheinromantik pur! Schlendern Sie nach dem Abendessen gemütlich durch die Gassen.
- TAG SPEYER** Geniessen Sie am Vormittag die Annehmlichkeiten an Bord während der Fahrt nach Speyer. Nach dem Mittagessen Rundgang⁽¹⁾ durch die Stadt Speyer mit dem romanischen Kaiserdom als Wahrzeichen. Entdecken Sie die Stadt am Abend auf eigene Faust. Lauschige Plätze im Freien, gemütliche Weinstuben, Bistros und Strassencafés durchziehen die Stadt und verbinden Sehenswürdigkeiten und Pfälzer Geselligkeit.
- TAG STRASBOURG** Nach dem Mittagessen Ankunft im charmanten Strassbourg und genussvoller Ausflug⁽¹⁾ ins Elsass mit Weingutbesichtigung und Weinprobe. Anschliessend verlässt das Schiff Strassbourg und nimmt Kurs zur letzten Etappe nach Basel.
- TAG BASEL** Ausschiffung nach dem Frühstück und individuelle Heimreise.

Reisedaten 2023 Es het solangs het Rabatt

05.03.–10.03.	450	08.04.–13.04.	300
12.03.–17.03.	450		

- Unsere Leistungen**
- Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord
 - Vegetarische Menüoptionen
 - Vegane Mahlzeiten auf Voranmeldung
 - Thurgau Travel Kreuzfahrtleitung
 - Persönliche Reiseunterlagen
 - Audio-Set bei allen Ausflügen

Preise pro Person in CHF (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	1040
2-Bettkabine Hauptdeck	1140
Junior Suite Hauptdeck ⁽⁵⁾	1240
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	1340
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	1440
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	1540
Junior Suite Oberdeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	1740
Master Suite OD (ca. 30m²), franz. Balkon ⁽⁵⁾	1940
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	190
Zuschlag Alleinbenutzung Mitteldeck	490
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck	590
Ausflugspaket (4 Ausflüge)	125

⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich

Nicht inbegriffen: An-/Rückreise zum/vom Schiff, Versicherungen, Ausflüge, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung € 7–10 p.P./Tag) Auftragspauschale CHF 25 p.P. (entfällt bei Buchung über thurgautravel.ch)



Informationen oder buchen
 thurgautravel.ch
 Gratis-Nr. 0800 626 550



Bingen am Rhein



MS Thurgau Prestige*****



Weitere attraktive Reisen!



8 Tage ab CHF 1790 p.P.

Von der Spree an die Förde
 BERLIN-POTS DAM-HAMBURG-KIEL
 MS THURGAU CHOPIN

STADT- UND HAFENRUNDFAHRT IN HAMBURG

Reisedaten 2023

Berlin-Kiel	Kiel-Berlin
01.04.–08.04.	11.09.–18.09.
04.09.–11.09.	25.09.–02.10.
18.09.–25.09.	



8 Tage ab CHF 1490 p.P.

Flussquartett auf Saar, Mosel, Rhein und Neckar
 SAARBRÜCKEN-HEIDELBERG-STUTT GART
 MS THURGAU CASANOVA

UNIVERSITÄTSSTADT HEIDELBERG

Reisedaten 2023

Saarbrücken-Stuttgart	Stuttgart-Saarbrücken
19.04.–26.04.	29.03.–05.04.
03.05.–10.05.	26.04.–03.05.
17.05.–24.05.	10.05.–17.05.
18.10.–25.10.	24.05.–31.05.
	25.10.–01.11.



9 Tage ab CHF 1090 p.P.

Luxuriöse Rhein-Kreuzfahrt
 BASEL-ROTTERDAM-AMSTERDAM-BASEL
 MS ANTONIO BELLUCCI

TULPENBLÜTEN IM FRÜHLING

Reisedaten 2023

27.03.–04.04. ⁽⁷⁾	20.04.–28.04. ⁽⁷⁾
04.04.–12.04. ⁽⁷⁾	28.04.–06.05. ⁽⁷⁾
12.04.–20.04. ⁽⁷⁾	09.11.–17.11.

Amriswilerstrasse 12 | 8570 Weinfelden | Tel. 071 552 40 00 | info@thurgautravel.ch

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | ⁽²⁾ Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | ⁽⁷⁾ Mit Keukenhof | Programmänderungen vorbehalten | * Günstigste Kategorie, Rabatt abgezogen

MÖRGELI

Ein Karrierist und eine Karrieristin

Der selbsternannte Bundesratskandidat Daniel Jositsch hat es nicht leicht. Allenthalben zischeln die Kritiker, er sei nicht bloss ein kühler Karriereplaner in eigener Sache. Sondern vielmehr ein Ehrgeiz-getriebener Egomane mit Rasierklingen an den Ellbogen, der im Ernstfall über Leichen schreite. Diese Darstellung ist nur leicht übertrieben – genauso sind es aber auch die Journalistenkommentare.

Jositschs Klage, er werde gegenüber Frauen «diskriminiert», ist richtig. Welcher Journalist hat je an eine Frau ähnlich strenge Massstäbe angelegt wie an ihn? Nehmen wir das Beispiel von Justizministerin Karin Keller-Sutter (FDP). Sie hat in ihrem überaus zielbewussten Politikerleben keine einzige Minute für etwas verschwendet, das ihr nicht genützt hätte. Sie hat sich für den korrekten Sitz von Frisur und Foulards weit mehr verausgabt als für die Umsetzung der bestehenden Asylgesetze.

Solange die St. Galler Wähler von ihr eine konsequente Linie erwarteten, markierte sie die Hardlinerin im Asyl- und Strafvollzug. Doch als Regierungspräsidentin verkehrte Keller-Sutter einen rechtsgültigen Asylentscheid ins Gegenteil, um eine türkische Familie zu begünstigen. Die Linke leistete den erwarteten Dank und verhalf ihr zur Wahl in den Ständerat – unter Ausbremsung von Toni Brunner (SVP). Dort suchte sie innige Harmonie mit dem SP-Kollegen Paul Rechsteiner. Was die Ostschweizerin für die linke Ratsseite doch noch als Bundesrätin wählbar machte. Zumal sie das Mandat als NZZ-Verwaltungsrätin im Dienst ihrer Karriere rechtzeitig niedergelegt hatte.

Ihr fanatischer Kampf gegen die Begrenzungsinitiative liess die Schweiz zum Neun-Millionen-Staat anschwellen. Es war ihr Sieg, wenn auch zum Schaden des Landes. Keller-Sutter verantwortet Rekorde bei den Asylzahlen. Und unternimmt null und nichts dagegen. Wenn sie nur gegen aussen als kompetent und mächtig gilt. Sie redet fast nur mit Leuten, die ihr etwas bringen. Unterkühlt bis unter die Gefriergrenze. Karin Keller-Sutter ist der letzte Schweizer Gletscher, der noch nicht geschmolzen ist.

Christoph Mörgeli

Boom der Bäuerinnenschulen

Zeitgeistgesteuerte stellen mit Schrecken fest: Die Auflösung des geschlechtsspezifischen Arbeitsmarktes erfolgte nicht.

Walter Hollstein

Am vergangenen Samstag titelte der *Blick* auf Seite eins: «Frauen an den Herd? Ja gern!» Es ging um die sogenannten Bäuerinnenschulen, die – laut Meldung – derzeit in der ganzen Schweiz boomen. Zeitgeistkonform mäkelte der *Blick*: «Kochen, putzen, Gemüse einmachen: Die Ausbildung zur Bäuerin wirkt wie aus der Zeit gefallen.» Und: «Die Ausbildung ist aufgrund ihrer Fokussierung auf den Haushalt umstritten. Sie zementiere ein Frauenbild, von dem man eigentlich loszukommen versuche, kritisieren manche.»

Tatsächlich konterkariert dieser Boom die verzweifelten Anstrengungen der letzten Jahre, Mädchen und Frauen die traditionellen Männerberufe in Handwerk und Industrie schmackhaft zu machen – in Form von Töchertagen, nationalen Sonderveranstaltungen und eigens aufgelegten Programmen, die seit Jahren Millionen Franken verschlingen, aber nicht den gewünschten Erfolg bringen.

«Girls Day» in der Werkhalle

Unter den zehn Ausbildungsberufen, die von Mädchen favorisiert werden, befindet sich nach wie vor kein technischer Beruf und nur ein einziger Handwerksberuf, das traditionell vorwiegend mit Frauen besetzte Coiffeurgewerbe – dafür aber neun Dienstleistungsberufe. Zwar hat sich das Wahlspektrum von jungen Frauen erweitert, aber eine Auflösung des geschlechtsspezifischen Arbeitsmarktes ist nicht erfolgt.

In der Schweiz entscheiden sich drei Fünftel der Frauen für einen Beruf aus der «Hitliste» der zehn meistgewählten Berufe: Pharmassistentin, Detailhandelsangestellte, Pflegeassistentin, Büroangestellte, Coiffeuse und Verkäuferin. Die ausgeprägt geschlechtsspezifische Berufswahl und Berufsverteilung hat sich in den vergangenen vier Jahrzehnten praktisch nicht verändert. Stellenweise hat sie sich sogar noch verfestigt, indem zum Beispiel Frauen ihre Stellung in den als weiblich etikettierten Berufsfeldern ausgebaut haben.

Als Fazit in einem grossen Report konstatierte vor einiger Zeit das Hamburger Nachrichtenmagazin *Spiegel*: «Schülerinnen im ganzen Land

durften beim «Girls Day» wieder Werkhallen- und Industrieluft schnuppern. Sie sollen für Technik begeistert werden, unbedingt. Obwohl die Initiative seit 2001 läuft, sind Erfolge nicht in Sicht.»

Dazu eine kleine Episode: Anfang der 1990er Jahre sass ich in Potsdam auf einem Diskussionspodium zur Ausbildung von Mädchen und Jungen. Regine Hildebrandt, damals Ministerin für Arbeit und Soziales in der ersten frei gewählten Regierung der DDR, beklagte dort eindringlich, dass nach vierzig Jahren geschlechtsneutraler Berufsschulung und einem sehr hohen Anteil von Frauen in technischen Betrieben nun die jungen Mädchen wieder Coiffeuse, Verkäuferin, Modistin oder Serviererin werden wollten.

Vielleicht sollten derlei Erfahrungen auch einfach mal nachdenklich machen und zur Frage führen, inwieweit man Menschen nicht selber entscheiden lassen sollte – gemäss ihren Wünschen und Veranlagungen.

Walter Hollstein ist emeritierter Professor für Soziologie und war Gutachter des Europarates für soziale Fragen.

Liebe ist...



5568

... der stolzeste werdende Vater der Welt zu sein.

Ihr Immobilientraum?

www.immobilienraum.info

aktuell im Verkauf

3 **Rebweg**
8457 Humlikon



ab CHF 1'460'000.-
6½ Zi. Doppel-EFH's
+41 52 338 07 09
www.rebweg.ch

8 **Vistadelsole**
8370 Sirnach



CHF 576'000.-
3½ - Zi.-Wohnung
+41 52 338 07 09
www.vistadelsole.ch

12 **Schlossblick**
8610 Uster



ab CHF 1'101'000.-
2½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 44 316 13 42
www.schlossblick.ch

14 **Glattwies**
8152 Glattbrugg



CHF 1'554'000.-
4½-Zi.-Wohnung
+41 44 316 13 42
www.glattwies.ch

16 **Vistacasa**
8308 Illnau



ab CHF 1'145'000.-
3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 52 338 07 09
www.vistacasa.ch

18 **Schmiedgass**
8545 Rickenbach



ab CHF 715'000.-
3½ - 5½ Zi.-Wohnung
+41 55 610 47 46
www.schmiedgass.ch

22 **Solevista**
8615 Wermatswil



CHF 2'158'000.-
4½ Zi.-Wohnung
+41 44 316 13 42
www.solevista.ch

1 **am Goldenberg**
8400 Winterthur



3½ - 4½-Zi. Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.amgoldenberg.ch

2 **Projektankündigung**
8404 Winterthur



3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen
+41 55 610 47 46
www.immobilienraum.info

4 **Projektankündigung**
8311 Brütten



6½ Zi. Reihen-EFH's
+41 52 338 07 09
www.immobilienraum.info

5 **Trottenacker**
8458 Dorf



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 52 338 07 09
www.trottenacker.info

6 **Duovivo**
8904 Aesch ZH



3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.duovivo.ch

7 **Uetliblick**
8136 Thalwil-Gattikon



3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.uetliblick-gattikon.ch

„Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?“

Melden Sie sich bei mir.
ulrich.koller@lerchpartner.ch
+41 52 235 80 00



9 **Chridlerpark**
8127 Aesch-Maur



3½ - 6½ Zi. WHG und EFH
+41 44 316 13 42
www.chridlerpark.ch

10 **am Zentrum**
8910 Affoltern a.A.



2½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.amzentrum.ch

11 **am Eichacher**
8904 Aesch



2½ - 6½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.ameichacher.ch

13 **Soley**
8309 Birchwil



3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.soley-birchwil.ch

15 **Puro Vivere**
8157 Dielsdorf



5½-Zi. Reihen-Doppel-EFH's
+41 55 610 47 46
www.purovivere.ch

17 **Projektankündigung**
8152 Glattbrugg



3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen
+41 55 610 47 46
www.immobilienraum.info

19 **Projektankündigung**
8404 Stadel



3½ - 5½ Zi. Whg. und EFH
+41 52 338 07 09
www.immobilienraum.info

20 **Tre Fiori**
8913 Ottenbach



6½-Zi. Reihen-EFH
+41 55 610 47 46
www.tre-fiori.ch

21 **Grastal**
8310 Grafstal



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.grastal.ch

23 **Dreieckspitz**
8406 Winterthur



2½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.dreieckspitz.ch

Lerch & Partner

GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner

Zürcherstrasse 124
8406 Winterthur



Wir fördern Sport & Unterhaltung:



padelarena.ch
www.lerchpartner.ch



Best of Show Navarra



DON PASCUAL TINTO NAVARRA

Es leuchtet Ihnen ein intensives Rubinrot mit violetten Reflexen entgegen. Das Bouquet ist komplex und begeistert mit fruchtigen Waldbeeren-, Kirschen- und Pflaumendüften, mit einem zarten Hauch Vanille vom Barriqueausbau und mit faszinierenden Gewürz- und Röstnoten. Prämiert wurde dieser Wein zu Recht mit GOLD - MUNDUS Vini und Best of Show Navarra.

Das Paket beinhaltet je 6 Flaschen à 75 cl
Don Pascual Tinto Navarra 2019
(regulärer Preis CHF 15.90).

Art.-Nr.: 045893024

NUR JETZT IM PLATIN-CLUB

6 x DON PASCUAL
TINTO NAVARRA



NUR **59.-** STATT CHF **95.40**

AKTIONSCODE: KCH22-0256


JETZT
VERSANDKOSTENFREI
BESTELLEN

Online:
weltwoche.schuler.ch

Telefon:
041 819 33 33

DIE WELTWOCH**E**


SCHULER

GUTE WEINE SEIT 1694 

Gültig bis 30.11.2022 oder solange Vorrat. SCHULER St. Jakobs Kellerei Franzosenstrasse 14 6423 Seewen SZ

Glättli, Blöchliger und Jositsch

Die SP hat die nationalen Wahlen vergeigt. Jetzt vergeigen die Grünen die Bundesratswahlen.



Die SP und die Grünen fischen im gleichen politischen Teich. Rund 30 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer stimmen für sie. Und dies seit Jahrzehnten relativ stabil. In der Politik gilt: Der Wurm muss dem Fisch und nicht dem Fischer schmecken.

Die letzten nationalen Wahlen verlor die SP. Die Partei vergeigte alle wichtigen Themen: Europa, den ökologischen Umbau und den Frauenstreik. Die Grünen waren – obschon nicht anders, aber frischer unterwegs – die grossen Gewinner. Sie hätten seither bei den symbolträchtigen Bundesratswahlen permanent angreifen müssen. Stattdessen verfolgen sie eine Taktik, die niemand verstehen kann.

Und im nächsten Herbst werden sie massiv an Stimmen verlieren, weil sie faktisch den Bau grosser Solaranlagen in den Alpen verhindern. Ihr Doppelspiel: In Bern grün blinken und in den Alpen alle Ampeln auf rote Blockaden stellen.

Rot-Grün hat Anspruch auf zwei Sitze. Mehr wird es nicht geben. Wer der SP zwei Sitze überlässt, wird leer ausgehen. Wer das freiwillig macht, hat keinen intakten Machtinstinkt.

Im besten aller Fälle könnte Rot-Grün versuchen, dass Jürg Grossen oder Tina Angelina Moser den Freisinnigen einen Sitz wegschnappt. Und es so wenigstens in Umweltfragen dank Viola Amherd eine halbwegs umweltfreundliche Mehrheit im Bundesrat gibt.

Michèle Blöchliger, die niemand kennt, ist Bürgerin der Schweiz. Und sie ist auch Bür-

gerin von Grossbritannien. Sie wäre damit als Bundesrätin also die ideale Doppelbürgerin, um die Achse zwischen der Alleingang-Schweiz und Brexit-Grossbritannien etwas zu beleben.

Die SVP hasst Doppelbürger genauso wie den «Wokismus». Deshalb hat uns Michèle Blöchliger faustdick angelogen. Im Gegensatz zu Ignazio Cassis hat sie zu spät reagiert.

Die SVP prüft mit ihrer Findungskommission Parteileute, die für den Bundesrat kandidieren, auf Herz und Nieren. An-

Cédric Wermuth und Mattea Meyer können wünschen, was sie wollen, zu entscheiden haben sie rein gar nichts.

geblich. Sie hält die britische Innerschweizer Schwindel-Tante/Queen als für das höchste Amt in der Schweiz geeignet. Weil man eine Frau braucht – durchsichtiger Opportunismus ohne Grenzen.

In der Schweiz bestimmen die Fraktionen, welche Bundesratskandidatinnen und -kandidaten sie der Vereinigten Bundesversammlung vorschlagen wollen. Niemand sonst. Cédric Wermuth und Mattea Meyer können wünschen, was sie wollen, zu entscheiden haben sie rein gar nichts.

Niemand müsste das besser wissen als Rechtsprofessor Daniel Jositsch. Er legt sich trotzdem wie ein Maikäfer auf den Rücken und zappelt mit den Beinen. Der SP-Ständerat sieht sich als Opfer von Wermuth und

Meyer, die angeblich im Kampf gegen ihn die Verfassung verletzen würden.

Viele fallen auf dieses Theater herein. Auch in der SP-Fraktion. Roberto Zanetti, Franziska Roth und Gabriela Suter fordern von der Fraktion ein Dreier-Ticket mit zwei Frauen und Daniel Jositsch. Sie sind im Klartext für Jositsch.

Jositsch wird von der Fraktion sicher nicht aufgestellt. Er wird als wilder Kandidat trotzdem sein Glück versuchen. So ist er halt.

Stellen wir uns einen kurzen Moment vor, Jositsch würde gewählt. Im Gegensatz zu Francis Matthey würde er sicher nicht auf die Annahme der Wahl verzichten. Genauso wenig würde Alain Berset zurücktreten. Einmal Macho, immer Macho. Die SP müsste danach absehbar den Austritt aus dem Bundesrat beschliessen und würde weiterhin über zwei Bundesräte verfügen. Zumindest bis nach den nächsten nationalen Wahlen.

Viel Spannung läge in der Luft. Warum wird es nicht dazu kommen? Daniel Jositsch ist in den Augen der SVP ein Euro-Turbo. Sie können unmöglich für ihn stimmen. Ohne SVP-Stimmen kann es Jositsch nicht schaffen.

Für Christoph Blocher ist Jositsch ein Opportunist. Der SP-Ständerat hat noch zwanzig Tage vor sich, um in Sachen Europa eine Kurskorrektur hinzubekommen. Niemand sollte Jositsch unterschätzen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Schadet die Covid-Impfung mehr, als dass sie nützt?

Immer mehr schwere Fälle zu den gesundheitlichen Schäden durch mRNA-Impfstoffe kommen ans Licht. Das Nutzen-Risiko-Verhältnis der Impfung könnte ins Negative kippen.

Philipp Gut

Nachdem diese Woche publik geworden ist, dass sechs Geschädigte und über dreissig Privatkläger im Zusammenhang mit der Zulassung der Covid-19-Impfstoffe Strafanzeige gegen die Zulassungsbehörde Swissmedic erstattet haben, ist die Frage nicht mehr unter dem Deckel zu halten: Wie gefährlich sind die mRNA-Impfstoffe? Was ist bekannt über die Nebenwirkungen? Unter welchen Symptomen leiden die Betroffenen?

«Long Covid» war lange ein Lieblingsthema der Medien. Aber Impfpfopfer? Gab es nicht; durfte es nicht geben. Das könnte sich nun ändern. Nach dem Aufklappen der grossen Impflüge (*Weltwoche* Nr. 43/22) richten sich die Scheinwerfer der Öffentlichkeit jetzt auf die nächste unangenehme Wahrheit: Die Covid-Impfung hat nicht nur keine relevante Schutzwirkung, wie die Verantwortlichen einräumen, sie birgt auch das Risiko von Nebenwirkungen, in der Fachsprache der klinischen Pharmakologie unerwünschte Arzneimittelwirkungen (UAW) genannt.

Für den Pharmakologen Stefan Hockertz, von Anfang an ein scharfer Kritiker der mRNA-Impfstoffe, sind die Nebenwirkungen in diesem Falle sogar die eigentliche «Wirkung», da die Covid-Impfung eben nie gewirkt habe im Sinne einer «sterilen Immunität» (wer geimpft ist, ist nicht mehr ansteckend).

Swissmedic will den Ball flach halten

Wie viele Personen in der Schweiz von Nebenwirkungen der Covid-19-Impfung betroffen sind, ist nicht bekannt. Die Dunkelziffer wird als hoch eingeschätzt. Hinzu kommt, dass Ärzte und Behörden – um es vorsichtig ausdrücken – nicht gerade eine Transparenzinitiative gestartet haben. Die Schweiz hat im europäischen Vergleich eine der tiefsten Meldequoten. Systematische Untersuchungen und eine konsequente Begutachtungspraxis fehlen.

Swissmedic teilt im jüngsten Update der «Verdachtsmeldungen unerwünschter Wirkungen der Covid-19-Impfungen in der Schweiz» mit, dass bis August dieses Jahres 15 781 Fälle gemeldet worden seien. Davon wurden 6006



Der Trend ist klar.

– das entspricht gut 38 Prozent – als schwerwiegend eingestuft. Trotzdem urteilt Swissmedic, das Nutzen-Risiko-Verhältnis der eingesetzten Impfstoffe bleibe «insgesamt positiv» – bei einer Impfung, die eingestandenermassen kaum wirkt, eine diskutable Aussage. (Zur Erinnerung: Pfizer-Managerin Janine Small hatte vor dem europäischen Parlament ausgesagt, dass die Covid-Impfung vor der Markteinführung nicht darauf getestet worden war, ob sie vor Ansteckung und Weiterverbreitung schützt – worauf der oberste Impfstrategie der Europäischen Union, Wolfgang Philipp, nachschob, diese Schutzwirkung sei bis heute nicht gegeben.)

Offensichtlich ist, dass die schweizerische Heilmittelbehörde den Ball flach halten will, wie auch folgende Ausführungen zeigen: «Am häufigsten wurde über Fieber, Kopfschmerzen, Müdigkeit, Schüttelfrost, Übelkeit und Schwindelgefühl berichtet», schreibt Swissmedic zu den als «schwerwiegend klassifizierten» Fällen (wir kommen darauf zurück). Weiter rapportiert die Behörde: «In 224 der schwerwiegenden Fälle wurde über einen

Todesfall in unterschiedlichem zeitlichem Abstand zur Impfung berichtet» – um sofort anzufügen, eine vertiefte Analyse dieser Fälle habe ergeben, dass es «trotz einer zeitlichen

Jeder mögliche Zusammenhang mit der mRNA-Injektion wird wegerklärt.

Assoziation andere wahrscheinlichere Ursachen» gebe, die das Ereignis erklären könnten. Aus 224 mutmasslichen Impftoten werden also null.

Dabei fällt auf: Während es beim *body count* der Virusopfer genügte, «im Zusammenhang mit Covid-19» gestorben zu sein – also ohne direkte Kausalität –, um in die Statistik der Corona-Toten Eingang zu finden, ist bei den Impfpfern das Gegenteil der Fall: Jeder mögliche Zusammenhang mit der mRNA-Injektion wird wegerklärt. Ein Schelm, wer Böses dabei denkt.

Bleiben wir bei einer nüchternen medizini-

schen Betrachtung: Natürlich steht einem Impfgeschädigten nicht auf die Stirn geschrieben, dass die Impfung die Ursache der Symptome ist, unter denen er leidet. Bei der Diagnose wird zunächst ein Gesamtbild erstellt, dann wird alles ausgeschlossen, was nicht der Impfung zugeordnet werden kann. Bleiben Symptome übrig, die keine andere Ursache haben, ist es wahrscheinlich, dass sie auf die Impfung zurückzuführen sind.

Dabei geht es nicht bloss um etwas Fieber oder vorübergehende Schwindelgefühle, wie Swissmedic insinuiert, sondern um schwere und langfristige Schäden. Das zeigen Einblicke in verschiedene Krankenakten, die der *Weltwoche* vorliegen. Die Diagnosen stellten Universitäts- und Privatkliniken, Kantonsspitäler sowie Spezialärzte. Man müsse von einem «Impfschaden» ausgehen, wenn «bis zur Sars-CoV-2-Impfung als Einzeltrigger» (Auslöser) sonst keine medizinische Vorgeschichte existiere, heisst es da etwa. Die Rede ist in den Akten von unterschiedlichsten Symptomen, die lange andauern können («prolongierte UAW nach Covid-Impfung»). Ironischerweise findet sich wiederholt eine «Long-Covid-Symptomatik seit Covid-Impfung». Es können also ganz ähnliche Symptome auftreten wie bei Long Covid – nur sind sie eben nicht durch das Virus, sondern durch die Impfung bedingt.

Viele Patienten leiden unter einem «chronischen Müdigkeitssyndrom», unter Autoimmunreaktionen oder diffusen Beschwerden. Betroffene schildern, dass sie das Studium oder die Dissertation abbrechen mussten oder den Job verloren haben. Häufig sind sie auch ein Jahr oder mehr nach der Impfung immer noch teilweise oder ganz arbeitsunfähig.

Bergläufer hat Mühe mit Spazieren

Zu den diagnostizierten Impfschäden zählen zentral auch diverse Herzerkrankungen. In einem Sprechstundenbericht eines Regionalspitals im Schweizer Mittelland schreibt der Oberarzt Kardiologie: «Ich bestätige hiermit, dass Frau Lüscher [Name geändert, die Red.] in kardiologischer Behandlung war. Eine mögliche Nebenwirkung nach Covid-Impfung (Pfizer) mit Auswirkung auf das kardiovaskuläre System wurde postuliert.» Differenzialdiagnostisch «als Folge der ersten Covid-Impfung» wurden folgende Hauptdiagnosen gestellt: «rezidivierende orthostatische Beschwerden sowie Palpitationen», ein «posturales Tachykardiesyndrom» und eine «inadäquate Sinustachykardie», also verschiedene Herz-Kreislauf-Störungen.

Ein weiterer Betroffener, der unter anhaltenden Herzerkrankungen leidet, ist der promovierte Spitzensportler und Bergläufer Pascal Egli, der 2018 die Skyrunner World Series gewann. Er steht mit seinem Namen hin, um aufzurütteln: Egli kritisiert, dass Behörden und Ärzte zu wenig klar auf die möglichen Risiken

der Covid-Impfung hingewiesen hätten. Ihm wurde eine erste, zweite und dritte Impfung empfohlen, obwohl er als junger, kerngesunder Spitzensportler nicht zur Risikogruppe gehört. Das sei unverantwortlich.

Prominente Spitzensportler betroffen

Nach der dritten Impfung (Moderna) traten bei Egli «beängstigende Brustschmerzen» auf. Das Herz setzte aus, arbeitete unregelmässig, und er hatte Probleme mit dem Atmen. Vorher habe er bis zu zwanzig Stunden pro Woche trainiert,

Das Herz setzte aus, arbeitete unregelmässig, und er hatte Probleme mit dem Atmen.

nun machten ihm schon Spaziergänge Mühe. Er habe um sein Leben gefürchtet, als er nachts erwacht sei und der Herzschlag ausgesetzt habe, berichtet Egli. Dabei sei er kein ängstlicher Mensch, er mache gerne «gefährliche Expeditionen», so der Trailrunner und Extrembergsteiger. In seiner Krankenakte wurde schliesslich eine Herzmuskelentzündung diagnostiziert, ausgestellt von einem renommierten Kardiologen und ehemaligen Chefarzt des Waadtländer Universitätsspitals in Lausanne.

Pascal Egli kennt weitere Spitzensportler, die nach der Covid-Impfung wie aus dem Nichts mit schweren gesundheitlichen Problemen zu kämpfen hatten. Die Sprinterin Sarah Atcho gehört offenbar dazu, der Triathlet Andrea Salvisberg oder die Langstreckenläuferin Fabienne Schlumpf. Manche Sportler hätten den Impfschaden nie öffentlich gemacht. Bei anderen habe es geheissen, es sei Covid – obwohl die Anti-

Covid-Impfung die wahrscheinliche Ursache sei. Völlig gesund bis zur Verabreichung des mRNA-Impfstoffs (Moderna) war auch der Wissenschaftler Peter Müller (Name geändert). Einen Tag nach der Injektion bekam er Grippe-symptome, wie sie häufig auftreten. Doch statt dass sie abgeklungen wären, wurden die Symptome und die Schmerzen immer stärker. Zehn Tage später hatte er eine Herzmuskelentzündung, dazu kamen ein epileptischer Anfall und starke Wahrnehmungsstörungen. Die erste Reaktion der behandelnden Ärzte habe gelautet: «Geben wir nicht der Impfung die Schuld!» Von ähnlichen Verhaltensmustern berichten viele Geschädigte.

Inzwischen sind im Fall von Peter Müller die Zweifel ausgeräumt. Sowohl Spezialisten des Universitätsspitals Basel als auch des Inselspitals Bern haben nach umfangreichen Tests und Untersuchungen samt Magnetresonanztomografie (MRT) und Liquorpunktion eine «schwere Impfreaktion nach Covid-Impfung» diagnostiziert. Neben der «postvaxinalen Myokarditis» trat auch eine «postvaxinale Meningoenzephalitis» auf, also eine durch die Covid-Impfung verursachte kombinierte Entzündung des Gehirns und der Hirnhaut. Die Diagnose stellten Universitätsfachärzte in Kardiologie und Neurologie.

Nach Covid-Impfung im Rollstuhl

Einzelne Covid-Impfgeschädigte landen sogar im Rollstuhl. So ging es der 55-jährigen Corinne Hirt, in deren Krankengeschichte «andauernde, immobilisierende Beschwerden bis auf weiteres» festgestellt werden, als Folge eines «posturalen Tachykardiesyndroms», das beim Aufstehen zu einem Herzfrequenzanstieg und zu Schwindelgefühlen führt.

Ebenfalls nicht mehr ohne Rollstuhl oder fremde Hilfe aus dem Haus gehen kann Thi Mai-Trang Jost, 45. Nach einer medizinischen Odyssee wurden bei ihr unter anderem eine Polyarthritiden sowie Durchblutungsstörungen nach der dritten Covid-Impfung (Moderna) diagnostiziert. Eine weitere Beeinträchtigung ihrer Gesundheit wird ebenfalls auf die mRNA-Stoffe zurückgeführt: Ein Jahr nach der dritten Impfung bringen laut Angabe ihres Arztes die injizierten Spike-Proteine des mRNA-Impfstoffs ihr Immunsystem immer wieder durcheinander.

Herzmuskelentzündungen häufiger

Neben dieser anekdotischen Evidenz – die Liste liesse sich um zahlreiche weitere Beispiele verlängern – liegen auch immer mehr statistische Daten und Studien über Gesundheitsschäden durch Covid-19-Impfstoffe vor. Vergangene Woche präsentierte die Universität Basel die Resultate einer Untersuchung zu den Auswirkungen der Covid-19-Booster-Impfung auf den Herzmuskel. Dabei zeigt sich, dass viel mehr Geimpfte als erwartet unter Herzmuskelent-



LA CASA DEL HABANO

La excelencia del fumar.

Samuel Menzi

Bleicherweg 18, CH-8002 Zürich
Tel. 044 202 12 11
www.la-casa-del-habano.ch

Öffnungszeiten:
Di-Fr 10.00-18.00 / Sa 10.00-16.00 Uhr

zündungen leiden. «Aus der früheren, passiven Beobachtung der schweren Fälle hatte man geschlossen, dass von einer Million Geimpften etwa 35 eine Herzmuskelentzündung entwickeln», sagt der Kardiologe Professor Christian Müller auf der Uni-Website. Die Basler Studie habe nun aber «Hinweise auf milde, vorübergehende Herzmuskelzellschäden bei 22 der 777 Teilnehmenden festgestellt». Das entspricht 2,8 Prozent – ein immenser Unterschied zu den früheren Annahmen.

Noch negativer fällt eine Studie mit dreizehn- bis achtzehnjährigen Schülern aus Thailand aus, die im Fachjournal *Tropical Medicine and Infectious Disease* erschienen ist. Dabei wurden bei 29,4 Prozent – also bei fast einem Drittel – der Jugendlichen in den ersten Wochen nach der Covid-Impfung kardiovaskuläre Auswirkungen wie Herzrasen oder Kurzatmigkeit festgestellt. 2,3 Prozent der Probanden litten unter einer Entzündung des Herzmuskels (Myokarditis) oder des Herzbeutels (Perikarditis).

Wie ist das mit der Übersterblichkeit?

In eine unvoreingenommene Gesamtschau muss auch die vielerorts festgestellte Übersterblichkeit einbezogen werden. So zeigen Daten des amerikanischen Society of Actuaries Research Institute (SOA) im Bereich der Lebensversicherungen, dass die Mortalität im dritten Quartal 2021 einen

Diese Fakten hat Dänemark, Schweden und Finnland dazu bewogen, junge Menschen nicht mehr zu impfen.

Höhepunkt erreichte, der auch im Pandemiejahr 2020 – also vor der Markteinführung der Covid-Impfstoffe – nie übertroffen worden war. Ähnliche Phänomene zeigen sich in anderen Ländern.

Hat dies möglicherweise mit der Impfung zu tun? «Wenn überproportional viele Geimpfte schwer erkranken und sterben beziehungsweise wenn das Sterbealter abnimmt, liegt der Verdacht nahe, dass das Impfen auch kausal daran beteiligt, das heisst ein Nachteil, ist», sagt der Virologe und Infektiologe Professor Martin Haditsch. Das müsse durch saubere Studien abgeklärt werden.

Es stellt sich also tatsächlich die Frage, ob der Nutzen der Covid-Impfung gegenüber den damit einhergehenden Risiken überwiegt, wie das die Behörden weiterhin behaupten. Eine differenzierte Betrachtung sollte dabei eine sogenannte Schichtung nach Alter vornehmen. Eine Studie der Universität Oxford belegt, dass das Risiko für eine Herzmuskelentzündung nach einer Covid-Impfung steigt, besonders bei jungen Männern zwischen 16 und 29 Jahren. Das «Nutzen-Risiko-Verhältnis dürfte sich mit jüngerem Alter ungünstig verhalten», schreibt Professor Pietro Vernazza, ehemaliger Chefarzt der Infektiologie beim Kantonsspital St. Gallen. Dies gelte umso

mehr, als insbesondere Kinder und Jugendliche praktisch nicht von schweren Corona-Verläufen betroffen seien.

Diese Faktenlage hat Staaten wie Dänemark, Schweden oder Finnland dazu bewogen, junge Menschen nicht mehr zu impfen. Nach einer Studie, die ein erhöhtes Risiko für Herzerkrankungen insbesondere bei jungen Männern nachweist, mahnt auch der US-Bundesstaat Florida zur Vorsicht im Umgang mit der Covid-Impfung. Derweil erklärt das Bundesamt für Gesundheit (BAG) im Rahmen seiner aktuellen Kampagne für eine erneute «Auffrischung» immer noch: «Falls eine Impfung gewünscht ist, können sich ungeimpfte Kinder und Jugendliche gemäss den bisherigen Empfehlungen impfen lassen.»

Mehr Nachteile, weniger Vorteile

Auf Anfrage der *Weltwoche* schreibt Swissmedic zur Gretchenfrage, ob die Covid-Impfung am Ende mehr nützt oder mehr schadet: «Wir haben (auch international) keine Sicherheitssignale, welche das Verhältnis des Nutzens (Schutz vor schweren, mithin tödlichen Krankheitsverläufen) gegenüber den vorhandenen Risiken (ausgewiesene Nebenwirkungen in den Arzneimittelinformationen) grundsätzlich ins Negative kehren.» Allerdings räumt Swissmedic ein: «Spezifische Abweichungen im Nutzen-Risiko-Verhältnis für bestimmte Altersgruppen sind in den Fachinformationen zuhanden der verschreibenden Ärzte ausgewiesen.»

Das ist sehr verklausuliert formuliert und meilenweit entfernt von den Jubelgesängen und Unbedenklichkeitserklärungen der Behörden und Politiker bei der Markteinführung. Im Klartext: Auch die Verantwortlichen können die ständig steigende wissenschaftliche Evidenz für den abnehmenden Nutzen und die erhöhten Risiken der mRNA-Impfstoffe nicht mehr negieren.

Viel weiter geht die gegen Swissmedic eingereichte Strafanzeige: Sie taxiert das Risiko-Nutzen-Profil der Covid-Impfung als «vernichtend negativ». Dies unter anderem deshalb, weil die weltweiten Zahlen zu Hospitalisationen und Todesfällen unterdessen von mehrfach Geimpften angeführt würden.

Der Trend jedenfalls ist klar: Die einst als Wundermittel angepriesene Impfung offenbart immer mehr Nachteile, während die Vorteile schrumpfen. Man darf gespannt sein auf die weitere Entwicklung.

Philipp Gut ist Inhaber der Kommunikationsagentur Gut Communications GmbH, Journalist unter anderem beim *Nebenspalter*, Verleger der *Umwelt-Zeitung* sowie Buchautor. Zuvor war er Inlandchef und stellvertretender Chefredaktor der *Weltwoche*.



INSIDE WASHINGTON

Pence ist kein Weichei mehr

Wenn es nach dem ehemaligen Vizepräsidenten Mike Pence geht, wird Donald J. Trump im Jahr 2024 nicht Präsidentschaftskandidat der Republikaner sein. Pence ist auf Sendung, um seine neuen Memoiren «So Help Me God» zu vermarkten und seinen alten Chef, den ehemaligen Präsidenten Trump, in den Senkel zu stellen. Der Mann, den Trump als «Weichei» beschimpft hat, weil er sich weigerte, die Wahlergebnisse von 2020 in Zweifel zu ziehen, hält nicht mit Kritik zurück. In seinem ersten Interview seit den Unruhen auf dem Capitol Hill am 6. Januar 2021 sagte Pence dem Sender ABC News: «Ich glaube, wir werden 2024 eine bessere Wahl haben als Trump.»

Eine «bessere Wahl» könnte Mike Pence selbst sein. Der überzeugte Evangelikale sagt, dass er und seine Frau «unter Gebet darüber nachdenken». Aber wenn der Gouverneur von Florida, Ron DeSantis, seinen Hut in den Ring wirft, werden sowohl Trump als auch Pence mehr als nur Gebete brauchen, um sich den ersten Platz zu sichern. Eine neue YouGov-Umfrage, die unmittelbar nach der Zwischenwahl der letzten Woche durchgeführt wurde, zeigt, dass 42 Prozent der Republikaner und republikanisch orientierte Unabhängige DeSantis als ihren Präsidentschaftskandidaten für 2024 Trump vorziehen. 35 Prozent würden Trump gegenüber DeSantis bevorzugen.

Die republikanische Senatorin Cynthia Lummis aus Wyoming, die aus dem Trump-freundlichsten Bundesstaat der USA stammt (Trump gewann Wyoming 2020 mit 70 Prozent der Stimmen), sagte gegenüber *Politico*: «Ron DeSantis ist der Führer der Republikanischen Partei, ob er das will oder nicht.» Das ist Musik in den Ohren eines ehrgeizigen Politikers. Wir von «Inside Washington» gehen eine Wette ein: Er will.

Amy Holmes

Erfolg der Ukraine

Worüber freue ich mich zurzeit? Ich freue mich darüber, dass die Ukraine den russischen Eroberern standhält, so, wie es einst den Finnen gegen Stalin gelungen ist.

Harald Martenstein

Es ist schon ein seltsames Gefühl, für das gleiche Magazin zu schreiben wie Wladimir Putin. Aber ich halte es für richtig, dass die *Weltwoche* kürzlich eine Putin-Rede abgedruckt hat, die sich an sein Volk richtete. Ich habe Geschichte studiert, dabei lernt man: Nichts geht über Originaltexte, wenn du dir ein Urteil bilden willst.

Jeder sollte diese Rede lesen. Sie strotzt vor Verlogenheit und vor Hass auf den Westen.

Putin schreibt zum Beispiel: «Im Grunde sind die westlichen Eliten die alten Kolonisatoren geblieben.» Sie wollten Russland zur Kolonie machen. Wir alle wissen, dass die westlichen Eliten von einer halbreligiösen woken Ideologie besessen sind, die den Kolonialismus zur Erbsünde des weissen Menschen erklärt. Wir wissen auch, dass Russland und China die letzten Kolonialmächte sind, mit Kolonialkriegen in Tibet, Tschetschenien und jetzt in der Ukraine.

Putin, der selber Teile der Republik Moldau und Teile Georgiens besetzt hält, redet seinen Russen allen Ernstes ein, «Deutschland, Japan, die Republik Korea und andere Länder» seien von den USA «besetzt». Er wirft dem Westen auch «Satanismus» vor und beruft sich bei seinem Krieg auf Jesus – ein Gotteskrieger, wie die Taliban.

Demokratische Illusionen

Worüber freue ich mich zurzeit? Ich freue mich darüber, dass die Ukraine den russischen Eroberern standhält, so, wie es einst den Finnen gegen Stalin gelungen ist. Und ich hoffe, dass der Westen, auch Deutschland, ihr so lange mit Waffen hilft, bis Russland, wie damals unter Stalin, seine Pläne ändert, unter welcher Führung auch immer.

Nein, ich glaube nicht, dass die Ukraine «gewinnen» kann. Sie kann aber ihr Selbstbestimmungsrecht verteidigen. Nein, ich glaube auch nicht, dass die Ukraine eine Musterdemokratie ist, was immer mit diesem Begriff gemeint sein mag. Und ich halte nicht Russland



«Baden verboten!»: *Weltwoche*-Autor Putin.

für den Inbegriff des Bösen und die USA für den Inbegriff des Guten in der neueren Geschichte. Auch die USA haben ihre weltpolitischen Interessen in Kriegen verteidigt, Regierungen gestützt und Lügen verbreitet.

Es gibt aber ein paar Unterschiede.

In Libyen und im Irak sind die USA gegen despotische Regime vorgegangen, nicht nur

*Jeder sollte Putins Rede lesen.
Sie strotzt vor Verlogenheit und
vor Hass auf den Westen.*

aus Liebe zur Demokratie, gewiss, aber doch auch mit ein paar demokratischen Illusionen. Die Amerikaner glaubten, dass diese Länder sich in etwas ähnlich Idyllisches verwandeln lassen wie Deutschland oder die Schweiz, das war ein Irrtum.

In der Ukraine hat man es mit einer demokratischen Regierung zu tun und einem Volk, das unter hohen Opfern um seine Freiheit kämpft, ein Volk, das gerne so ähnlich leben würde wie wir. Sollen wir es sterben lassen, damit wir es schön warm haben?

Die Ukraine erinnert mich an einen Ertrinkenden, der um sein Leben kämpft. Manche Texte in der *Weltwoche* zu diesem Thema klangen für mich wie der Kommentar eines Menschen, der am Rand des Wassers steht und sich weigert, einen Rettungsring zu werfen. Stattdessen ruft er: «Hast du nicht das Schild am Ufer gelesen? Baden verboten!»

Siege und Niederlagen

Der russische Krieg ist ein Eroberungskrieg, klassischer Imperialismus. Ich lese oft das Argument, die Ausdehnung der Nato gen Osten habe Russland provoziert und sei der eigentliche Auslöser dieses Krieges. In diesem Argument ist, unausgesprochen, ein Zugeständnis versteckt. Nämlich, dass sich ohne die Mitgliedschaft in der Nato die Länder Osteuropas bald wieder, wie zu Zeiten der Sowjetunion, unter der Knute Russlands

befunden hätten. Polen, Tschechien und das Baltikum wären dann heute in der gleichen Lage wie Belarus. Der Ukraine-Krieg beweist, dass die Osteuropäer in ihrer Einschätzung Russlands richtig lagen, sie wussten, warum sie unbedingt in die Nato wollten.

Imperialisten lernen durch Siege und Niederlagen und durch sonst nichts. Die USA zum Beispiel wird dank ihrer Erfahrungen dort nicht so bald wieder im Nahen Osten Krieg führen. Russlands Sieg in der Ukraine aber wäre nur ein Schritt auf Putins Weg zu seinem ziemlich offen erklärten Ziel, dem Sieg über den dekadenten, gottlosen Westen mit Hilfe der Dominanz über Europa. Was mich betrifft: Ich würde tatsächlich lieber in einer Kolonie der USA leben als in einem Europa, wo jemand wie Putin die Spielregeln bestimmt.

Der Frieden durch Unterwerfung, den die Pazifisten und die Putin-Anwälte sich vorstellen, wäre also lediglich ein kurzer. Verhandlungen und ein echter Frieden sind erst dann möglich, wenn Russland zu Zugeständnissen bereit ist, vor allem zu dem Zugeständnis, dass die Zeit imperialer Eroberungen vorbei ist. Deshalb ist jeder Erfolg der Ukraine ein Lichtblick.

17 000 Inseln der Glückseligen

Indonesiens erster Diktator, Sukarno, frönte der Sexsucht, der zweite, Suharto, erlag der Geldgier. Nun hebt Präsident Jokowi das grösste islamische Land aus dem Chaos.

Francis Pike



Pazifistischer Weg: Hauptstadt Jakarta.

Gemessen am kaufkraftbereinigten Bruttoinlandprodukt sind Grossbritannien und Frankreich die acht- und die neuntgrösste Volkswirtschaft der Welt. Und wer rangiert vor ihnen auf Platz sieben? Indonesien.

Fleisskärtchen für alle, die es wussten. Indonesien, nach dem Zweiten Weltkrieg auf den Trümmern Niederländisch-Indiens gegründet, ist zweifellos das am wenigsten bekannte unter den grossen Ländern der Welt – durchaus erstaunlich für ein Land mit einer Bevölkerung von 280 Millionen Einwohnern, von denen 82 Prozent Muslime sind.

Im Westen haben die meisten Leute schon von Bali gehört, einem beliebten Touristenziel. Bali ist aber nur eine von 17 508 Inseln, aus denen Indonesien besteht, darunter fünf Hauptinseln. Doch als diese Woche auf der Tropeninsel Bali der G-20-Gipfel stattfand, konnte Indone-

sien endlich im Rampenlicht stehen. Nachdem Staatspräsident Joko Widodo («Jokowi») bekannt gegeben hatte, dass Wladimir «der Schreckliche» Putin nicht zum Gipfel anreisen

Für Joe Biden war Putins Entscheidung, nicht nach Bali zu reisen, eine gute Nachricht.

werde, mussten Liebhaber geopolitischer Melodramatik auf eine epische Konfrontation zwischen Russland und dem Westen verzichten. Putin war ebenso eingeladen wie der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj.

Blieb Putin der Konferenz fern wegen des Rückzugs aus Cherson, der einzigen ukrainischen Grossstadt, die Russland während des Invasionskriegs einnehmen konnte? Oder befürchtete er, es könnte während seiner Ab-

wesenheit zu einer Palastrevolution kommen? Wir werden es nie erfahren.

Wohin mit Selenskyj?

Für Joe Biden war Putins Entscheidung, nicht nach Bali zu reisen, eine gute Nachricht. Nachdem er sich erfolglos bemüht hatte, eine Ausladung Putins zu erwirken, blieb ihm nun die Pein erspart, dem Widersacher im Stellvertreterkrieg gegenüberzutreten zu müssen. Auch die Organisatoren des G-20-Gipfels waren wohl erleichtert. Man kann sich die endlosen Sitzungen der Chefunterhändler vorstellen, in denen organisatorische Details erörtert werden. Wer hätte schon, abgesehen von Xi Jinping, beim Abendessen Putins Tischnachbar sein wollen? Und wo hätte man Selenskyj platziert?

Die Konferenz fand in der Hotelanlage Nusa Dua auf Bali statt. In den frühen 1980ern gab es dort nur dieses eine Hotel – ein erschreckend

langweiliges Fünf-Sterne-Resort der Art, wie man es heute überall auf der Welt finden kann. Inzwischen gibt es achtzehn weitere Fünfsternehotels in Nusa Dua, das sich zu einem Touristenmekka entwickelt hat, vergleichbar Scharm el-Scheich auf der Sinai-Halbinsel – perfekt für Megakongresse wie diesen G-20-Gipfel.

Der indonesische Präsident Jokowi, dessen Augenmerk vor allem innenpolitischen, nicht so sehr aussenpolitischen Themen gilt, hatte mit Blick auf die Ukraine einen neutralen Standpunkt eingenommen. Er reiste sogar nach Kiew und Moskau, um einen Waffenstillstand zu vermitteln. Er gab seinem Wunsch Ausdruck, «die G-20 zu vereinen». In Sachen Taiwan dürfte er ähnlich neutral sein.

Dass Jokowi für einen moderaten und pazifistischen Weg steht, könnte darauf zurückzuführen sein, dass nach dem Sturz des prokommunistischen Präsidenten Sukarno 1965 sämtliche Staatsangestellten in seiner Heimatstadt Surakarta ermordet wurden. Der sogenannte indonesische Völkermord, Thema des grandiosen Films «The Year of Living Dangerously» (1982) von Peter Weir, bei dem das Militär unter Sukarnos Nachfolger Präsident Suharto schätzungsweise 1,5 Millionen Indonesier im Rahmen grossangelegter antikommunistischer Säuberungen umbrachte, ist bis heute das erschütternde Schlüsselereignis in der modernen indonesischen Geschichte.

Sicherheit im Vordergrund

Jokowi, der aus einfachen Verhältnissen stammt und zunächst eine Möbelexportfirma aufbaute, machte sich einen Namen als Bürgermeister von Surakarta. Mit unangekündigten Kontrollbesuchen versetzte er die lokalen Behörden in helle Aufregung. Er bekämpfte Korruption, führte eine kommunale Gesundheitsversorgung ein, liess die Wasserwege ausbaggern, um Überschwemmungen zu verhindern, und begann mit dem Bau einer U-Bahn. Seine Erfolge verhalfen ihm zu landesweiter Bekanntheit, so dass er 2014 erstmals zum Präsidentschaftskandidaten der Demokratischen Partei des Kampfes Indonesiens (PDI-P) nominiert wurde.

Als sich die Augen der Welt während des G-20-Gipfels vor allem auf Xi Jinping und Joe Biden richteten, trat, wie manche Beobachter befürchteten, Indonesien in den Hintergrund. Das war schade. Es gibt Themen, bei denen Indonesien nicht nur Schlagzeilen machen sollte, sondern auch Lob und Anerkennung verdient hätte. Im Westen mag es keinen grossen Nachrichtenwert haben, aber Präsident Jokowi hat sich als entschlossener Reformpolitiker hervorgetan.

Seit 2014, also während seiner Amtszeit, hat Indonesien seinen Status im Korruptionsindex von Transparency International verbessert. Das lag vor allem an der Gründung der KPK (Komisi Pemberantasan Korupsi), einer Antikorruptionsbehörde, die mit konkreten Befugnissen aus-

gestattet wurde. Jokowi, der als Möbelfabrikant angefangen hat und nur über ein bescheidenes Vermögen verfügt, untersagte seinen Familienangehörigen, staatliche Aufträge anzunehmen.

Auch das Thema Sicherheit wird grossgeschrieben. Wenn man bedenkt, dass Indonesien das Land mit der weltweit grössten muslimischen Bevölkerung ist und dort eine äusserst aktive Dschihadistenorganisation (Jemaah Islamiyah) operiert, sind die Antiterrormassnahmen sehr erfolgreich. Die frühen 2000er waren gekennzeichnet von islamistischen Anschlägen

Das Einzige, was sich nicht mit Jakowis Reputation verträgt, ist seine Schwäche für Heavy Metal.

auf Bali, der bekannteste war ein Bombenanschlag im Jahr 2002 auf einen Nachtclub in Kuta, bei dem 202 Menschen ums Leben kamen, darunter 88 Australier, 38 Indonesier und 23 Briten. Seitdem kann die Antiterrorereinheit Densus 88, ausgebildet von amerikanischen und australischen Experten, Erfolge im Kampf gegen die Dschihadisten verzeichnen.

Jokowi hat auf der indonesischen Hauptinsel Java mit einer Bevölkerung von knapp 150 Millionen wichtige Infrastrukturprojekte angestossen. Die Trans-Java-Autobahn verbindet inzwischen Jakarta (32 Millionen Einwohner) mit Surabaya und Bandung, der zweit- und der drittgrössten Metropolregion mit jeweils mehr als 8 Millionen Einwohnern.

Jokowi verfolgt mit Nachdruck eine importsubstituierende Industrialisierung. Indonesien soll nicht länger Rohstoffexporteur sein. Ein Drittel der weltweiten Nickelproduktion entfällt auf Indonesien, das doppelt so viel produziert wie das nächstplatzierte Erzeugerland. Nickel ist ein wichtiger Bestandteil von Lithiumbatterien. Elon Musk, der beim G-20-Gipfel erwartet wird, beobachtet die Dinge aufmerksam. Während ihm in Indien bürokratische Hindernisse in den Weg gelegt werden, erhielt er von Jo-



Schlafender Gigant: Präsident Jokowi mit EU-Chefin von der Leyen, 15. November.

kowi eine Carte blanche, um in Indonesien eine Tesla-Gigafabrik zu bauen.

Ausserdem plant Jokowi, in den nächsten zehn Jahren für vierzig Milliarden Dollar in Kalimantan auf Borneo eine neue Hauptstadt zu bauen – zur Entlastung von Jakarta, das unter dem Gewicht seines eigenen Erfolgs (in den letzten zehn Jahren ist die Einwohnerzahl um drei Millionen angestiegen) buchstäblich versinkt.

Palmöl, nicht Erdöl

Der G-20-Gipfel könnte den Blick auch auf Indonesien als Ölexporteur lenken – wohlgermerkt nicht Erdöl, sondern Palmöl. Indonesiens Zeit als Erdöllexporteur ist abgelaufen – in den vergangenen zwanzig Jahren hat sich die Zahl der verkauften Autos auf jährlich eine Million verdoppelt. Gefördertes Erdöl wird im eigenen Land verbraucht. Indonesien produziert 58 Prozent des weltweiten Palmöls, das als Ersatz für ukrainisches Sonnenblumenöl dient – auf Kosten des Regenwalds. Infolge des weltweit verknappten Angebots von Pflanzenöl ist der Preis von Palmöl im letzten Jahr um das Dreifache gestiegen.

Jokowis grösster Erfolg ist jedoch, dass er seinem Land nach den Wirren der Nachkriegsjahre zu Demokratie und politischer Normalität verholfen hat. Dem ersten Diktator (Sukarno) wurde Sexsucht, dem zweiten (Suharto) Geldgier nachgesagt. Beide Regime endeten in politischem Chaos.

Diesen Wandel hat Jokowi vor allem dadurch erreicht, dass er die traditionellen Familienwerte Bescheidenheit und Integrität im politischen Leben verankert hat. Jokowi, offiziell ein Muslim, tritt für säkulare Toleranz ein, die alle Religionsgemeinschaften seines Landes einschliesst. Sein synkretistisches Religionsverständnis hat sich auf die Politik übertragen. Seine Versöhnungsbereitschaft ist so gross, dass er selbst seinen alten politischen Erzfeind, General Prabowo Subianto, der ihm zweimal bei einer Präsidentschaftswahl unterlag, als Verteidigungsminister in seine Regierung geholt hat. Das Einzige, was sich nicht mit seiner Reputation verträgt, ist seine ausgeprägte Schwäche für Heavy Metal, namentlich seine Begeisterung für die US-Band Metallica.

International hat Jokowi sich einen Namen gemacht als bescheiden auftretender Schlichter. Sein Engagement für Frieden in der Ukraine ist typisch für diesen lebenswürdigen Menschenfreund. Er weiss, dass die weltweit explodierenden Lebensmittelpreise zu Hunger in Asien und Afrika führen werden. Vor diesem Hintergrund verdienen nicht nur seine Bemühungen als Vermittler zwischen Russland und der Ukraine mehr Respekt und Aufmerksamkeit seitens der westlichen Medien, sondern auch die Entschlossenheit dieses herausragenden Politikers, der im Begriff ist, einen der schlafenden Giganten der Welt zu transformieren.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

SAGER | BRUNNEN SKULPTUREN



SAGER Brunnen & Skulpturen AG | Gontenstrasse 47 | CH-9108 Gonten AI | Telefon +41 (0)71 794 10 35

INFO@BRUNNEN-SKULPTUREN.CH | WWW.BRUNNEN-SKULPTUREN.CH

Sehnsucht nach dem Watermord

Nach dem Wahldebakel möchten führende Republikaner Donald Trump loswerden. Ein ebenso unehrlicher wie riskanter Plan.

Urs Gehriger

Trump hat die Wahl verbockt. So der Tenor, der bis tief ins rechte Lager ertönt und von konservativen Medien plakativ verbreitet wird. Doch sind Trumps Kandidaten tatsächlich reihenweise durchgefallen, wie überall berichtet wurde?

Nein. Hunderte von Pro-Trump-Kandidaten quer durchs Land haben gewonnen. Gemäss Umfragen reüssierten 80 Prozent von ihnen. Selbst die *New York Times* beklagt, dass 220 «Wahlleugner» in den Kongress gewählt worden seien.

Die ehrliche Bilanz lautet: Trump ist nicht der alleinige Sündenbock, auch die Republikanische Partei hat versagt. Ihre Kandidaten – auch ausgesprochene «Nicht-Trumper» – verloren eine unverhältnismässig grosse Zahl knapper Rennen.

Tatsächlich auf Trump fällt zurück, dass seine Schützlinge in den Schlüsselstaaten Pennsylvania, Arizona und Nevada scheiterten und die Republikaner damit eine Mehrheit im Senat verpassten. Dennoch: Wer Trump die Alleinschuld am Debakel zuschiebt, macht es sich zu einfach.

Blick in den Spiegel

Mitverantwortlich sind Schlüsselfiguren der Republikaner. Da ist einmal Mitch McConnell, der Anführer der Republikaner im Senat. Während die Demokraten bereits vor Monaten ihre Kandidaten mit viel Kapital aufbauten, hielt McConnell Geld aus dem Senate Leadership Fund zurück. Es ist ein Muster, das er seit einem Jahrzehnt praktiziert und die Partei bereits in früheren Wahlen Sitze gekostet hat.

Ebenfalls einen tiefen Blick in den Spiegel werfen muss Kevin McCarthy. Weniger als fünfzig Tage vor der Wahl stellte der republikanische Anführer im Repräsentantenhaus das «Commitment to America» vor, einen politischen Plan, der das Land wieder auf den richtigen Weg bringen sollte. Er orientierte sich am «Contract with America», mit dem sein Vorgänger Newt Gingrich 1994 eine «republikanische Revolution» auslöste. Doch der Zauber von damals wirkte nicht. Das «Commitment» kam zu spät und war zu wenig fundiert.



Trumpismus ohne Trump: Kontrahent DeSantis.

Die Parteilite scheint keine Zeit für eine solide Wahlanalyse aufwenden zu wollen. Sie plant den Watermord. Sie möchte sich von Trump abhalftern und sich hinter Ron DeSantis scharen, den gefeierten Sieger der Gouverneurswahl in Florida.

Ebenso die Geldgeber. Casino-Unternehmer Steve Wynn und andere potente Spender der Republikaner wollen angeblich «von Trump wegkommen». Gemäss Medienberichten pla-

Die Amerikaner sind nicht heillos zerstritten, eine Mehrheit sehnt sich nach Normalität.

nen sie ein Treffen mit dem Ziel, Trumps Nomination 2024 zu verhindern.

Doch mit der radikalen Abkehr vom Ex-Präsidenten begehen sie möglicherweise einen fatalen Fehler. Trumps Basis löst sich nicht einfach in Luft auf. Und seine loyalen Anhänger lassen sich auch nicht wie Güterzüge umrangieren und einem anderen Kandidaten ankoppeln.

Die Republikanische Partei befindet sich in einem Dilemma. Ohne Trump droht sich ein substanzieller Wählerblock von der Partei abzuwenden. Und mit Trump an der Spit-

ze scheint man nationale Wahlen nicht gewinnen zu können.

Denn die Midterms haben noch einen anderen Fakt an den Tag gebracht. Zwischen den verfeindeten Polen gibt es eine solide Mitte. Genau in dieser Mitte haben die Republikaner die Wahlen verloren. Wähler, die sich als Unabhängige bezeichnen, machen je nach Bundesstaat einen Viertel bis 40 Prozent des Elektorats aus, wie eine Gallup-Umfrage zeigt. Bei Zwischenwahlen neigen Wechselwähler traditionell dazu, gegen die regierende Partei zu stimmen. Dieses Jahr kam es anders. Gemäss den *exit polls* haben 49 Prozent der unabhängigen Wähler für die Demokraten und bloss 47 Prozent für die Republikaner gestimmt.

Verzerrung der Realität

Für die amerikanische Nation sind dies *good news*. Denn die endlos wiederholte Darstellung vom unversöhnlich gespaltenen Land ist eine Verzerrung der Realität. Die Amerikaner sind nicht heillos zerstritten, eine Mehrheit sehnt sich nach Normalität. Viele Zentrumswähler sind für konservative Themen empfänglich, aber «die trumpschen Kandidaten für den Senat waren oft eher chaotisch als seriös und vernünftig», wie der *Spectator World* treffend analysiert.

Die überragenden republikanischen Sieger der Wahl – Greg Abbott (Texas), Brian Kemp (Georgia) und Ron DeSantis (Florida) – setzen zentrale Punkte der Trump-Agenda um: tiefe Steuern, sichere Strassen, dichte Grenzen, Schluss mit dem Woke-Wahn. Sie tun es diszipliniert, nachhaltig und ohne narzisstische Allüren.

Mit anderen Worten, das Rezept der Republikaner für den Sieg und für die Zukunft lautet: Trumpismus ohne Trump. Doch wird sich das Original der Partei unterordnen und sich mit der Rolle des loyalen Patenonkels abfinden? Es wäre naiv, darauf eine Bank zu setzen. Erst recht, wenn Trump jetzt als alleiniger Sündenbock für die Wahlschlappe verantwortlich gemacht wird.

Jositschs Jeremiade

Der Zürcher Ständerat ist ein Tenor der Schweizer Sozialdemokratie. Geht's um seine Bundesratsambitionen, verfehlt er den Ton.

Marcel Odermatt

Bern

Die Sozialdemokratische Partei der Schweiz war einmal eine höchst erfolgreiche Selbsthilfeorganisation aufstrebender, kämpferischer Leute aus dem Arbeitermilieu. Heute, da die SP längst im Zentrum der Macht angekommen ist, fühlen sich viele ihre Exponenten mehr oder weniger benachteiligt: als Frau, als Mann, als junge Mutter, als alter Vater, wegen der Herkunft, der sexuellen Orientierung oder der Zumutung, bis 65 arbeiten zu müssen.

Dieser Tage sucht die SP eine neue Bundesrätin. Die Parteileitung hat beschlossen, dass nur eine Frau als Nachfolgerin für Simonetta Sommaruga in Frage kommt. Warum? Weil Frauen in der Schweiz angeblich benachteiligt werden. In den Worten der Basler Ständerätin

«Die Müssiggänger schiebt beiseite! Diese Welt muss unser sein.»

Eva Herzog, selbst eine aussichtsreiche Kandidatin auf das hohe Amt: «Zuerst sind die Frauen zu jung und unerfahren, dann haben sie Kinder, und es geht nicht, und am Schluss sind sie zu alt. Männer werden in diesen Fragen anders beurteilt als Frauen.»

Wink an Evi Allemann

Auch Daniel Jositsch fühlt sich zurückgesetzt, allerdings von seiner Partei. Vor einer Woche gab der Zürcher SP-Ständerat im Bundeshaus eine bühnenreife Darbietung. Er interpretierte die Rolle des perfekten Opfers, im dunklen Dreiteiler mit silberner Krawatte. Die Hälfte der Bevölkerung von vornherein von der Wahl auszuschliessen, sei verfassungswidrig, hob Jurist Jositsch seine Klage an – als ob dem Entscheid der SP-Führung irgendeine Rechtskraft zukommt. Die Vereinigte Bundesversammlung ist frei, zu wählen, wen sie will.

Die Tonlage war gesetzt. In der *Schweizer Illustrierten* erklärte Jositsch wenig später: «Mein Sohn ist jetzt achtzehn Jahre alt.



Bühnenreife Darbietung: Politiker Jositsch.

Wäre er zwölf oder jünger, hätte ich persönlich nicht kandidiert.» Das war ein Wink an Bundesrats-Aspirantin Evi Allemann, die Berner Regierungsrätin mit zwei schulpflichtigen Kindern. Dann markierte er den reuigen Vater: «Mein Sohn war knapp vier Jahre alt, als ich Nationalrat wurde. Damals plagte mich häufig das schlechte Gewissen, weil ich zu wenig Zeit für ihn hatte», so Daniel Jositsch, der zu diesem Zeitpunkt von der Mutter des Kindes getrennt lebte.

Fassen wir zusammen: Daniel Jositsch, der 57-jährige Strafrechtsprofessor, der neben seinem Politikerjob über weitere einträgliche Mandate verfügt und locker viermal so viel verdient wie der Schweizer Durchschnittsbürger, fühlt sich diskriminiert. Zumindest in diesem Punkt reiht er sich brav in seine Partei ein. Frühen sangen Sozialdemokraten zukunftsicher die «Internationale» («Die Müssiggänger schiebt beiseite! Diese Welt muss unser sein»). Heute jammern die Tenöre, und die Sopranistinnen beklagen sich.

«Wer sind die Geeignetsten?»

Daniel Jositsch betont, dass es ihm ums Prinzip gehe. Das ist wenig glaubwürdig. So unterstützte er im Jahr 2000 eine Initiative, die eine Frauenquote im Bundesrat von mindestens drei Siebteln festschreiben wollte, wie das Nachrichtenportal *Watson* berichtete. Damals erklärte Jositsch: «Ein Wahlverfahren wird nicht automatisch dadurch gerecht und demokratisch, dass die Wählenden in ihrer Auswahl absolut frei sind. Es entspricht unserem Gleichheitsverständnis, dass <gleiches gleich, ungleiches aber ungleich> behandelt wird.»

Inzwischen hat Jositsch seine Haltung angepasst, praktischerweise zum Vorteil seiner eigenen Kandidatur: «Ich habe gesehen, dass die Umsetzung im konkreten Fall zu Härten führen kann. Deshalb bin ich heute der Ansicht, dass wir mit gezielter und konsequenter Förderung von weiblichen, je nach Situation männlichen Kandidaturen und einer Bevorzugung des untervertretenen Geschlechts



zu besseren Resultaten kommen.» Die entscheidende Frage laute für ihn nun: «Wer sind die Geeignetsten?»

Seine ersten Gehversuche in der Parteipolitik machte Jositsch bei den Grünen, ehe er zu den Sozialdemokraten wechselte und dort durchstartete. Seine politische Karriere, die ihn bis hinauf in den Ständerat trug, verdankt er der SP. Wenn er nun verlangt, die Fraktion solle unabhängig vom Geschlecht den «Geeignetsten» nominieren, muss er sich den Einwand gefallen lassen, bei der falschen

Daniel Jositsch betont, dass es ihm ums Prinzip gehe. Das ist wenig glaubwürdig.

Partei mitzutun. Die Frauenförderung gehört zu den Glaubensbekenntnissen der SP wie die Abschaffung der Armee, die Überwindung des Kapitalismus oder der EU-Beitritt der Schweiz.

Aussichtslose Alleingänge

Spätestens seit März 1993 wissen alle Genossen, dass Alleingänge à la Otto Stich (wilde Wahl gegen Lilian Uchtenhagen) aussichtslos sind. Das Parlament einigte sich damals auf den Neuenburger Nationalrat Francis Matthey als Stichts Nachfolger. Die SP, die Nationalrätin

Christiane Brunner aus Genf in die Landesregierung hieven wollte, drängte Matthey daraufhin zum Verzicht. Schliesslich wurde die Genfer Gewerkschafterin Ruth Dreifuss zur ersten SP-Bundesrätin gewählt.

Als Dreifuss vor zwanzig Jahren zurücktrat, strebte der Neuenburger Ständerat Jean Studer nach höheren Weihen. Kurz darauf gab der Romand klein bei, obwohl er als machtbewusster Mann mit robustem Selbstbewusstsein bekannt war (Übername «Le Roi Soleil»). Studer fiel weich. Der Bundesrat wählte ihn 2007 in den Bankrat der Schweizerischen Nationalbank (SNB). Fünf Jahre später folgte der Aufstieg zum Präsidenten. Seine Freundschaft aus Ständeratszeiten mit Simonetta Sommaruga schadete dabei kaum. Die SP zeigte sich schon immer erkenntlich, wenn sich ihre verdienten Mitglieder an die Parteilinie hielten.

Partei von Ladykillern

Zu dieser Linie gehört auch, dass die dogmatische Frauenförderung nur bei den eigenen Leuten gilt. Beim politischen Gegner kommt dagegen ein eisernes Gesetz zur Anwendung: Es wird gewählt, mit wem man am besten Schlitten fahren kann. Das Geschlecht darf keine Rolle spielen. Wenn sich bürgerliche Frauen zur Wahl stellen, mutiert die SP zu einer Partei von Ladykillern. Sie wählten Samuel Schmid statt Rita Fuhrer, Joseph Deiss statt Ruth Metzler, Johann Schneider-Ammann statt Karin Keller-Sutter und Ignazio Cassis statt Isabelle Moret.

Jositsch nützt das alles nichts. Er steht allein auf der Bühne. Die Genossinnen und Genossen gewähren ihm keine Unterstützung. Kaum jemand stellt sich öffentlich hinter ihn. Lässt ihn am Freitag auch die Fraktion fallen, müsste er seiner Partei konsequenterweise den Rücken kehren. Auch der beste Tenor ist ohne Orchester verloren, selbst wenn er seine Jeremiade noch so eindrucksvoll vorträgt.

Gerechtigkeit für Daniel Jositsch: Seite 40

DIE SCHLAUE
WEIHNACHTS-
ÜBERRASCHUNG



Nur solange Vorrat!

129.50
statt 189.-

EMPFOHLEN VON DER

Stiftung Lesen

WWW.SPICK.CH

SPICK

Meloni in Armani

Die neue Ministerpräsidentin vertraut auf Kreationen von Italiens bekanntestem Modeschöpfer. Welche Botschaft vermittelt sie mit ihrem weiblichen «Power Dressing»?

Stefano Vastano

Rom
Freitag und Samstag, 21. und 22. Oktober, war sie zusammen mit dem Präsidenten der Republik, Sergio Mattarella, im Quirinale. Am Sonntag war sie dann mit Mario Draghi im Palazzo Chigi zum Glockengeläut, mit dem in Italien der neue Ministerpräsident in sein Amt eingeführt wird. Dieser ist seit dem 22. Oktober und zum ersten Mal in der Geschichte der Republik eine Frau: Sie heisst Giorgia Meloni und ist 45 Jahre alt.

In ihren ersten 72 Amtsstunden entschied sie sich nicht nur, die männliche Form «il Presidente» zu bewahren, sondern auch, sich den Italienern – die etwas von Image und Mode verstehen – mit einem komplett neuen Look zu präsentieren. Das Outfit ist zwar sehr nüchtern, fast schon managerhaft, dafür alles von Giorgio Armani.

Trikolore am Handgelenk

Den Augen der Presse – von den kleinen Gazetten bis zu den Spalten der *New York Times* – ist Melonis Hinwendung zu einem «androgynen» Outfit nicht entgangen. Das Haus Armani, einer der renommiertesten Protagonisten der Mode «Made in Italy», muss sicherlich nicht vorgestellt werden. Man sollte aber wissen, dass Meloni in den ersten drei Tagen ihrer Amtszeit in sehr dunklen Blautönen erschienen ist. Am 21. Oktober trug sie einen blauen Hosenanzug von Armani und ein Hemd «ton sur ton» aus Seide. Am nächsten Tag trug sie noch immer Armani, aber einen Smoking mit einem Oberteil mit V-Ausschnitt. Für das Treffen mit Draghi trug Meloni einen klassischen Anzug, der durch ein weisses Hemd «aufgelockert» wurde.

«Die Anführerin der Fratelli d'Italia ist transparent, ohne Filter, sie kleidet sich so, wie sie ist.»

All diese Kleidungsstücke hat «der Präsident» höchstpersönlich in einer römischen Boutique des Modehauses ausgesucht. Nicht von Armani waren nur die Schuhe – ein Derby-Modell – für das Treffen mit Draghi und ein Armband

mit der italienischen Trikolore an ihrem Handgelenk. Natürlich lehrt das Sprichwort, dass es nicht die Kleidung ist, die den Mönch ausmacht. Doch im Fall von Meloni ist es klar, dass die Wahl eines so androgynen Stils in der Armani-Kollektion keineswegs zufällig ist.



«Made in Italy»: «Il Presidente» Meloni.

Seit den frühen 1970er Jahren hat Armani die Idee eines neuen weiblichen «Power Dressing» lanciert, und Melonis stilistische Entwicklung hin zu dunklem Blau und Manager-Style geht genau in diese Richtung. Bereits im Wahlkampf hatte die Modewelt Vorbehalte gegen das Programm einer Regierung Meloni geäußert. Donatella Versace hatte einen Post mit einem «italienischen» Herzen und dem Kommentar veröffentlicht: «Stimmt für die bereits erworbenen Rechte, denkt an den Fortschritt und die Zukunft.»

Auch Pierpaolo Piccioli, der Designer von Valentino, hatte sich eindeutig gegen eine Meloni-Regierung ausgesprochen. Sicher ist,

dass die Wahl von Meloni für den Armani-Stil – zu der sich das Modehaus bisher nicht geäußert hat – in vielen anderen Details ihres neuen Looks zu sehen ist. So verzichtet sie beispielsweise seit einiger Zeit auf die sehr teuren Taschen von Louis Vuitton, mit denen sie sich 2018 noch den Wählern präsentierte (und die ihr in den sozialen Medien viel Kritik eingebracht haben).

Mit dem Wahlkampf im vergangenen September verschwanden auch die kräftigen Farben – Apfelgrün, Rosa oder «Azzurro» –, mit denen sich Meloni bis vor kurzem in Interviews oder auf Kundgebungen präsentiert hatte. Maria Grazia Chiuri, die Kreativdirektorin von Dior, kommentierte noch im Wahlkampf: «Die Anführerin der Fratelli d'Italia ist transparent, ohne Filter, sie kleidet sich so, wie sie ist, ich habe nicht den Eindruck, dass sie eine Strategie hat, sondern dass sie wählt, was ihr gefällt.» *Tempi passati.*

Neuer Look vor wichtigen Entscheiden

«Das rechtsextreme Mädchen» aus der Garbatella, dem Arbeiterviertel Roms, in dem sie geboren wurde, das bei Kundgebungen schrie, bis die Adern bebten, und das enge weisse Jeans und Sneakers trug, hat ihr neues Amt als Ministerpräsidentin angetreten. Hillary Clinton hatte sich für Ralph Lauren entschieden. Angela Merkel für Bettina Schönbach. Und Giorgia Meloni nun für Armani-Anzüge. Auch die neue Frisur zeugt von Melonis neuem Stil. Klar, ihre natürliche Farbe ist Schwarz. Aber ihr neuer platinblonder Long Bob ist stärker und moderner. Antonio Pruno, ihr römischer Friseur (er hat seinen Salon nur einen Steinwurf vom Parlament in Rom entfernt und ist beleidigt, wenn man ihn «Friseur» nennt), hat bereits verraten: «Sie ändert ihren Look jedes Mal, wenn sie eine Entscheidung treffen muss oder sich ihre Arbeit ändert.»

Mit ihrem Armani-Power-Dressing will sie also entschlossener, aber gleichzeitig beruhigender wirken. Es bleibt abzuwarten, ob Giorgia Meloni, abgesehen vom neuen Outfit, der italienischen Politik etwas Gutes bringen wird. Und dies vielleicht auch dem Modehaus von Giorgio Armani.

Ein Weltrekord aus der Schweiz

Da staunen sie von New York bis London: *20 Minuten* bleibt die erfolgreichste Gratiszeitung der Welt.



Wenn ich morgens in Zürich oder in Bern im Bus sitze, dann komme ich mir vor wie in einem Historienfilm. Im Bus sitzen Leute und lesen eine Zeitung auf Papier.

Das gibt es sonst nirgendwo mehr, nicht in Paris, nicht in Rom und nicht in Berlin. Hier sitzen die Leute zwar morgens auch im Bus, aber sie schauen auf ihr Handy. Eine Zeitung auf Papier liest hier niemand mehr.

Die Schweiz ist das letzte Land, wo es im Bus noch Leser gibt, die Druckerschwärze an den Fingern haben. Die Druckerschwärze kommt von der Pendlerzeitung *20 Minuten*.

20 Minuten ist der Leuchtstern, der die Schweiz in der globalen Pressegeschichte für immer verewigt. Die erste Tageszeitung aller Zeiten, die *Relation*, kam aus dem Elsass. Die erste Boulevardzeitung aller Zeiten, der *Daily Mirror*, kam aus London. Die auflagestärkste Zeitung aller Zeiten, der *Yomiuri Shimbun*, kam aus Japan. Die einflussreichste Zeitung aller Zeiten, die *New York Times*, kam aus den USA. Und die erfolgreichste Gratiszeitung aller Zeiten, *20 Minuten*, kam aus Zürich.

20 Minuten startete 1999, lanciert vom Schibsted-Verlag aus Norwegen. Das Ding ging ab wie eine Rakete. Nach vier Jahren schon vertrieb man via Zeitungsboxen 330 000 Exemplare, derweil, als Folge davon, die Auflagen der vormaligen führenden Blätter *Blick* und *Tages-Anzeiger* in den Sturzflug kippten.

Bald wurde es dem Haus *Tages-Anzeiger*, der Tamedia, zu bunt. Es startete ein eigenes Gratisblatt, *Express* genannt, und kündete den Norwegern einen Konkurrenzkampf bis aufs Messer an. Der erste Erscheinungstag von *Ex-*

press wurde auf den 24. März 2003 angesetzt, einen Montag.

Drei Tage zuvor, am Freitag, rief die Unternehmensspitze von Tamedia die vierzig Journalisten von *Express* zu einem dringlichen Meeting. Dort teilte sie der *Express*-Redaktion mit, ihre Zeitung werde nie erscheinen. Denn Tamedia habe soeben die Mehrheit an *20 Minuten* gekauft.

Selten hat ein Drohszenario in den Medien besser funktioniert. Und selten folgte dann ein derartiger finanzieller Erfolg. Die Auflage von

Die gedruckte Auflage erreicht immer noch eine halbe Million Exemplare.

20 Minuten stieg bis auf 650 000 tägliche Exemplare. Zugleich wurde man zur weitaus stärksten News-Website des Landes. Der operative Gewinn explodierte auf über vierzig Millionen Franken im Jahr, Weltrekord.

Es war vor allem der Erfolg der zwei langjährigen Geschäftsführer des Projekts. Der erste war Rolf Bollmann, dem sie während seiner Fussballkarriere, die ihn bis ins Nationalteam führte, den Ehrennamen «Eisenfuss» verliehen. Das war auch der knochenharte Stil, mit dem Bollmann Auflage und Werbevolumen seines Blatts nach oben kickte. Auf ihn folgte ebenso erfolgreich Marcel Kohler, auch er nicht gerade der Typus des feinsinnigen Salonliteraten. Unter dem hemdsärmeligen Kohler ging es rasant weiter aufwärts, und er expandierte auch nach Österreich, wo man

unter dem Label «Heute» nun zu den führenden News-Plattformen gehört.

Die Erfolgsstory von *20 Minuten* sorgte international für Verblüffung. Nirgendwo, auch nicht in England und den USA, kamen die Gratisblätter, die inzwischen überall aus dem Boden geschossen waren, auf so stolze Margen.

Nun wollten natürlich alle ihre Finger in diese Konfitüre stecken. Im Jahr 2008 gab es sechs Gratiszeitungen hierzulande. Sie hiessen *20 Minuten* und *News*, beide von Tamedia, *Blick am Abend* und *Cash daily*, beide von Ringier, *.ch* von Holtzbrinck aus Deutschland und *Le Matin Bleu* vom Lausanner Medienhaus Lamunière. Bis auf den einzigen Überlebenden ruhen sie längst alle in Frieden.

RIP galt weltweit genauso. Überall existieren vom einst florierenden Geschäftsmodell der *free sheets* nur noch armselige Restbestände, etwa in Frankreich und Spanien. Die Gratis-Gattung wurde durch Gratis-Online wegrasiert.

20 Minuten ist das einzige verbleibende Renditeobjekt in diesem Markt. Die gedruckte Auflage erreicht immer noch eine halbe Million Exemplare. Der operative Gewinn in diesem Jahr wird bei etwa zwölf Millionen Franken liegen. Beides ist zwar deutlich unter den einstigen Höchstwerten, aber immer noch respektabel.

Durch *20 Minuten* gibt es in der Schweiz zudem einen einzigartigen Effekt im öffentlichen Leben. Man steigt in Zürich oder in Bern in den Bus, und daneben liest jemand eine Zeitung auf Papier. Das gibt es auf dieser Welt sonst nirgendwo mehr.

Willkommen zur Hidschab-Party

In Nahost werden Frauen umgebracht, wenn sie sich weigern, ihren Kopf zu bedecken. Westlerinnen verhüllen sich neuerdings zum Spass.

Julie Burchill

London
Die WM in Katar ist ein grosses Fest der Heuchelei, aber nicht das einzige. Wie viele gierige Scharlatane haben auch die Fussballer der Premier League die «Black Lives Matter»-Bewegung benutzt, um ihre Käuflichkeit zu bemänteln, und sind auf die Knie gefallen, um zu suggerieren, sie seien nicht Teil des Problems sozialer Ungerechtigkeit, sondern gehörten vielmehr zu dessen Lösung. Und jetzt lassen sich allerlei LGBTQ-freundliche Fussballpersönlichkeiten – angeführt von der Schwulenikone David Beckham – mit katarischen Petrodollars dafür bezahlen, dass sie ein Land preisen, in dem ausländische Arbeitskräfte wie Vieh, Frauen wie Kinder und Homosexuelle wie Verbrecher behandelt werden.

Wo immer besonders hochkarätiger Woke-Blödsinn verzapft wird, ist Bella Hadid mit von der Partie. Die Tochter eines Reality-TV-Stars und eines millionenschweren Geschäftsmanns wuchs in Beverly Hills auf, ist erst 25, aber schon 27-mal auf dem Cover der *Vogue* gewesen und nach wie vor sehr erpicht auf eine Medaille der Opfer-Olympiade. So sagte die Arme: «Ich hätte so gern die muslimische Kultur studiert, wirklich praktiziert, ja einfach darin gelebt.» Und so finden wir sie denn in Katars Hauptstadt Doha bei den «Fashion Trust Arabia Awards», wo sie ein Kleid von Alaïa trägt – und ihr Haar verhüllt. Bei einem üppigen Diner im Museum of Islamic Art, wo sie ein Schiaparelli-Kleid trägt

– und ihr Haar verhüllt. Bei Naomi Campbells Modeschau, wo sie ein weiteres Schiaparelli-Kleid trägt – und eine Kapuze.

Körper und Land

All dies zu einem Zeitpunkt, da Frauen ihres Alters und jüngere im Iran gefoltert und umgebracht werden, weil sie für das Recht, ihren Kopf nicht bedecken zu müssen, kämpfen – und nachdem Hadid selbst in den sozialen Medien verkündet hat: «Unsere Schwestern werden ermordet wegen des Rechts zu existieren. Des Rechts, in Freiheit zu leben. Der Freiheit, selbst

Wo immer besonders hochkarätiger Woke-Blödsinn verzapft wird, ist Bella Hadid mit von der Partie.

über ihre Körper zu verfügen. Wer unsere Körper kontrollieren will, will auch unser Land kontrollieren, unsere Erde. Diese Krankheit heisst Patriarchat.» Dieselbe Hadid hat gejammert, sie habe Jobs verloren wegen ihrer Unterstützung Palästinas – das Palästina, wo der Pass der Journalistin Asma al-Ghul beschlagnahmt und sie von der Sittsamkeitspolizei der Hamas verwarnt wurde wegen Lachens beim Schwimmen.

Katar und Palästina haben wenig miteinander gemeinsam – ausser der Religion. Sie ist die schlimmste für alle Frauen der Welt, von der Schülerin in Afghanistan bis zur Christin in Ägypten: Im islamistischen Patriarchat bedürfen Frauen für alles, was interessant ist oder Spass macht, einer Genehmigung seitens ihrer nächsten männlichen Verwandten oder Ehemänner.

Aber Hadid, um auf sie zurückzukommen, ist ein Model. Sie verdient ihren Lebensunterhalt damit, zum Objekt gemacht zu werden, wie das in der von ihr gepriesenen Kultur üblich ist; allerdings wird sie nicht dafür belohnt, dass sie ihren Körper versteckt, sondern ihn zur Schau stellt. Er ist also wichtiger als ihr Hirn, und so mag man ihr verzeihen, wenn sie wie jemand, der zwei und zwei zusammenzählt und dabei auf die Zahl Fünf kommt, Hidschab und Hamas zusammenzählt und dabei auf ein feministisches



«Hätte gern muslimische Kultur studiert»:

Utopia kommt. Ihre Kollegin Naomi Campbell glaubt schliesslich auch, das Annehmen von Blutdiamanten sowie körperliche Angriffe auf Untergebene liessen sich vereinbaren mit dem Einsatz für humanitäre Anliegen.

Eher überraschend ist, dass Frauen, die sich als besonders denkfähig empfinden wie Feministinnen in den USA und Grossbritannien, dieser ultrapatriarchalen Religion nicht nur alles Mögliche durchgehen lassen, sondern sie auch noch



«Wenn das so weitergeht, sind das die einzigen Mäuse, die wir noch haben...»



Model Bella Hadid (l.), Frauenrechtlerin Hirsi Ali.



gesagt hatte: «Ich wollte, ich könnte ihr ihre Vagina wegnehmen. Sie hat es nicht verdient, eine Frau zu sein», hätte man einen Aufschrei der Empörung erwartet. Stattdessen gab es das groteske Schauspiel, dass bei verschiedenen Anti-Trump-Märschen viele nichtmuslimische Frauen von sich aus Hidschabs trugen. «Melania, zwinkere zweimal, wenn du Hilfe brauchst», stand auf manchen Transparenten, was sehr viel weni-

ger Mut brauchte, als wenn dieselben Frauen sich anderenorts den Slogan «Zwinkere zweimal hinter deinem Nikab hervor, wenn du Hilfe brauchst» zu eigen gemacht hätten.

Wie die als Muslimin geborene Autorin Nervana Mahmoud schrieb: «Die Teilnehmerinnen an Anti-Trump-Märschen sind selektive Liberale: Sie erinnern sich an ihren Liberalismus, wenn sich einem weissen Mann Schuld zuschieben lässt, verteidigen aber mit Freuden den Illibe-

ralismus nichtweisser autoritärer Regime und Ideologien. Doch Frauenrechte sollten für alle gelten, nicht nur für westliche Frauen.»

In Grossbritannien scheinen Frauen etwas resistenter gegen woke Gehirnwäsche zu sein. Aber auch in unserem «Kommentariat» gibt es Spinnerinnen wie die angebliche Feministin Laurie Penny, die ständig über westlichen Sexismus herzieht und gleichzeitig dem Islamismus einen Freipass gibt. Ihr Narzissmus erreichte einen Höhepunkt, als sie sich einen Nachmittag lang als Muslimin verkleidete: «Ich trug eine Abaya samt Kopftuch [...]. Zum ersten Mal seit meiner Pubertät hatte ich das Gefühl, die Leute sähen mein wahres Ich, statt meinen Körper zu betrachten. Dieses Freiheitsgefühl, das für manche Frauen von zentraler Bedeutung für ihre Selbstachtung ist, ist genauso berechtigt wie die Freiheit, sich mit nackten Beinen und tiefem Ausschnitt zu zeigen. In einer wirklich progressiven westlichen Kultur würde beides respektiert.»

Höhepunkt des Narzissmus

Und sie kommt zum atemberaubend herzlosen Schluss: «Eine Frau, die gezwungen wird, gegen ihren Willen eine Burka zu tragen, hat Probleme, die sich nicht einfach durch ein Verbot dieses Kleidungsstücks lösen lassen.»

Wir leben in seltsamen Zeiten, wenn dadurch, dass in einem mexikanischen Restaurant ein Angelsachse kurz einen Sombrero aufgesetzt hat, ein ganzes Volk beleidigt worden sein soll, hingegen wenn ein Mann sich als Frau kleidet, er als Heldin gefeiert wird. Insofern sollten wir nicht überrascht sein, wenn reiche Westlerinnen dieses Symbol der Unterdrückung von Millionen nichtwestlicher Frauen als Accessoire verwenden. Angesichts des leeren Blicks von Bella Hadid unter ihrer islamistischen Kostümierung hervor kann man freilich nur hoffen, dass jene, die den Schleier verklären, eines Tages kapieren, was es damit wirklich auf sich hat, und begreifen, wie kostbar und gefährdet die Freiheit – insbesondere die Freiheit von Frauen – tatsächlich ist.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

verklären. So war 2017 eine der Organisatorinnen des Washingtoner Frauenmarsches gegen den damaligen Präsidenten Trump die amerikanische Muslimin Linda Sarsour, die twitterte: «Zehn Wochen bezahlter Mutterschaftsurlaub in Saudi-Arabien. Und ihr macht ein Gedöns darum, dass Frauen dort nicht Auto fahren dürfen. Wie beschämend.»

Nachdem Sarsour 2011 über die brillante, als Muslimin geborene Feministin Ayaan Hirsi Ali

Ist das der neue Toni Brunner?

Der junge St. Galler Nationalrat Mike Egger erinnert stark an den früheren SVP-Präsidenten. Macht er so weiter, dürfte er bald eine wichtige Rolle in der Volkspartei spielen.

Max Kern

St. Galler SVP-Nationalrat, streng auf Parteilinie, blondes Haar, stets mit einem Lächeln im Gesicht. Nein, wir sprechen nicht von Toni Brunner. Die Rede ist von Mike Egger, Bürger von Berneck (SG), gelernter Metzger, heute diplomierter Betriebswirtschaffter beim führenden Fleischverarbeiter Micarna, Ehrenpräsident der Jungen SVP des Kantons St. Gallen und seit 2019 Nachfolger seines Vorbildes Toni Brunner im Nationalrat.

Wie der Toggenburger Bauer und spätere SVP-Parteipräsident Brunner, der im Alter von erst 21 Jahren in den Nationalrat gewählt wurde, ist auch Egger ein Frühstarter. Mit zwölf wird der Sohn des Bernecker «Brauerei»-Wirts Peter Egger politisiert. Ein Jahr später tritt er der Jungen SVP bei. Für seinen ersten Wahlkampf steht ihm ein Mini-Budget von 3000 Franken zur Verfügung. Er verteilt Würste auf der Strasse und sammelt Stimme um Stimme. Mit neunzehn Jahren wird Egger in den St. Galler Kantonsrat gewählt. Am Tag darauf muss er zur Infanterie-RS antreten.

Eringer Kuh namens Bartlet

Wie kommt es, dass ein Zwölfjähriger vom Polit-Virus infiziert wird? Egger sagt: «Indem man in einem Restaurant gross wird, wo am Stammtisch immer wieder politisiert wird. Man hört als Junger die Themen, welche die Bevölkerung beschäftigen, und merkt schnell, dass man in der Schweiz dank der direkten Demokratie etwas verändern kann.»

Vierzehn ist Egger, als er an einer Delegiertenversammlung der kantonalen SVP dem Vorzeigepolitiker Brunner erstmals über den Weg läuft. Egger: «Toni hat mich vor allen Delegierten als jüngstes Mitglied des Kantons St. Gallen begrüsst. Ich musste vor allen aufstehen. Toni habe ich sehr viel zu verdanken. Wir pflegen einen sehr, sehr engen Kontakt.»

Wann war Egger zuletzt in Toni Brunners Restaurant, im «Haus der Freiheit»? «Das ist noch gar nicht so lange her, vielleicht vor drei, vier Wochen.» Zuletzt traf sich Egger mit sei-



Kaffee in Herrliberg?
Nachwuchshoffnung Egger, 30.

nen Parteikollegen Thomas Aeschi, Thomas Matter und Manuel Strupler in Brunners «Haus der Freiheit» zu einer Retraite. Thema:

«Toni habe ich sehr viel zu verdanken. Wir pflegen einen sehr, sehr engen Kontakt.»

der Kampf gegen die Zehn-Millionen-Schweiz.

Es ist vor allem das Asylthema, das Egger 2018 als Nachfolger von Brunner mit 26 Jahren in die Weihen des Nationalrats brachte. Seinem Toggenburger Förderer schenkte er eine Eringer Kuh namens Bartlet. Egger: «Wie ich von Toni gehört habe, entwickelt sie sich sehr gut, sie hat kürzlich ein *Muni*-Kalb geboren.»

Brunner-Ziehsohn Egger ist SVP-Politiker durch und durch. Wann war er letztmals in Herrliberg in der Villa von Christoph Blocher?

«Noch nie. Aber ich würde gerne mal auf einen Kaffee vorbeigehen. Natürlich sehen wir uns oft an Versammlungen.»

Besonders beeindruckt ist Egger von Blochers Tochter Magdalena Martullo-Blocher, der Ems-Chefin. «Was sie neben ihrem Nationalratsmandat als Unternehmerin leistet, ist unglaublich. Da kann man viel lernen. Persönlich ist es mir sehr wichtig, neben meinem Nationalratsmandat einen Beruf ausüben zu können – Berufspolitiker hat es in Bern leider immer mehr.»

Nur ehrenamtliche Pöstchen

Auf Eggers Polit-Agenda steht eine Europa-politik im Sinne der Schweiz, nicht der EU – bei Weiterführung der partnerschaftlichen Beziehung auf Augenhöhe. Ein anderes Anliegen ist die Zuwanderung, die die Schweiz selbstständig steuern müsse.

Zuletzt forderte Egger am 28. Februar den Bundesrat per Motion auf, «die Gefahr einer Strommangellage mittels Regulierung der Zuwanderung zu entschärfen». Ihm ist es wichtig, dass Bevölkerung und Wirtschaft von den «existenzbedrohenden Strompreisen» entlastet werden. Wie auch von den explodierenden Krankenkassenprämien; er wehrt sich für die Ostschweizer Kantone gegen die ungerechtfertigte Benachteiligung.

Anders als sein Berner Parteikollege und Bundesratsanwärter Adolf Rösli ist Egger alles andere als ein Pöstli-Jäger. Als Verwaltungsrat der familieneigenen Gasthaus Metzgerei Brauerei Egger AG, als Stiftungsrat von «Quinten lebt», Vorstand des Fleischfachverbandes St. Gallen-Liechtenstein und als Co-Präsident von «Sichere Grenzen im Rheintal» besetzt Egger nur vier Posten, allesamt ehrenamtlich.

Möchte Egger, wie Rösli am 7. Dezember, in Zukunft ebenfalls Bundesrat werden? «Man soll zwar niemals nie sagen. Aber es ist sicher keine Bundesratskarriere fest geplant.» Lieber gebe er Vollgas im Nationalrat, um bei den Wahlen 2023 vom Volk «eine Vertragsverlängerung» zu bekommen.

Black Week vom 21. bis 26. November

**20%
Rabatt auf
alles**

+
Geschenk
zu jeder
Matratze

Unsere Fachgeschäfte:

Zürich	Stampfenbachstrasse 138	Tel. 044 463 08 06
Zürich	Altstetterstrasse 294	Tel. 043 466 08 06
Bern	Rodtmattstrasse 101	Tel. 031 994 08 06
Basel	Elisabethenstrasse 42	Tel. 061 262 08 06
Luzern	Züristrasse 56	Tel. 041 522 08 87
St. Gallen	Züricher Strasse 170	Tel. 071 740 08 06
Winterthur	Zürcherstrasse 98	Tel. 052 551 08 06
Baar	Rathausstrasse 9	Tel. 041 761 08 54
Chur	Masanserstrasse 19	Tel. 081 253 08 06
Mellingen	Birrfeldstrasse 5	Tel. 056 222 08 06
Rüschlikon	Seestrasse 112	Tel. 044 552 08 81



Der Mann hinter den Klebeprotesten

François Jakob aus Biel steht für die illegalen Strassensperren von «Renovate Switzerland». Wer ist der Studienabbrecher, der von seinem Aktivismus lebt?

Christoph Mörgeli

Die radikalen Klimakämpfer von «Renovate Switzerland» haben mit ihren gesetzeswidrigen Aktionen in den letzten Monaten viel Staub aufgewirbelt. Allein im Oktober veranstalteten sie zehn Strassenblockaden, wobei sie sich teilweise am Asphalt festklebten. So sorgen die Aktivisten von «Renovate Switzerland» für besonders knallige Schlagzeilen bei ihren journalistischen Bewunderern. Aber auch für massiven Ärger beim werktätigen Bevölkerungsteil, weil die Blockaden viel Zeit, Nerven und Geld kosten. Die Leimaktion am Zürcher Utoquai beispielsweise hat nicht nur den Automobilisten stundenlange Verspätung beschert, sondern auch den Nutzern des öffentlichen Verkehrs, weil sich auch die Busse nicht mehr bewegten.

Spenden für illegale Aktionen

Es handle sich bei der Ignorierung der Klimaerwärmung «um das grösste Verbrechen in der Geschichte der Menschheit», behauptet «Renovate Switzerland». Eine steile Aussage, die Hitler, Stalin und Mao geradezu als Sendboten der Humanität erstrahlen lässt. Denn unsere Bundesräte und Parlamentarier seien schlimmer: «Indem sie die Abhängigkeit von fossilen Brennstoffen aufrechterhalten, verurteilen sie eine ganze Generation zum Tode.» Die Aktionen von «Renovate Switzerland» sollen es auch den *Bünzlis* («normalen Bürgern») ermöglichen, «ihrer Stimme Gehör zu verschaffen», spricht:

Mit 1000 Franken kann man die «Ausgaben» eines Aktivisten finanzieren, mit 10 000 eine Gruppe.

sich in der Pose von Widerstandskämpfern zu gefallen. Am liebsten natürlich mit Geldspenden. Diesbezüglich ist die Organisation besonders kreativ. Mit tausend Franken kann man die «Ausgaben» eines Aktivisten finanzieren, mit 10 000 Franken eine achtköpfige Gruppe inklusive deren Rechtsanwalt. Insgesamt wurden bereits über 60 000 Franken an Spenden für illegale Aktionen eingetrieben. Dabei



«Grösstes Verbrechen in der Geschichte der Menschheit»: Klimakämpfer Jakob.

ist die staatliche Postfinance ebenso behilflich wie die Crowding-Plattformen Wemakeit und Donorbox.

Weil menschliche Strassensperren zweifellos gesetzeswidrig sind und strafrechtlich geahndet werden müssen, hat sich die *Weltwoche* auf die Suche nach dem Strippenzieher und Hauptverantwortlichen von «Renovate Switzerland» gemacht. Am naheliegendsten ist es, als betroffenes Stauopfer ein Auskunftsgesuch bei der zuständigen Domain-Verwaltung zu stellen und anzufragen, welche Organisation beziehungsweise Person hinter *Renovate-switzerland.ch* steht. Weil die *Weltwoche* ein überwiegendes legitimes Interesse im Sinne von Artikel 46 der Verordnung über Internet-Domains (VID) glaubhaft machen konnte, wurde uns die entsprechende Auskunft erteilt. Hinter der exakt mitgeteilten Adresse steckt eine «Association Mobilisation Climat», vertreten durch François Jakob, wohnhaft in Biel. Über diesen Verein werden auch Spenden gesammelt. Betroffene Auto- und Lastwagen-

fahrer wie auch staubetroffene Firmen könnten zweifellos Schadenersatzforderungen an ihn richten.

Seine Lieben, sein Dorf

Über den 27-jährigen Aktivisten ist bekannt, dass er sein Anthropologiestudium hingeschmissen hat, um sich vollzeitlich der Klimarettung zu widmen. Den Erforscher des Menschen fasziniere «der Mensch in all seiner Vielfalt», erklärte François Jakob unter dem Titel «Die Energie der Verzweiflung» gegenüber der Westschweizer Wochenzeitung *L'Événement syndical* der Gewerkschaft Unia. Laut eigenen Worten gibt er sehr wenig Geld aus, lebt von Gelegenheitsjobs und wird von seiner Familie unterstützt. Aufgewachsen ist Jakob auf einem wunderbar gelegenen Weingut in Auvernier am Neuenburgersee. Einen Hagelschlag des Jahres 2013 bringt er in Zusammenhang mit der Klimakrise und bezeichnet sich selber angesichts solcher Wetterereignisse als «ängstlich und verzweifelt».

François Jakob fühlt in sich die Verpflichtung, seine «Lieben», sein «Dorf» und die ganze Welt zu retten. Er gehörte bereits im Frühling zu den Strassenblockierern und will vor allem die Gebäudesanierung massiv vorantreiben. Die grosse mediale Aufmerksamkeit (und wohl auch die erstaunlich positive Berichterstattung) hat selbst ihn als führenden Aktivist*innen überrascht. «Renovate Switzerland» umfasst einige Dutzend Militante, die höchstens in Achtergruppen auftreten. Die Kampagne versteht sich als Teil einer internationalen Bewegung. Jakob ist überzeugt, damit bei vielen Menschen einen «Hoffnungsschimmer» geweckt zu haben. Noch habe man die Welt zwar nicht vor der Klimakatastrophe gerettet, aber zumindest «einen kleinen Sieg» errungen, «um einen positiven Kreislauf zu schaffen».

Martin Luther King und Gandhi

Strotzend vor Selbstbewusstsein sieht sich Jakobs «Renovate Switzerland» in der Tradition der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung der sechziger Jahre. Auch bei den «Freedom Riders» sei es zunächst bloss eine Handvoll Frauen und Männer gewesen, die in den USA erfolgreich für die Bürgerrechte gekämpft hätten. François Jakob schwärmt von den gewaltfreien Methoden eines Martin Luther King oder Mahatma Gandhi. Erklärtes Ziel sei es, trotz Überschreitung der Gesetzesgrenzen keine «Lebewesen» zu gefährden.

Was sich im konkreten Alltag als durchaus illusorisch erwiesen hat: Kürzlich musste in Berlin eine Frau nach einem Velounfall sterben, weil die Rettungskräfte wegen einer Strassenblockade nicht rechtzeitig zu ihr durchkamen. Wenn es ums Überleben der gesamten Menschheit geht, muss offenbar zuweilen ein Einzelleben in Kauf genommen werden.

Alles Heil der Klimaretung kommt für die Bewegung «Renovate Switzerland» vom Staat. Sie fordert vom Bund augenblicklich vier Milliarden Franken für die Gebäudesanierung und die Ausbildung in Bauberufen, denn so habe man letztlich nichts als Gewinner: die

Mieter, deren Energierechnungen sanken, die Eigentümer, deren Renovierungen unterstützt würden, und die Arbeiter, in deren Interesse Tausende von Stellen geschaffen würden. Die Planung des Bundes geht François Jakob viel zu langsam. Der Bundesrat tue so, als ob ein Jahrhundert zur Rettung des Planeten zur Verfügung stünde. Das bezeichnet Jakob als «kriminell».

Keinerlei kriminelle Energie sieht der gebürtige Neuenburger selbstredend, wenn er mit seinen Strassenblockaden Angestellte, Arbeiter, Gewerbetreibende und Hausfrauen daran hindert, zeitgerecht ihrer Arbeit nachzugehen. François Jakob war früher für die «Extinction Rebellion» unterwegs und befindet sich wegen seiner Verkehrsbehinderungen neben vielen anderen in einem Strafverfahren in Lausanne. Er verzichte bei blossen Geldstrafen auf Einspruch, vielmehr verfolge er die «Strategie», diese nicht zu bezahlen, da er «kein Geld habe». Man kann sich unschwer vorstellen, wie bei Autofahrern durchgegriffen würde, welche bei Verkehrsbussen die «Strategie» des Nichtbezahlebens befolgen würden. Gegenüber der *Weltwoche* bekräftigt Jakob: «Ich habe derzeit kein Gehalt, obwohl ich etwa sechzig Stunden pro Woche arbeite. Ich lebe von

Er ist überzeugt, dass Wetterphänomene zugenommen hätten. Wie in biblischen Zeiten.

meinen Ersparnissen und dank der Unterstützung einiger weniger Menschen um mich herum.» Die Bewegung «Renovate Switzerland» zahle ihm kein Gehalt.

Was ist sonst noch vom Wahlbieler François Jakob zu erfahren? Er ist überzeugt, dass Wetterphänomene zugenommen hätten. Wie in biblischen Zeiten meint er, diese seien eine Reaktion der geschundenen Erde auf unseren verwerflichen Lebensstil. Nur antwortet sogar der Weltklimarat auf die Frage, ob das Wetter extremer geworden sei: «Keine der Metho-



den ist bisher ausreichend weit entwickelt, als dass wir diese Frage mit Sicherheit beantworten könnten.» Doch Jakob warnt unentwegt vor 3,5 Milliarden Menschen, die künftig nicht mehr in ihren Gebieten leben können. Bereits in zehn Jahren sei es zu spät zum Handeln.

«Chaos und Kriege vermeiden»

Die Strassenblockaden sind für François Jakob ein legitimes Mittel, um den notwendigen Medienlärm zu erzielen, damit die Klimaerwärmung nicht ignoriert wird. Schlagzeilen über seine Aktionen des zivilen Ungehorsams erzeugten ein «Mobilisierung- und Beschleunigungspotenzial». Es sei eben wichtig – so der Aktivist zum Gewerkschaftsblatt *L'Événement syndical* –, eine «auf Gleichheit und Gerechtigkeit basierende Kultur» zu entwickeln. Nur so liessen sich «Chaos und Kriege» vermeiden. Wobei der radikale Klimaschützer Jakob das Stauchaos und die Strassenkriege, die er mit seinen bewusst herbeigeführten Menschenbarrikaden veranstaltet, offenbar nicht dazuzählt.

Nun bleibt abzuwarten, ob sich die überengagierten Klimaschützer im Winter auch auf den gefrorenen Asphalt kleben werden. Ansonsten entpuppen sie sich als blosse Warmklebe-Aktivist*innen.



Stannah

Stannah Treppenliften

Unabhängigkeit, Sicherheit, Komfort und perfektem 24-Stunden-Service in Ihrem Zuhause.

1. Unverbindliche und kostenlose Beratung
2. Passt problemlos auf die meisten Treppen
3. Schnelle und unkomplizierte Montage

Exklusiv für «Die Weltwoche» Leser:
Gratis Auswahl des Sitzpolsters

 **044 546 10 14**

Bedingungen und Konditionen:
Dieses Angebot ist gültig bis 31./10/22. Es ist nicht kumulierbar mit anderen Aktionen oder Rabatten und gilt nur für Vinyl.

CHEI

Gerechtigkeit für Daniel Jositsch

Der Zürcher Ständerat bewirbt sich zum Missfallen der SP-Spitze um einen Bundesratssitz. Meiner Ansicht nach ist er die ideale Besetzung.

Valentin Landmann

Ich sah Daniel Jositsch als Anwalt vor Gericht beim grossen Posträuberprozess in den 1990er Jahren. Wir beide waren auf der gleichen Seite, das heisst, wir vertraten zwei des Postraubs angeklagte Personen. Der Fall war hochinteressant und die Tat glücklicherweise völlig unblutig verlaufen, was das Plädieren deutlich erleichterte.

Jositsch fiel mir unmittelbar auf. Seine Frisur entsprach damals schon der meinigen – das genaue Gegenteil eines Afrolooks. Jositschs expressive Ohren kamen an seinem wohlgeformten Schädel sehr gut zur Geltung und erinnerten mich an diejenigen eines aufmerksamen jungen Hundes, der auf alles lauscht, was in der Umgebung passiert.

Seinen Augen sah man jeweils an, dass er jeden Satz, der gesprochen worden war, aufgenommen hatten. Das war der geborene Politiker mit der Fähigkeit zum grossen Auftritt und andererseits auch der geborene Universitätsprofessor, der komplexe Sachverhalte klar den Zuschauern «überzubringen» kann. Bereits das damalige Plädoyer offenbarte seine darstellerischen und analytischen Fähigkeiten. Er verstand es wie kein anderer, in die Tiefe zu gehen und dabei doch verständlich zu bleiben.

Problemloser Punktsieg

Dieser Eindruck täuschte nicht. Wir blieben in lockerem Kontakt, es entstand eine Freundschaft über die politischen Grenzen hinweg. Ich war damals in keiner Partei. Daniel Jositsch war bereits Sozialdemokrat. Er war der Partei beigetreten, weil es für ihn die Partei war, die sich für die Menschen einsetzte. Aus dem gleichen Grund bin ich Jahre später der SVP beigetreten.

Jositsch war Kantonsrat, er wurde Nationalrat und später mit problemlosem Punktsieg Ständerat. Im Parlament entfaltete er zur Perfektion jene Fähigkeiten, die mir bereits in der Postraubverhandlung aufgefallen waren. Er täubelte nicht. Er beleidigte nicht. Er erklärte und zog seine Schlüsse in der Erwartung, dass seine Zuhörer diesen Schlüssen folgten. Und wenn

es ihm nicht gelang, die Zuhörer zu überzeugen, bedachte er sie mit mitleidigem Blick. Jositsch hat auch die Eigenschaft, zuhören zu können. Das macht ihn kooperations- und konsensfähig.

Neben der politischen vollendete er auch seine akademische Laufbahn. Er wurde ordentlicher Professor für Strafrecht und Strafprozessrecht an der Uni Zürich. Die Studenten gingen gern zu ihm in die Vorlesungen und bekamen dort greifbares und gutanwendbares Wissen vermittelt.

Wir trafen uns sporadisch zum Mittagessen und wir haben auch öffentliche Diskussionen über kontroverse Themata geführt. Jositsch vertrat seine Meinung immer dezidiert, jedoch gegenüber der anderen Seite nie despektier-

Er steht zu den Anliegen seiner Partei, ohne sich im ideologischen Sozialismusnebel zu verlieren.

lich. Er hörte aufmerksam zu und reagierte dann entsprechend. Er steht zu den Anliegen seiner Partei und unterstützt sie. Ich habe aber den klaren Eindruck, dass er sich nicht im ideologischen Sozialismusnebel verliert. Er bleibt erdverbunden und tritt für eine deutliche sozialdemokratische Politik mit Realitätsbezug fern von abgehobenen Spinnereien ein.



«Wie haben Sie erraten, dass der Chef einen Hund hat?»

Vor einiger Zeit nahm er stark ab, was seinem Charakterkopf besondere Geltung verschaffte. Er blieb schlank, aber er machte daraus kein Bekehrungsprojekt.

Gegenteil von Gleichberechtigung

Als in der Presse vom plötzlichen Rücktritt von Bundesrätin Sommaruga die Rede war, ging mir sofort durch den Kopf: Da ist ja der gegebene Kandidat Daniel Jositsch. Er ist wohl der Beste, hochkompetent und bestens ausgewiesen. Wenige Tage später kam der genderideologisch betonte, apodiktische Ausruf des Präsidiums Wermuth/Meyer: Ein Zweierticket nur mit Frauen, etwas anderes kommt nicht in Frage.

Ein seltsames Verständnis von Gleichberechtigung. Gleichberechtigung müsste ja heissen, dass es nicht darauf ankommt, ob jemand Mann oder Frau ist – abgesehen vielleicht von der Prostitution. Der Bundesrat ist aber normalerweise kein Puff, und somit sollte das Geschlecht da keine Rolle spielen. Jositsch hat eine souveräne Kandidaturerklärung abgegeben, indem er sagte, er kandidiere für den Bundesrat und sei der Meinung, die Einschränkung auf Frauen sei das Gegenteil von Gleichberechtigung. Aber er fügte an, dass er sich einem Entscheid der Fraktion über die personelle Zusammensetzung der Kandidatenliste beugen werde.

Daniel Jositsch kandidiert also. Aber er will nicht gegen die Partei kandidieren. Eine andere Meinung als das Präsidium zu haben, kann er verkraften und seine Meinung auch sehr gut begründen. Was seine Person betrifft, ist das einfach: Er ist – jedenfalls nach meiner Meinung – der bestmögliche Kandidat der Sozialdemokraten. Und warum sollen nicht auch die Sozialdemokraten einen eindrücklichen, hochintelligenten und trotzdem in der Sozialdemokratie durchsetzungsfähigen Bundesrat haben?

Valentin Landmann ist Rechtsanwalt in Zürich und Kantonsrat (SVP).

Geld für alle, leistungslos

Mit dem Bürgergeld schafft Deutschland Anreize, die vor allem die Zuwanderung befeuern.



Es ist eine einfache Wahrheit, die in der Debatte um das deutsche Bürgergeld, diesem «Weg in ein bedingungsloses Grundeinkommen» (Friedrich Merz, CDU), keine Rolle zu spielen scheint: der Zielkonflikt zwischen grenzenloser Migration und einem ausufernden Sozialstaat. Oder um es mit dem berühmten US-Ökonomen Milton Friedman zu sagen: «You cannot simultaneously have free immigration and a welfare state», zu Deutsch: Freie Einwanderung und Wohlfahrtsstaat gleichzeitig funktioniert nicht.

Nun standen neoliberale Denker wie Friedman in der Bundesrepublik noch nie hoch im Kurs. Hier ersetzt das staatliche Verbot den freiwilligen Verzicht und die wohlfahrtsstaatliche Rundumversorgung Eigenverantwortung und Leistungsethos. Individuelle Freiheit ist etwas für Menschen, die noch nicht im Bequemlichkeitskoma staatlicher Abhängigkeit angekommen sind. Deutschland arbeitet schwer daran, ihre Zahl weiter abzusinken.

Das politische Credo lautet «Deutschland braucht Zuwanderung». Richtig wäre: Deutschland braucht qualifizierte Zuwanderung. Was wir durch immer mehr staatliche Umverteilung, Bevormundung, Steuerlast und unkontrollierte Migration schaffen, ist das Gegenteil.

Die Armutsmigration aus Syrien oder Afghanistan belastet nicht nur unser Sozialsystem immer stärker, es macht dieses Land auch unattraktiver für jene, die wir unbedingt benötigen: Fachkräfte, ob einheimisch oder ausländisch. In der Folge fehlt es uns nicht nur an qualifizierter Zuwanderung, wir erleben auch eine beispiellose Abwanderung von ein-

heimischen Akademikern und Fachkräften. Statt diesem Trend entgegenzuwirken, verstärken wir ihn abermals mit dem Bürgergeld.

33 Euro beträgt das durchschnittliche Monatseinkommen in Afghanistan. Das Bürgergeld für eine Familie mit drei Kindern übersteigt dieses Monatseinkommen um mehr als das Hundertfache. Für Länder wie Syrien, den Irak und Co.

Ausländer machen mittlerweile fast 50 Prozent der Hartz-IV-Empfänger aus.

sieht es nur geringfügig besser aus. Was lösen diese Zahlen, die sicher schon im Ausland die Runde machen, bei diesen Menschen aus? Vor allem, wenn man ihnen sagt, dass man dafür nichts tun muss? Dabei braucht auch niemand mit dem Argument der anderen Lebenshaltungskosten zu kommen. Was zählt, ist die Signalwirkung. Geld für alle, leistungslos.

Fakt ist: Ein schlecht ausgebildeter Migrant aus dem Nahen Osten mit Frau und Kindern wird mit Arbeit in Deutschland nie auch nur annähernd das verdienen, was er am Ende des Monats an Einkommen durch staatliche Leistungen generiert. Das war mit Hartz IV schon so und wird mit dem Bürgergeld erst recht so sein.

Dass es ein Anreizproblem gibt, wenn der Aufstieg nicht mehr durch Arbeit, sondern durch staatliche Transferleistung erzielt wird, belegen auch die aktuellen Zahlen arbeitsloser Ausländer in Deutschland. Standen Anfang 2015 4,6 Millionen Deutsche noch 1,3 Millionen ausländischen Hartz-IV-Beziehern gegenüber, sind es heute

nur noch knapp 3 Millionen Deutsche und 2,6 Millionen Ausländer. Bedeutet: Bei einem Anteil von ungefähr 15 Prozent an der Gesamtbevölkerung machen Ausländer mittlerweile fast 50 Prozent der Hartz-IV-Empfänger aus. Da sind die Clan-Angehörigen mit deutscher Staatsbürgerschaft noch nicht eingerechnet.

Zudem werden dem deutschen Wirtschaftskreislauf jährlich Milliarden Euro durch Überweisungen in die Heimat entzogen. Allein 2016 überwiesen Migranten 17,7 Milliarden Euro in ihre Herkunftsländer. 6,5 Milliarden mehr als 2007 und fast 10 Milliarden mehr, als das Berliner Entwicklungsministerium im selben Jahr ausgeben konnte. Kritiker warnen schon lange vor der zunehmenden Abhängigkeit der Herkunftsländer von den Geldflüssen aus dem Westen, die wichtige eigene Initiativen zur Verbesserung der Zustände vermissen lassen würden. Wenn, wie in Tadschikistan, Rücküberweisungen 42 Prozent des Bruttoinlandsproduktes ausmachen, bekommt man einen Eindruck von der Tragweite.

Es überrascht, dass gerade die linken Kräfte, die sonst stets auf das Wohl der gesamten Welt blicken, eine national verengte Sicht zeigen, wenn es um staatliche Transferleistungen geht. Es wird wohl so sein wie oft beschrieben: Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht beziehungsweise bis die Deutschen erkennen, in welchem Ausmass sie um ihre eigene Lebensleistung zugunsten anderer gebracht werden. Das Bürgergeld mag vorerst im Bundestrat gestoppt worden sein, aber das Problem bleibt auch mit Hartz IV bestehen.

Sanftheit in ihren Augen

Kritiker bejubelten den Film «Donbass» der französischen Kriegsreporterin Anne-Laure Bonnel. Als Russland das Werk für seine Propaganda einsetzte, geriet sie zwischen die Fronten.

Jürg Altwegg



«Ich wollte das Leid der Menschen zeigen»: Filmemacherin Bonnel.

Ich glaube schon, dass Frauen etwas anders über den Krieg reden und berichten», erklärte die französische Kriegsreporterin Anne-Laure Bonnel in der Zeitschrift *Elle*. Anlass war ein Film, den sie in Berg-Karabach über den Krieg zwischen Aserbaidschan und Armenien gedreht hatte: «Sie geht mit der Kamera genauso geschickt um wie mit den Worten», schreibt das Frauenmagazin. «Ihre Sensibilität ermöglicht es ihr, die unsagbaren Emotionen zu erfassen. Sie kämpft für Wahrheit und Gerechtigkeit.»

Lob von *Rolling Stone*

Erstmals war sie 2014 in die Ukraine gereist, immer wieder kehrte sie zurück. Sie filmte, was sie sah. Die Menschen erzählten ihr von Hunger, Folter und Tod. Sie zeigt die Krüppel und

die Leichen. «Wenn ich auf einem Kriegsschauplatz bin, fällt es mir leicht, Leute zu treffen. Sie wollen ihre Geschichte erzählen. Vielleicht kommt mir die Tatsache, dass ich eine Frau bin, zugute. Kriegsreporter stellt man sich stets als muskulöse, unrasierte Haudegen vor. Ich bin zierlich, meine Haare sind zu einem Dutt zusammengeknotet, meine Augen strahlen eine Art von Sanftheit aus. Ich spüre, dass mir die Menschen vertrauen.»

Ohne Auftraggeber war sie in den Donbass gezogen, mit einer Fülle von «ebenso raren wie eindringlichen Bildern» (*Elle*) kam sie zurück. Sie sprechen für sich. Bei der Montage verzichtete die Realisatorin auf historische Hintergründe und politische Einordnungen. Der Film beginnt mit der Hassrede des Präsidenten Petro

Poroschenko, der den Separatisten den Krieg erklärt. Das französische Fernsehen prüfte die Dokumentation und wollte sie zeigen. Doch die Redaktion verlangte Änderungen, denen sich Bonnel verweigerte. Es ging um eine Kommentierung aus dem Off. «Und ich sollte schildern, wie ich den Krieg erlebte. Das hätte meine Absicht verraten und die Ästhetik entstellt. Ich wollte das Leid der Menschen zeigen, das Fernsehen einen Film über eine Pariserin im Krieg.»

Die Premiere von «Donbass» organisierte Amnesty International. Als «aussergewöhnlich» lobte das Magazin *Rolling Stone* den Film. 2017 wurde Anne-Laure Bonnel von Guy Mettan in den Club suisse de la presse nach Genf eingeladen. Sie begründete ihr Interesse an der Ukraine mit dem «Massaker von Odessa». Es fand

am 2. Mai 2014 statt. Pro-russische Separatisten waren im Gewerkschaftshaus, das in Flammen aufging, eingeschlossen. Wer aus dem Fenster sprang, wurde erschossen, das Massaker nie aufgeklärt. Die russische Regierung erwähnt es in der Rechtfertigung des Angriffskriegs zur Verhinderung eines Genozids, der mit dem Putsch der Neonazis begonnen habe. Bonnel hat es an Diskussionen in Worte gefasst: «58 eingeschlossene Gewerkschafter wurden lebendigen Leibes verbrannt. Weil sie gegen das Verbot der russischen Sprache demonstriert hatten.»

Im vergangenen Frühjahr reiste die Reporterin in die Ukraine. Sie hatte mehrere Auftraggeber. Artikel von ihr erschienen im *Figaro Magazine* und in *Valeurs actuelles*. Auf dem rechtslastigen Nachrichtenkanal CNews wurde sie live aus dem Donbass zugeschaltet. «Der Krieg dauert seit acht Jahren», schilderte sie im Gespräch mit dem Moderator: «Die ukrainische Regierung bombardiert ihre eigene Bevölkerung, die russischsprachigen Ukrainer waren die ersten Opfer.» Um das Grauen zu zeigen, hielt sie ihr Handy vor die Kamera.

Kriegstreiber Bernard-Henri Lévy

Dass im Pariser Studio auch Bernard-Henri Lévy sass, wusste sie nicht. BHL, der antitotalitäre «nouveau philosophe», hatte Sarkozy und die Amerikaner zum Krieg gegen Gaddafi angestiftet. Auch in Syrien wollte er in den Krieg, und für die Ukraine propagiert er den Einsatz der Nato. Selbst ihn brachten die irritierenden Szenen vorübergehend aus dem Konzept. «Auch

«Kiew bombardiert die eigene Bevölkerung, die russischsprachigen Ukrainer waren die ersten Opfer.»

Fotos muss man im Krieg kritisch hinterfragen», belehrte er Bonnel. Sie hatte keine Chance. «Die Bomben wurden verneint», erzählt sie im Rückblick: «Ich kam gerade aus einer Schule, die bombardiert worden war. Ich hatte die Leichen fotografiert und wollte sie zeigen.» Seither war sie nie mehr im Fernsehen.

Dafür sorgte der russische Aussenminister Sergei Lawrow. Er kontierte die Kritik an Putins Propagandamedien RT und Sputnik mit dem Hinweis auf Bonnells Film, den die Zensur verboten habe. Das war so grotesk wie seine Aussage über das «jüdische Blut in Hitlers Adern». Aber auf einen Schlag wurde Anne-Laure Bonnel weltberühmt. In Frankreich warf man ihr einen «von den Separatisten ferngesteuerten Film» vor. Sie wurde der russischen Propaganda bezichtigt. «Amnesty International hat in den Archiven alle Spuren gelöscht», beteuert Bonnel: «Ich habe nie russische Quellen benutzt und alle Szenen selbst gefilmt. Keiner hat recherchiert, wie der Film entstanden war. Er wurde diskreditiert und unsichtbar gemacht.»



Am 11. März reiste sie nach Hause, niemand wollte ihre Bilder und Reportagen. *Le Monde* erhöhte ihr «grauenhaftes Englisch», als sie vor der Uno in New York ihre Erfahrungen schilderte. Eingeladen hatten sie die Russen. «Ich bin zu Gesprächen mit allen bereit», rechtfertigt sie ihren Auftritt: «Meiner Ansicht nach haben Journalisten auch eine diplomatische Mission. Es ist ihre ethische und humanitäre Pflicht, den Dialog aufrechtzuerhalten. Nur im Gespräch kann man feindliche Lager versöhnen. Es ist die Basis aller Diplomatie.»

Ob sie auch mit Hitler verhandelt hätte, den wir bei der Beurteilung Putins und seines Kriegs im Hinterkopf haben? «Ob ich mit Hitler diskutiert hätte? Ich weiss nicht ... Wir leben in einer anderen Epoche, jetzt, so direkt, kann ich die Frage nicht beantworten.»

Sie sucht nach Worten, findet sie nicht. Es folgt die Frage nach Putins Regime und Angriffskrieg: «Ich sehe ein Land, das vom Krieg zerstört wird. Und ich rede seit 2014 von einer Partie Schach zwischen Russland und Amerika. Es ist ganz einfach. Darum geht es: um die Auseinandersetzungen zwischen ihnen. In der Ukraine. Nicht mehr, nicht weniger. Meine Arbeit besteht darin, zu zeigen, was passiert. Dieser Krieg ist schrecklich, und der Angriff der Russen muss verurteilt werden. Aber er begann nicht am 24. Februar, sondern 2014. Oder 2004, mit der Osterweiterung der EU und der Nato. Und er forderte 14 000 Tote. Auf beiden Seiten. Die Ukrainer und die Russen haben auf die Bevölkerung geschossen. Es ist eine Tragödie, und sie hätte vermieden werden können.»

Mit den Folgen von Lawrows Fluch hat Anne-Laure Bonnel noch immer zu kämpfen. Im September beschied ihr die Sorbonne, dass ihr Lehrauftrag nicht mehr erneuert werde: «Nach fünfzehn Jahren. Ich war darauf vorbereitet.» Sie will wieder Dokumentarfilme drehen und mit der staatlichen Filmförderung zusammenarbeiten: «Da ist die Freiheit sehr viel grösser,

mit ihr haben wir in Frankreich eine grossartige Institution. Es ist die berühmte «kulturelle Ausnahme» der Franzosen.»

Doch den Fluch, den Lawrow über ihren Film brachte, sieht sie inzwischen mit erstaunlicher Gelassenheit. Sie kann ihn sich und der Welt erklären. Putins Angriff auf die Ukraine war ein Schock. Weil niemand den realen Krieg seit acht Jahren zur Kenntnis und die eigene Verantwortung wahrgenommen habe, wurde er negiert. Die Cineastin ist überzeugt, dass niemand mehr an der Aufrichtigkeit und der Qualität ihres Films zweifle, des historischen Zeugnisses der ersten Kriegsjahre.

Tunnel ohne Licht

Nach wie vor hält Anne-Laure Bonnel die Abkommen von Minsk I und II für die einzige realistische Basis. Die Ukrainer des Donbass fühlten sich als Russen, und daran ändere auch dieser Bruder- und Bürgerkrieg nichts. Warum die Abkommen nie in Kraft traten, «weiss ich auch nicht». Deutschland und Frankreich, die sie ausgehandelt haben, hätten mehr für die Durchsetzung tun müssen.

«Viele Möglichkeiten wurden verpasst, und Selenskyj wurde gewählt, um die Lage zu befreien. Die Amerikaner haben weiterhin Waffen geliefert und die Armee ausgebildet. Es geht um den Westen gegen den Rest der Welt. Sie zerfällt in zwei Lager», so Bonnel. «Ich habe Angst, dass dieser Krieg nur ein Epiphänomen ist und in eine lange Folge von Konflikten mündet. Dass wir in einen Tunnel kommen, an dessen Ende ich kein Licht sehe.»

Die Dokumentation «Donbass» (2016) von Anne-Laure Bonnel ist auf Youtube zu sehen: <https://www.youtube.com/watch?v=MEq3K9y5ASk>

 **BB Wertmetall**[®]
Gut zu haben.

**S-Deposito⁺ – smart
in Silber investieren
und Werte erhalten.**

Auf allen Kanälen für Sie da:
 service@bb-wertmetall.ch
 0041 62 892 48 48
 www.bb-wertmetall.ch

Die Impf-Lüge ist nur die Spitze des Corona-Eisbergs

Die Liste der Corona-Ungereimtheiten reicht einmal um den Erdball.
Die gute Nachricht ist: Die Zeit der Scharfmacher ist vorbei.

Milosz Matuschek

Die Impf-Lüge hat Bewegung in die Aufklärung des Corona-Unrechts gebracht. Das Narrativ bröckelt und wankt, die Pandemie hat ihren Schrecken endgültig verloren. Die Impfungen sind ein Ladenhüter. Niemand kann mehr abstreiten, dass die Politik den Bürger über die Wirksamkeit der Covid-Impfstoffe belogen hat. Die Werbekampagnen, die es Geimpften erlauben sollten, wieder im Klub zu feiern oder die Oma zu besuchen, sprechen eine deutliche Sprache der Irreführung. Ebenso die Zertifikatspflicht und die Aufhebung der Quarantäne für Geimpfte. Heute weiss man: All das waren Privilegien für den Gehorsam der Impfbereiten, eine reine Propaganda-Luftnummer ohne Stütze auf wissenschaftlicher Evidenz.

Doch die Impf-Lüge ist nur die Spitze des Eisberges. Die Liste der Ungereimtheiten ist lang, sie reicht über den ganzen Erdball und findet sich seit Beginn der Pandemie in nahezu allen Themen, welche die Pandemie betreffen.

Es geht bei der Aufarbeitung des Corona-Themas deshalb nicht um das eine grosse Versäumnis. Es geht nicht um den rauchenden Colt. Es geht um den Rauch. Das gesamte Thema wurde von Anfang an so konsequent eingenebelt,

Es ging letztlich um einen globalen medizinischen Menschenversuch – und er hält bis heute an.

mit Moralismus aufgeladen, mit Dogmen und Denkverboten durchsetzt und mit Panikmache flankiert, dass schon im Frühjahr 2020 sämtliche Alarmglocken hätten schrillen müssen. Das Hauptziel war von Anfang an, die Weltgemeinschaft auf die Verabreichung der neuartigen mRNA-«Impfung» vorzubereiten. Es ging letztlich um einen globalen medizinischen Menschenversuch – und er hält bis heute an.

Chor der Panik

Wer genau hinhörte, konnte es schon auf dem Treffen des World Economic Forum (WEF) 2019 in Davos erfahren: Im Herbst 2019 sollte das «Event 201», ein Planspiel unter anderem des



Die Zeit der Wortmagier und Impfluenser ist vorbei: Lockdown in Schanghai, 3. November.

WEF und der Bill & Melinda Gates Foundation zur Bekämpfung der nächsten Pandemie stattfinden. Die Losung lautete: «Die Geschäftswelt wird die Regierungen brauchen und die Regierungen die Geschäftswelt». In den Sphären des WEF kennt man zuverlässig nur eine Antwort auf alle Probleme der Welt, und das sind «public-private partnerships», die businessmässige Umschreibung dessen, was man auch als globalen Korporatismus bezeichnen kann.

Und genauso kam es: Wenige Wochen nach dem Planspiel brach die Pandemie aus, Pharmafirmen, Regierungen und Medien stimmten den Chor der Panik an. Bill Gates hatte da schon 55 Millionen Dollar in Biontech investiert, eine Firma, die noch nie ein Medikament auf den Markt gebracht hatte, geschweige denn einen Impfstoff. Schon im Januar 2020 zauberten die hochgejazzten Biontech-Gründer aus Mainz einen «Impfstoff» aus dem Hut, als die Welt noch nicht mal wusste, dass es so etwas wie eine Pandemie gibt. Die wurde erst im März 2020 von der WHO ausgerufen, welche zuvor die Pandemie-Definition geändert hatte.

Der zentrale Baustein des Corona-Komplexes war die Lüge mit der Statistik. Christian Drosten lieferte in Windeseile (angebliches Peer-Review

unter 24 Stunden) einen PCR-Test, der sogleich von der WHO als «Goldstandard» ausgerufen wurde und mit welchem die Politik letztlich das Pandemiegeschehen steuern konnte. Der PCR-Test wurde zur Monstranz einer Corona-Glaubensgemeinschaft, der Aufbau selbst war praktischerweise eine Black Box. Denn der PCR-Test funktioniert wie ein Mikroskop. Man kann ihn nach Belieben scharf stellen und so reihenweise positive Tests generieren, die wiederum als Basis für Massnahmen genommen werden konnten. So konnte ein Pandemiegeschehen herbeigetestet werden und die Politik praktischerweise auf «wissenschaftliche Zwänge» verweisen.

Die Bedingungen der Testlabors? Unbekannt. Die Vervielfältigungszyklen der Tests? Nicht standardisiert. Ab 35 Vervielfältigungszyklen (sogenannter Ct-Wert) gilt der PCR-Test als wertlos, er schlägt dann auf alles Mögliche an, zur Diagnose ist er ohnehin nicht bestimmt. Drosten benutzte für seinen Test 45 Vervielfältigungszyklen. All das genügte, um das Mantra der Inzidenzen in Gang zu setzen, welches fortan global das Massnahmen-Geschehen bestimmen sollte. Fünf positive Tests (mit unbekanntem Ct-Werten) auf 10 000 Einwohner sollten vielerorts genügen, um Grundrechtseinschränkungen bis

hin zur Freiheitsberaubung von Gesunden zu rechtfertigen. Die Politik verhaftete ihre Bürger, gestützt auf wissenschaftlichen Mumpitz, auf Datenbrei. Die Presse stand kollektiv stramm und liess diesen Unsinn durchgehen.

Was weiss man bis heute über die Corona-Toten? Auch hier ist alles in einer Black Box vergraben. Gezählt wurden als Corona-Tote auch verunglückte Motorradfahrer, denen man auf dem OP-Tisch noch ein PCR-Stäbchen in die Nase rammt; Obduktionen sind weitestgehend unterblieben. Wissenschaft, Politik und Medien haben sich reichlich Mühe gegeben, die Evidenzbasis der Corona-Politik im Nebel zu halten. Die Hoffnung war offenbar, man könne sich so zumindest auf «plausible deniability» herausreden, einen Verschiebebahnhof der Verantwortung in Hierarchien und Befehlsketten. Die einen meinen, auf die Wissenschaft deuten zu können, jene wiederum auf die Politik, und dazwischen stehen schulterzuckend die Medien und verweisen auf irgendwelche «Faktenchecker». Schon jetzt gibt es die Ersten, die eine Covid-Amnestie fordern, einen grossen Schlussstrich.

Zeitenwende

Die Impfkampagne konnte nur so mühelos aufgegleist werden, weil sie vorbereitet worden war. Selbst Geheimdienste halfen in Grossbritannien beim Kampf gegen «Impfgegner», als es den verabreichten Impfstoff noch nicht mal gab. Für die Notzulassung der Impfstoffe war es nötig, andere Behandlungsmethoden für Covid als gefährlichen Unfug zu diffamieren und so die Impfung als alternativlos erscheinen zu lassen. Besonders offensichtlich ist die medial verbreitete Lüge gewesen, «Ivermectin» sei ein Pferde-Entwurmungsmittel, also ein Medikament aus der Veterinärmedizin. Dabei ist es nicht nur für den Menschen zugelassen, sondern war auch in vielen Ländern für die Covid-Behandlung im Einsatz. Das Problem von Ivermectin: Es ist ziemlich billig, ein Geschäft war so nicht zu machen.

Wir befinden uns in einer Phase der Zeitenwende. Die Zeit der Wortmagier und Impfluencer in den Medien ist vorbei. Die Medien stecken im selbstgewählten Dilemma, mit der Aufarbeitung des Covid-Unrechts auch immer ihr eigenes Versäumnis mit anzuklagen. Die Alternative ist, dass sie gemeinsam mit dem Covid-Narrativ untergehen, eingesperrt in der Scheinrealität ihrer mitgestalteten Doktrin. Wenn dieser Punkt erreicht wird, wird es sich für die Mehrzahl der Journalisten anfühlen, wie wenn der Eiserne Vorhang fällt – und sie immer noch für die *Prawda* schreiben. Wer noch einen Funken Berufsethos im Leib trägt, sollte spätestens jetzt mit der Aufarbeitung anfangen: aus öffentlichem Interesse – und aus eigenem.

Milosz Matuschek ist Jurist, Herausgeber von *www.freischwebende-intelligenz.org* und Autor des *Spiegel*-Bestsellers «Wenn's keiner sagt, sag ich's» (Fifty-Fifty).

Blechschnagen statt Kriegsflüchtlinge

An der polnisch-ukrainischen Grenze stauen sich die Autos in Richtung Kriegsgebiet. Was steckt dahinter?

Pierre Heumann

Eine riesige Wagenkolonne staut sich am Grenzübergang Budomierz, der von Polen in die Ukraine führt. Die Blechschnage kann an Spitzentagen bis zu fünfzehn Kilometer lang werden. Sie reicht dann bis ins Städtchen Lubaczów, wo sie Strassen blockiert. Grund des Staus: Ukrainer kaufen in Polen, Deutschland oder in Litauen wie wild Autos und führen sie dann in die Heimat ein. Sie profitieren vom Wegfall der Importsteuer von 30 Prozent, sagt Zenon Zenek, Bezirksverwalter in der polnischen Region Südkarpaten, der uns an die Ostgrenze der EU führt und zeigt, wo er nach Kriegsbeginn die Flüchtlingslager errichtet und für die Ukrainer Nothilfe organisiert hatte. Jetzt dominieren aber nicht Flüchtlinge die Szene an der Grenze, sondern Autoimporteure.

Tee und Brot

Hinter dem Steuer sitzen in der Regel Frauen, da die Männer seit Kriegsbeginn ein Ausreiseverbot haben. Eine 24-jährige Ukrainerin, die sich als Ira vorstellt, hat ihren Renault in Danzig gekauft. Sie musste bisher drei Tage in der Schlange warten. Fliegende Händler bieten Tee und Brot an. Sobald ihr Wagen die Importerlaubnis erhalten habe, gehe es weiter nach Sumy, sagt sie. Auf der anderen Seite der Grenze warte ein Bekannter, der sie bei der zwölfstündigen Fahrt ablösen werde. Nach Hause unterwegs mit dem neuen PW ist auch Natalia, die einen weissen Skoda gekauft hat. Das sei ihr erstes Auto, fügt die 28-jährige Lehrerin stolz hinzu. Weiter gehe es dann in die Hauptstadt.

Dass die Zollbefreiung, im Rahmen des Kriegsrechts eingeführt, einen dermassen schwungvollen Handel in Gang gesetzt hat, macht viele Polen stutzig. «Wie kommt es, dass Ukrainer Geld haben, um sich Autos anzuschaffen und ins Kriegsgebiet zu bringen?», fragt sich zum Beispiel ein Bauunternehmer, den wir in Lubaczów treffen. Der private Parkplatz vor seinem Haus, auf dem er seine Traktoren und Bagger abstellt, war eines Tages

plötzlich von mehreren Personenwagen besetzt. Wie er schnell herausfand, gehörten sie ukrainischen Geschäftsleuten, die in Polen Autos gekauft hatten, um sie in ihre Heimat zu transportieren und dort gewinnbringend zu verkaufen, indem sie die Zollbefreiung ausnützten.

240 000 Autos eingeführt

Importiert werden vor allem Gebrauchtwagen in der Preisklasse von umgerechnet bis zu 8000 Franken. Vor der Abschaffung der Importsteuer war diese Kategorie nicht profitabel gewesen, zumal noch die Mehrwertsteuer erhoben wurde, was die Kosten importierter Fahrzeuge «um ein Vielfaches» übersteigen

Als am 1. Juli die Import- und Kaufsteuern wieder erhoben wurden, kam es bald zu Protesten.

konnte, heisst es auf der Website des ukrainischen «Automotive Market Research Institutes». Allein in den Monaten April bis Mai wurden 240 000 Autos in die Ukraine eingeführt.

Mit dem Wegfall des Importzolls sollten die Ukrainer in die Lage versetzt werden, die im Krieg zerstörten Autos zu ersetzen, sagt Zenek. Doch im Grunde genommen werde jetzt ein längst aufgestauter Nachholbedarf befriedigt, sagt die Sekretärin Iryina, die einen Passat Jahrgang 2005 mit einer Tachoanzeige von über 200 000 Kilometern gekauft hat. Autos, die älter sind als fünfzehn Jahre, hatten vor dem Krieg nicht eingeführt werden dürfen. Jetzt sei auch diese Vorschrift aufgehoben.

Als am 1. Juli die Import- und Kaufsteuern wieder erhoben wurden, ging die Einfuhr von Gebrauchtwagen aus dem Schengenraum stark zurück. Doch bald kam es zu Protesten. Autofahrer blockierten die Zufahrtsstrasse zu wichtigen Grenzübergängen. Die Regierung in Kiew geriet unter Druck und schaffte die Importsteuer wieder ab. Mit dem Resultat, dass die Blechschnage in Budomierz erneut lang und länger wird.

Der Feminist, der aus dem Macho kam

Cédric Wermuth liebte die harte Provokation, bis er den Reichtum der Gefühle in sich entdeckte. Auf einem Spaziergang durch Zofingen spricht er über die Stellung des Mannes im Universum.

Tom Kummer

Zofingen
Montagsmorgen, zehn Uhr, Nebel in Zofingen. Eine leere Strasse beim Bahnhof. Grenzland. Rechts liegt die Altstadt, die bessere Gegend. Links, hinter den Bahngleisen, geht es an den alten Ringier-Verlagsgebäuden vorbei – hinein ins «Negerdörfli», wie sie das «Westquartier» damals nannten, als in der Gegend noch italienische Gastarbeiter dominierten und die Devise galt: Wo es Gewinner gibt, muss es auch Verlierer geben – das ist die Logik des Kapitalismus.

Hier lebt Cédric Wermuth, Co-Chef der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz, Nachfahre italienischer Einwanderer, in einer modernen Genossenschaftssiedlung, von einem angesagten Architekturbüro entworfen, Minergie-P-Eco-zertifiziert, Strom stammt von der eigenen Solaranlage. Familie Wermuth teilt sich mit anderen Parteien ein Auto, so viel weiss ich bereits. Irgendwo soll aber noch ein Occasion-Volvo-V60 stehen, weil Sharing nicht immer bequem ist, man muss «zum Beispiel ständig den Kindersitz rumschleppen».

Absurdes Theater auf Perron 3

Was mich bereits zu einer der schmerzhafteren Fragen der Gegenwart führt, über die ich mit Herrn Wermuth sprechen sollte: Wie viel Bequemlichkeit und Wohlstand sind wir für ein nachhaltiges Leben, für Ethik und Moral bereit aufzugeben? Und: Was tut eigentlich die SP gegen die Spaltung der Gesellschaft, gegen die Kluft, die sich durch unsere Mitte zieht?

Noch bleiben zwölf Minuten bis zum Treffen.

Das ehemalige «Negerdörfli» von Zofingen befindet sich in einer bis zu zwei Kilometer breiten Ebene, die heute dicht besiedelt ist, im nördlichen Teil eine ausgedehnte Industriezone aufweist und im Westen von einer Lärmschutzmauer zur A2 abgegrenzt wird. Im «Westquartier» gibt es bereits Anzeichen von Gentrifizierung. Unser Treffen wird aber in der schönen historischen Altstadt stattfinden, unter einem Lindenbaum, im «Café zur Linde».

Vor mir in der Düsternis des Bahnhofareals erkenne ich wartend Pendler auf Perron 3, alle

stehen in der Einstiegszone «2. Klasse». Dabei muss ich kurz an «Warten auf Godot» denken, Samuel Becketts absurdes Theater, Existenzialismus pur, zeitgemäss wie noch nie katapultiert es den Menschen aus allen Gewissheiten hinaus, zeigt Individuen nach dem grossen Crash, verdammt zur permanenten Wiederholung, die Sinnlosigkeit des menschlichen Daseins, Brutstätte sozialdemokratischer Sensibilität.

Noch acht Minuten bis zum Treffen.

Stelle mir dazu Nachkriegsitalien vor, die fünfziger Jahre, Herbstnebel von der Poebene bis ins Trentino. Der italienische Familienzweig von Cédric Wermuth stammt aus dem Val di Cembra, die Grossmutter ist vor den Faschisten ge-

Aber da ist mehr: Sozialdemokraten leben richtig! Menschlicher! Das Herz am richtigen Ort!

flüchtet, der Vater ist Legastheniker. In der Schweiz wird dem Linkshänder die linke Hand auf den Rücken gebunden, er kann wegen seiner Herkunft nicht studieren, muss spüren, was es heisst, Secondo zu sein.

Was folgt, ist die Blütezeit der Sozialdemokratie in Westeuropa. Sie erhalten in vielen Ländern 30 bis über 40 Prozent der Wählerstimmen, haben Hunderttausende Mitglieder, regieren allein oder in Koalitionen. Namen wie Willy Brandt, Olaf Palme oder unser Willi Ritschard stehen für die grosse Zeit.

Wir sollten es alle anerkennen: Die Sozialdemokratie trägt zur massiven Verbesserung der Lebensverhältnisse der breiten Bevölkerung bei: Altersrenten, Kranken- und Arbeitslosenversicherungen, Mutter- und Elternurlaub, die Liste ist lang. Aber da ist mehr: Sozialdemokraten leben richtig! Menschlicher! Das Herz am richtigen Ort! Sie hören die bessere Musik als die Bürgerlichen, sehen die cooleren Filme, bekommen die aufregenderen Mädchen, die besseren Jungs, und sie vertreten einen moralisch korrekt imprägnierten Lifestyle.

Irgendwann in den letzten dreissig Jahren erschöpfte sich die Spannkraft der Sozialdemo-

kratie. Sie wird zum Opfer ihres Erfolgs, mutiert zur politischen Nostalgie. Linke Errungenschaften – Sozialstaat, Sensibilisierung der Gesellschaft, moralische Werte, «Fuck Capitalism!» – zählen nichts mehr. Warum? War es einzig die neoliberale Wende, als die «Revolution» von Thatcher und Reagan Schritt für Schritt auch die Spitzen der Sozialdemokratie erfasste?

Noch sechs Minuten bis zum Treffen.

Es gibt bekannte Thesen für den Niedergang der Sozialdemokraten: Wähler und Wählerinnen wandern zu der äusseren Rechten und zu den Grünen ab. Die Partei sei unfähig, neu entstehendes Protestpotenzial gegen die Eliten zu integrieren. Oder ist alles viel banaler, reichte schon die Integration der SP in den bürgerlichen Staatsapparat? Teilnahme an Regierungen verändert den Charakter einer Partei: Sie passt sich an die «Sachzwänge» des Status quo an. Und sie wird attraktiver für Karrieristen und Karrieristinnen. Ist Cédric Wermuth so ein Karrierist? Ist er etwa mitschuldig an der Krise der Sozialdemokratie in der Schweiz? Oder denkt er längst wie ich: Wartet nur ab, Leute. Der Kapitalismus hat zwar den Kommunismus überlebt. Bald wird er sich aber selbst auffressen.

Noch dreissig Sekunden bis zum Treffen.

Antennen ausfahren, irgendwo hinter mir im Nebel liegt die Ringier-Journalistenschule. Also aufgepasst! Beobachten, hinterfragen, verifizieren und dann einfach aufschreiben, was ist!

Wie aus «The Crown»

Ich schalte mein Band ein. Er steht vor mir. Profiling-Typus: Südländer. Zeitgeist-Image: Wertpapierhändler. Korrekt gekleidet. Gutes Schuhwerk, sauber getrimmter Bart, schwarze Haare. Er prüft das Handy. Leicht abwesend. 10.35 Uhr. Er bietet mir das Du an. Und schon vergesse ich – vielleicht vor lauter Jovialität, die das Duzen mit sich bringt –, «Cédric» nach der Marke seiner Lederschuhe zu fragen.

Mir fällt dafür auf: Seine Augen sehen etwas besiegt aus, müde, vielleicht ist es der stressige Alltag zwischen Familiendasein und Politikerkarriere. Kein leichter Spagat. Vielleicht ist er ja hergekommen, um einiges davon zu teilen,

was die immer noch junge Sozi-Seele gerade aufwühlt. Denn seit ein paar Jahren ist Cédric Wermuth definitiv nicht mehr, was er lange und gern war: der Underdog.

Cédric und ich trinken jetzt Kafi, er prüft noch immer sein Handy, ist nur halb anwesend, ich versuche, in sein Inneres einzutauchen, seine Augen, Zugang zur Seele, die verdeckten Zonen menschlicher Ambitionen und Wahrheiten aufzuspüren. Das ist doch meine Stärke! Jene Grauzonen offenbaren, die bei Personen des öffentlichen Lebens oft nur über den Weg der Fiktion aufgedeckt werden können – wir kennen das aus Netflix-Serien wie «The Crown». Und dann doch wieder nüchtern werden, weil plötzlich aus dem Nichts dieser erste echte Satz fällt und von meinem iPhone aufgenommen wird.

Cédric spricht: «Ich habe nie verstanden, wieso Linkssein heissen soll, dass man sich nicht anständig-modisch anziehen kann. Dazu kommt, dass sich die Investition in gute Schuhe langfristig lohnt. Solche Schuhe gehen einfach nicht kaputt... Klar, früher war es vielleicht mal ein Statement, als Linker mit einem Pulli ins Parlament zu kommen. Ich trage einen Anzug im Parlament, weil ich Respekt zeige. Weil es eine gewisse Heiligkeit gibt, die mit republikanischen Institutionen verbunden ist...»

Zeig mir Zofingen, Cédric

Das Band läuft. Leider klingt sein erstes Statement nicht nach: «Macht aus dem Staat Gurkensalat!» Ist noch früh, kann noch kommen. Wir laufen los. Zeig mir Zofingen, Cédric. Er zieht jetzt ein ernstes Gesicht in der Art eines Politikers, der neue Grenzbereiche ins Auge fasst. Sicher hätte er es lieber, würde ich ihm eine weitreichende Frage stellen, die ihm die Möglichkeit gibt, mir eine Menge kluger Dinge zu erzählen – die ich nicht wissen will.

Wir laufen an der Leserei vorbei, kürzlich zur Schweizer Buchhandlung des Jahres 2022 nominiert. «Da bin ich viel. Überhaupt unterstütze ich lokales Gewerbe. Gebe mir Mühe, beim Metzger einzukaufen. Oder bei La Patisserie David Schmid, mit seinen Macarons, Fruchttörtchen und französischen Klassikern, letztes Jahr zum besten Konditor der Welt erkoren.»

Good to know. Obwohl ich gerade nicht an Patisserie denken mag, sondern an die Frage: Steckt Cédric vielleicht in einer Midlife-Krise – schliesslich ist er als Politiker schon lange dabei. Und das Zeitalter der Männer in der SP ist womöglich abgelaufen – besonders derjenigen Männer, bei denen ein «toxisches Ich» (NZZ) erkennbar sei. Zu viel Männlichkeit! Oder ist es viel banaler – einfach die Sorge, dass die Grünen die SP bald als Volkspartei ablösen könnten? Keine Partei hat in den letzten Monaten so stark verloren wie die rote. Und keine so gewonnen wie die Grünen. Die SP-Spitze redet die Verluste zwar rosa, weil man vornehmlich an Gleichgesinnte verliere. Aber die SP verliert politische Macht!



«Eine gewisse Heiligkeit»: Politiker Wermuth.

Hadert Cédric etwa immer noch mit seiner Ankunft im politischen Establishment? Dabei ist er doch mit allen Wassern gewaschen. Aber was wissen wir schon, was im Inneren eines Politikers abgeht? Nichts wissen wir! Es muss wahnsinnig anstrengend sein, immer so zu tun, als sähe man alles easy, dabei aber ständig angespannt zu sein. Vielleicht möchte Cédric – genau wie so viele gestresste CEOs – eigentlich viel lieber mit seinen zwei Töchtern auf einer Wiese liegen, in den Himmel schauen und auch mal heulen. Das Ego zurücknehmen. Abschalten. Denn die Politik muss eine Krake sein. Wer sich je in ihre lockenden Arme begibt, für den gibt es wohl nie mehr ein Entrinnen. Selber schuld!

Dabei beherrschen nicht viele Schweizer Politiker und Politikerinnen Rhetorik, Kampagnenhandwerk und PR-Strategien so gut wie der 36-Jährige aus dem Freiamt. Er kennt sich aus mit den Schwachstellen und Sehnsüchten einer

Aufmerksamkeitsmaschine namens vierte Gewalt – und die muss gefüttert werden. Darum spricht er auch immer wieder gezielt mögliche Aufreger aus, um die Maschine zu füttern. So einer hätte auch in die Werbung gehen können, oder in die Kommunikationsberatung – würde Cédrics Sozialistenherz bloss nicht so gewissenhaft, und mit einer guten Portion Nostalgie ausgestattet, am richtigen Ort sitzen.

Wir machen kurz halt bei der Handyreparatur. Cédric ist kürzlich vom Velo gestürzt, Panzerglas des iPhone 13 kaputt. Der Sog der digitalen Welt bereitet ihm Sorgen. «Meine Kids bekommen kein iPhone bis zur sechsten Klasse. Das wollen wir durchhalten.» *Good luck!* Und: «Es gibt keine Bilder von unserer Familie mit Kindern, oder die Kinder sind dann immer verdeckt.» Hier spricht der besorgte Politiker: «Ich bin gefangen im digitalen System, und es ist bedrohlich. Die Geri-Müller-Geschichte war für

mich schon ein einschneidendes Erlebnis – nicht was dabei herausgekommen ist, sondern wie offen wir dastehen im digitalen Raum. Plötzlich hing sein ganze Familie drin. Da war mir klar, egal was passiert, meine Kinder dürfen nie unter einem Fehler ihres Vaters leiden.»

Die Geschichte: Der Badener Stadtammann Geri Müller schickte einer Chat-Bekanntheit ein Nackt-Selfie aus dem Regierungsbüro. Die Frau ging damit an die Öffentlichkeit, und er verlor sein Amt. Blöde Story. Macht aber diesen Geri auch wieder sympathisch, menschlich.

Vorbildlich!

Cédric offenbart sein Inneres anders. Als wir von der Pfistergasse abkommen, erklärt er ganz plötzlich und völlig unerwartet: «Schau, hier habe ich mich meiner Vasektomie unterzogen.» Bärenhof-Klinik. Ich schaue kurz gegen den Himmel. Wie Spermafäden überzieht der Nebel die Zofinger Altstadt. Bin ich im tiefsten Inneren des SP-Co-Chefs angekommen? Bei der Vasektomie des Mannes werden die beiden Samenleiter im Hodensack durchtrennt und die losen Enden anschliessend verschlossen. Dadurch können keine Spermien mehr in die ausgestossene Flüssigkeit gelangen. Schön, dass mir Cédric so offen von seiner Sterilisie-

Plötzlich sagt Wermuth:

«Schau, hier habe ich mich meiner Vasektomie unterzogen.»

erzählt. Wieso tut er das? Weil es uns etwas über das Selbstverständnis des modernen jungen Sozialdemokraten erzählt? Die neue Männlichkeit, die es zu repräsentieren gilt? Ja! Gehört zum gesellschaftlichen Fortschritt, den wir der Sozialdemokratie verdanken.

Mit dem Entschluss zur Sterilisation war bei den Wermuths die Frage verbunden, wer von beiden sich operieren lassen sollte. Cédric oder seine Partnerin Anja, «die starke Frau hinter dem SP-Nationalrat» (*Aargauer Zeitung*). Die Antwort ist medizinisch klar, obwohl sich die meisten Männer immer noch weigern und die Sterilisation der Frau überlassen. Der Eingriff beim Mann ist viel einfacher, die Sterilisation der Frau aufwendiger und mit deutlich höheren Operationsrisiken verbunden.

Aber da ist noch viel mehr. Die sozialdemokratische Haltung: Was wir privat tun, ist immer politisch! Denn es gibt ja die noch viel kompliziertere Ebene des Sich-verantwortlich-Fühlens für den anderen! Für Cédric gehört das ganz natürlich bei einer Beziehung dazu: gelebte männliche Zuständigkeitsgefühle für Verhütung in Partnerschaften. Vorbildlich!

Wir verlassen die Altstadt. Und danke, dass du das Thema Sterilisation erwähnt hast, Cédric! Das sind eben die Vorteile, in einem 68er Haushalt aufzuwachsen: Sensibilisierung. Cédric

wurde ja bereits in jungen Jahren ein politischer Kopf. «Ich bin mit Punk gross geworden, hing als Jugendlicher im autonomen Kulturzentrum Kuzeb Bremgarten ab. Das war ganz wichtig für mich...» Und er galt als Macho, seine Juso-Seilschaft als «Boys Club». Mit 13 Jahren trat er den Jungsozialisten bei, mit 19 wurde er Zentralsekretär, mit 21 Präsident. Es war jene Zeit, als Wermuth national von sich reden machte. Seine Provokationen verwandelten ihn zum Schreckgespenst der bürgerlichen Schweiz. Er war hochumstritten – und höchst erfolgreich. 2011 gelang ihm der Sprung in den Nationalrat.

Wir laufen zurück in die Pfistergasse. Er zeigt mir eine Näherei, ein Secondhand-*Lädeli*, «wo man mir Knöpfe an Hemden und Hosen annäht – geleitet von einer Italienerin. Da bin ich fast jede Woche.» Der Nebel aus der Poebene kriecht noch unheimlicher über die Dächer von Zofingen, und Cédric sagt plötzlich, ganz ungefragt: «Als Zwanzigjähriger war ich ein machoides Arschloch. Im Nachhinein tut es mir leid. Aber ich habe an mir gearbeitet. Es ist nicht einfach – und jene, die sagen, ich bin jetzt ab morgen Feminist, das geht nicht so leicht. Aber Feminismus ist was Gutes, es erleichtert die Position des Mannes... Ich wurde ja angegriffen, lächerlich gemacht, als ich vorgeschlagen habe, ein Co-Präsidium zu machen mit Mattea [Meyer; Anm. d. Red.]. Er ist schwach, haben die Gegner gesagt, er kann selber die Führung nicht übernehmen. Das ist absurd. Wir müssen endlich von der traditionellen Männlichkeit wegkommen.»

Wir nähern uns dem Niemandsland hinter der Bahnlinie, hinter Ringier. Mühlegasse. Cédrics neue Heimat. «Das ist mein morgendlicher Weg. Hier geht meine Kleine auf den Bus und die Grosse in die Quartierschule.» Bald stehen wir vor seinem Haus. Die Wermuth-Familie bewohnt eine Vierzimmerwohnung, hundert Quadratmeter. Das Büro von Cédric liegt zwei Stockwerke darunter. «Von unserer Wohnung aus kann man alles sehen und hören, die gros-

se, weite Welt: Es gibt sechs Spielplätze, Dutzende Sprachen werden gesprochen. Meine Töchter wachsen mit einer Selbstverständlichkeit auf, was Diversität und Hautfarbe und Sprachen betrifft. So muss es sein.»

Cédric ist im Genossenschaftsvorstand. Sie haben eine Feuerstelle errichtet, wo sich die Nachbarn, die Familien treffen können. Hier werden die Kreise des Vertrauens gebildet. Hier findet sich das sozialdemokratische Vermächtnis ein: ein Platz für alle!

Gerne würde ich noch mehr erfahren über das häusliche Engagement von vorbildlichen Vätern wie Cédric. Wie er seiner Partnerin Freiraum für Karriere und eigene Freundeskreise lässt. Wie er dabei vielleicht sogar zur besseren Mutter mutiert. Ich versuche, Gedanken zu lesen, während sich Cédric verabschiedet. Der letzte Blick auf seine Selbstzweifel, noch klingen Sätze nach: «Es ist eine mediale Realität in der Politik, dass man sich selbst plötzlich extrem wichtig nimmt. Ich habe jahrelang einen Hype um meine Person erlebt. Man überschätzt sich danach sehr oft. Und plötzlich stellt man alles in Frage. Alles!»

Ist das Cédric Wermuths neue Persona? Angst vor dem Riesenrummel um seine Person? Oder Symptome für Burnout und Midlife-Krise?

Abschied in Zeitlupe

Er wirkt jetzt beim Abschiednehmen und Händeschütteln, als müsste er sich selbst erst darüber klar werden. Natürlich möchte er für sich in Anspruch nehmen, nicht so zu sein wie andere Politiker. Die Strategie: Selbstzweifel offenbaren. Sich angreifbar machen. Das kommt gut rüber. Aber Sympathien verbrauchen sich irgendwann. Irgendwann geht es nicht mehr darum, wie einer spricht. Sondern darum, was er zu sagen hat. Aber das wird immer schwieriger in der SP Schweiz. Überhaupt gleicht das «Wir» der Linksparteien immer mehr einem Korsett, es soll die Macht einhegen: durch Doppelspitze, durch Flügelproporz, durch Quotierung.

Vielleicht hat dieses Korsett Cédric abgeschnürt. Er will es nur nicht zugeben. Zu viel Ambition ist bei den Linken verpönter denn je, das gilt vor allem für linke Männer, die wie Wertpapierhändler aussehen. Cédric hat Ambitionen, aber er darf sie nicht zu sehr ausstellen.

Als wir uns freundschaftlich voneinander entfernen, wie in Zeitlupe, und ich Cédric nachschaue, wie er leicht erschöpft nach Hause schlurft, da fällt mir ein, was ich kürzlich gelesen habe: Viele junge Frauen finden, Männer in Cédrics Alter seien zu schüchternen Kuschelwesen mutiert. Sie wünschen sich andere Männer: stark und entschlossen, hart und gleichzeitig weich. Kein Arschloch, kein Macho, sondern ein rotziger Sympath. Cédrics alte Männlichkeit scheint wieder angesagt. Die Sterne hinter dem Nebel stehen nicht schlecht für den Typ «Draufgänger», den *bad boy* Wermuth – falls die SP Schweiz noch Männer braucht.



EfficiencyClub

Wirtschaft im Dialog

FÜR ABONNENTEN
DIE WELTWOCH

CHF 50,-
STATT CHF 80,-

Codewort: Weltwoche

“ Let's Talk ”

Samstag, 26. November 2022 | 12.30 - 19.00 Uhr
Kongresshaus Zürich

Unsere hochkarätigen Referenten geben Ihnen interessante Einblicke zum aktuellen Weltgeschehen aus Politik, Wirtschaft und Kultur.



Klaus Maria Brandauer
Schauspieler



Hans-Lothar Domröse
Nato General a. D.



Francisco Fernandez
Unternehmer



Dr. Barbara Frei
Schneider Electric, Executive



Ardian Gjeloshi
Crowdhouse AG, Co-Founder



Dr. Marcus Matthias Keupp
ETH Zürich, Militärökonom



Sebastian Kurz
Ehem. Bundeskanzler Österreich



Markus Lanz
TV Journalist, Filmproduzent



Dr. René Scheu
Philosoph, Autor



Mark Schneider
Nestlé, CEO



Roger Reist
Raiffeisen, Mitglied der Geschäftsleitung



Dieter Vranckx
Swiss, CEO



Dr. Sahra Wagenknecht
Deutsche Politikerin



Lars Windhorst
Tennor Holding, CEO

Unsere Moderatoren:

Melden Sie sich an auf
www.encyency.ch
Wir freuen uns auf Sie!



Siro Barino
Strategie- und Kommunikationsberater



Reto Brennwald
TV Journalist, Moderator



Kiki Maeder
Moderatorin, Medientrainerin



Dirk Schütz
BILANZ, Chefredaktor

Ich liebe die Kreisliga

Das ist eine Hommage an einen eher unästhetischen, aber wundervollen Fussball. Er begeistert mich jeden Sonntag.

Anabel Schunke

Der Fussball hat ein Imageproblem. Dazu trägt sicherlich die immer näher rückende WM in Katar bei, aber auch, dass der Spitzenfussball vielen Fans schon deutlich länger als unnahbar erscheint. Das ist wohl das Schicksal eines Sports, der in allererster Linie ein Multimilliardengeschäft ist. Alles ist derart professionalisiert, dass man bei gewissen Spielern mittlerweile Probleme hat, menschliche Regungen zu erkennen.

Rückzug ins Private

Anders als viele andere störe ich mich nicht an den zum Teil irrwitzigen Gehältern, die Stars wie der Franzose Kylian Mbappé einfahren, sondern an der zunehmenden Charakter- und Seelenlosigkeit des Sports. So etwas wie Katar regt mich gar nicht mehr auf. Es langweilt

Hier ist der ganze Spielfeldrand ein Stammtisch, an dem man sagt, was man denkt.

mich. So wie mich der ganze Profifussball langweilt, der nichts anderes als ein Abbild eines durch und durch prinzipienlosen, angepassten Zeitgeists ist.

In Hip-Hop-Slang würde man jetzt sagen, dass die «realness» fehlt. Die Authentizität. Aber das ist ein generelles Problem, das sich durch alle Bereiche der öffentlichen Wahrnehmung von Gesellschaften zieht, in denen man mittlerweile mehr Falsches als Richtiges sagen kann. In denen woke Minderheiten den öffentlichen Diskurs bestimmen und jedes bisschen «realness» zu einem Affront gegenüber irgendwas oder irgendjemandem erwachsen könnte, weshalb in der Konsequenz einfach niemand mehr irgendwas von Belang von sich gibt.

Die logische Konsequenz ist die Abwendung von diesen Schauplätzen der politisch korrekten Bigotterie und gähnenden angepassten

Langeweile und der Rückzug ins Private. Hin zu den Orten, an denen noch die Regeln des normalen Miteinander und nicht die einer woken Redaktion oder studentischen Minderheitengruppe gelten. Dort, wo die Welt noch



Was Menschen wirklich bewegt: Autorin Schunke.

in Ordnung ist und das Bier aus der Glasflasche für 1 Euro 50 besser schmeckt als die Plastikbecher-Plörre im Stadion.

Wenn der Profifussball ein mit Blattgold überzogenes Steak in Dubai ist, ist der Kreisligafussball das Mettbrötchen. Sieht nicht so schön aus, ist aber sympathischer und kostet

weniger. Nun wird es immer Leute geben, die das Steak vorziehen würden, aber wir Niedersachsen mögen es eben eher bodenständig. Und ich bin eine davon.

Ja, Kreisliga ist, wenn die Bratwurst mit Pommes fünf Euro kostet und der Eintritt für dich als Frau umsonst ist. Der Ort, an dem einen ältere Männer beherzt in den Arm nehmen, ohne gleich Angst vor einer Anzeige wegen sexueller Belästigung haben zu müssen. Wo noch richtig reingegrätscht und nicht geheult wird und der Sponsor «Harrys Schrauberbude» und nicht «VW» heisst. Hier ist der gesamte Spielfeldrand ein Stammtisch, an dem man «sagt, was man denkt», ohne, dass hinterher irgendjemand darüber twitert. Der Ort, an dem sich einmal ein Politiker oder Mainstream-Journalist stellen sollte, um ein Gespür dafür zu bekommen, was Menschen wirklich bewegt.

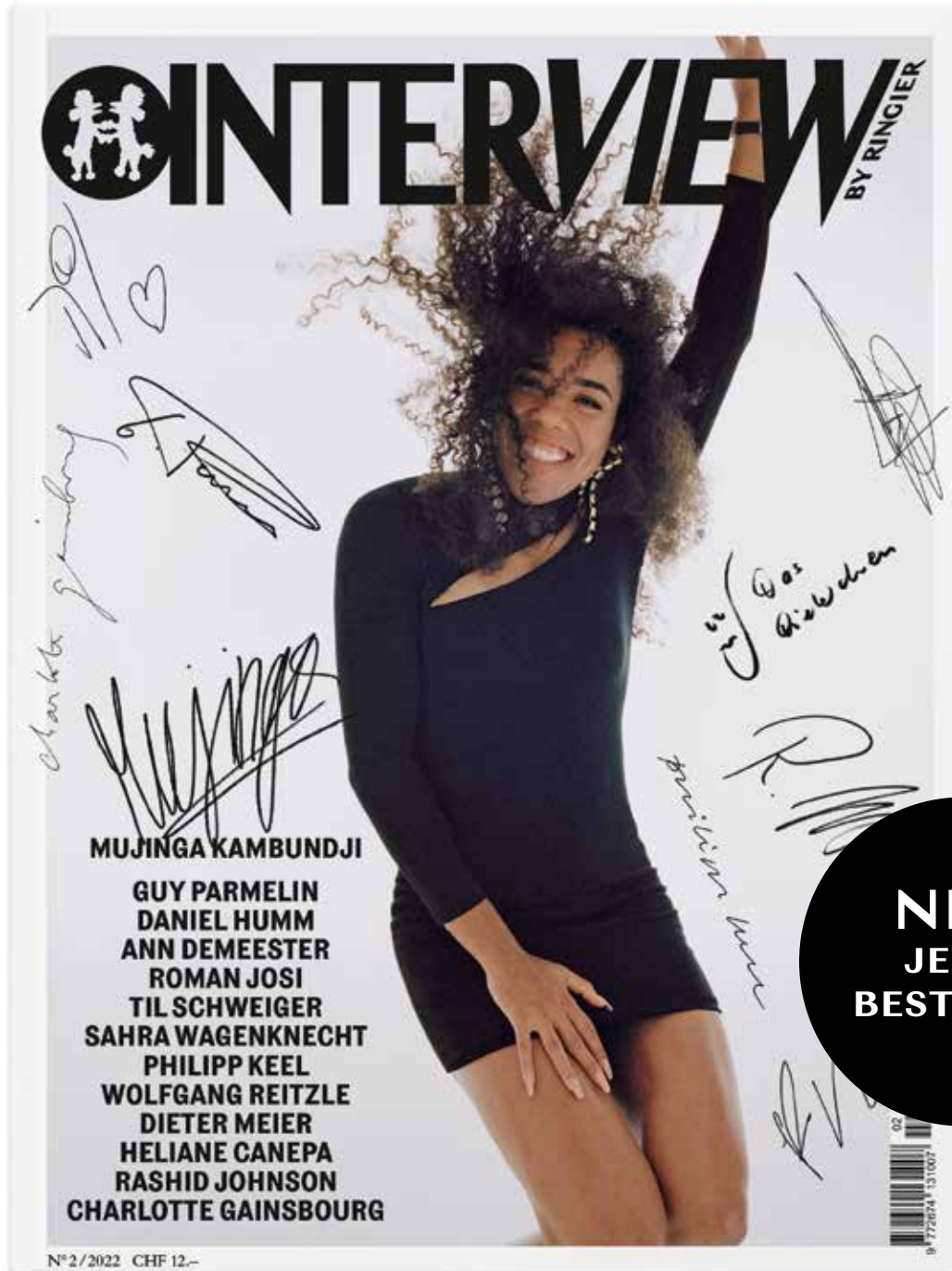
Mettbrötchen und Bier

Es gibt sie noch, die Plätze, an denen man die «realness» spürt, die woanders längst verlorengegangen ist. Die Verstecke vor den durchideologisierten Dauererziehern, in denen keiner Grün wählt und Annalena Baerbock nicht die beliebteste Politikerin ist. Wo niemand gendert oder mit bestimmten Pronomen angesprochen werden will. Wo man nicht einmal weiss, was «woke» eigentlich heisst.

Dies ist eine Hommage an den so unästhetischen, aber wundervollen Kreisligafussball, der mich jeden Sonntag den Wahnsinn da draussen für eine kurze Zeit vergessen lässt.

Mein Tipp: Tun Sie es mir nach. Gehen Sie zu einem Fussballspiel in Ihrer Nähe und atmen sie nicht nur schon aufgrund der frischen Luft einmal ganz tief durch.

Und wenn das nicht reicht, kaufen Sie sich ein Mettbrötchen und ein Bier.



NEU!
JETZT
BESTELLEN

Das Magazin für gute Gespräche.

Jahresabo (zwei Ausgaben) für nur CHF 20.- statt CHF 24.- bestellen und eintauchen in Gespräche mit beeindruckenden Persönlichkeiten. Ohne Skript, aber gut zum Druck.



Chefredaktor Italiens

Benito Mussolini sicherte seine Macht, indem er die Medien seiner Ideologie unterwarf. Mit fünf Strategien erreichte er sein Ziel.

Roger Blum

Benito Mussolini war ein Journalist. Als Neunzehnjähriger begann er als Emigrant in der Schweiz für den *Avvenire del lavoro* zu schreiben, die Zeitung der italienischen Sozialisten in Helvetien. Er setzte diese Tätigkeit in Italien als Chefredaktor verschiedener sozialistischer Zeitungen fort, von 1912 an als Direktor des *Avanti!*. Als er sich 1914 mit den Sozialisten überwarf, gründete er den *Popolo d'Italia*, der 1919 zum führenden Blatt des Faschismus werden sollte.

Mussolini war der Begründer des Faschismus, der Ideologie, die später in Deutschland, Österreich, Spanien, Rumänien, Kroatien und Ungarn mit der jeweiligen Partei ebenfalls an die Macht kam und unendliches Leid über die Menschheit brachte. Das Leid, der Terror, die Judenverfolgung und die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs werden hauptsächlich mit Hitler in Verbindung gebracht, kaum mit Mussolini. Mussolini war in der Schweiz sogar richtig populär, wahrscheinlich weil man ihm zugutehielt, dass er in Italien Ordnung geschafft, die Disziplin erhöht und die Arbeitslosigkeit reduziert hatte. Dabei unterschied sich Mussolini von Hitler höchstens im Stil und im weniger konsequenten Antisemitismus, nicht aber in der Grundhaltung.

Linientreu bis zum Selbstmord

Nach dem Ersten Weltkrieg kannte Italien eine vielfältige und gehaltvolle Presse, die das ganze politische Spektrum abdeckte. Zwar erreichten die Zeitungen nie so viele Menschen wie nördlich der Alpen, sondern immer nur eine Elite, aber der *Corriere della Sera* in Mailand druckte immerhin 600 000 Exemplare, das *Giornale d'Italia* in Rom zwischen 200 000 und 300 000 und die *Stampa* in Turin 200 000. Demgegenüber war die Auflage des faschistischen *Popolo d'Italia* mit 50 000 Exemplaren bescheiden. Der Journalist Mussolini, der 1922 an die Macht



«Eine Kraft im Dienst dieses Regimes»: Rom, 1937.

kam, setzte sich daher das Ziel, oberster Chefredaktor aller Medien zu werden. Diesem Ziel dienten mehrere parallele Strategien.

1 — Die erste Strategie war, auf Überläufer zu warten. Die Stimmung im bürgerlichen Milieu war Mussolini durchaus freundlich gesinnt. Etliche Zeitungen wie *Il Resto del Carlino*

Die Stimmung im bürgerlichen Milieu war Mussolini durchaus freundlich gesinnt.

in Bologna, die *Gazzetta del Popolo* in Turin und *Il Messaggero* in Rom schwenkten freiwillig ins faschistische Lager um. Manchmal halfen die Faschisten auch ein wenig nach, indem sie lokale Verleger davon überzeugten, ihre Zeitung mit einem faschistischen Blatt zu fusionieren – selbstverständlich mit dem Ergebnis, dass das fusionierte Blatt ein faschistisches war.

2 — Mit der zweiten Strategie wollte das Regime die Kontrolle über die grossen Zeitungen gewin-

nen. Um dieses Ziel zu erreichen, gab ein Dekret den Präfekten das Recht, gegen Zeitungen vorzugehen, wenn sie Bedingungen, von denen es eine ganze Reihe gab, nicht erfüllten. Begleitet war der rechtliche Weg durch Aktionen der faschistischen Schlägertruppen «Squadre», die Zeitungen beschlagnahmten, Journalisten einschüchterten, Redaktionen besetzten oder Druckmaschinen zerstörten. Die Forderung war, freiwillig die Chefredaktoren auszuwechseln oder das Erscheinen einzustellen. Elf Zeitungen, darunter der *Corriere della Sera*, die *Stampa* und *Avanti!*, liessen sich das jedoch nicht bieten und gründeten ein Komitee zur Verteidigung der Pressefreiheit. Unterstützt wurden sie vom Journalistenverband. Dem Regime aber gelang es, auf der Unternehmensebene zu intervenieren und beim *Corriere della Sera* und bei der

Stampa neue Mitbesitzer zu installieren, was zur Folge hatte, dass faschistische Chefredaktoren eingesetzt wurden. Ausserdem schuf das Regime 1925 den «Ordine dei giornalisti», das Berufsregister, in das die Journalistinnen und Journalisten nur eingetragen wurden, wenn sie sich nicht gegen die Interessen der Nation stellten. Mit anderen Worten: Sie mussten sich dem Faschismus unterwerfen.

3 — Die dritte Strategie war darauf ausgerichtet, die oppositionellen Zeitungen zu eliminieren. Als im Oktober 1926 zum dritten Mal ein Attentat auf Mussolini verübt wurde, ergriff das Regime die Gelegenheit, alle kommunistischen, sozialistischen und links-katholischen Zeitungen zu verbieten. Im *Corriere della Sera* wurden 32 missliebige Journalisten aus der Redaktion entfernt. Der Printjournalismus war weitgehend gleichgeschaltet. In den grossen bürgerlichen Zeitungen arbeiteten nun, wie der Journalist Paolo Murialdi in seiner «Storia del giornalismo italiano» schreibt, «eingefleischte neben halbherzigen und ernüchterten Faschisten Seite an Seite mit skept-

tischen Journalisten und solchen, die ein wenig Widerstand leisteten».

4 — Die vierte Strategie bestand darin, staatliche Medien einzurichten. Die Agenzia Stefani, die Nachrichtenagentur Italiens, wurde durch die Regierung kontrolliert und vom fanatischen Faschisten Manlio Morgagni geleitet. Sie legte den Nachrichtenteppich und sorgte dafür, dass die Themen im Sinne Mussolinis gewichtet waren. Sie war «la voce del Duce», die Stimme des Führers, wie der Mailänder Historiker Romano Canosa sein Buch über diese Agentur betitelte. Der Agenturdirektor Morgagni war dabei so linientreu, dass er gleich Selbstmord beging, als er 1943 vom Rücktritt Mussolinis erfuhr. Um die Kontrolle über die Medien sicherzustellen, richtete das Regime überdies das Ufficio stampa ein, das später zum Ministero per la stampa e la propaganda und schliesslich zum Ministero della cultura popolare wurde. Dieses Ministerium gab regelmässig Anweisungen heraus, wie die Medien zu berichten und zu gewichten hatten.

Ein noch junges Medium war das Radio, dessen Bedeutung Mussolini vorerst gar nicht

eines jugendlichen Nationalhelden, der in der italienischen Nationalhymne «Fratelli d'Italia» vorkommt und den auch die faschistische Jugendorganisation «Opera nazionale Balilla» für sich gepachtet hatte. Die Nationalhymne «Fratelli d'Italia», aus dem Risorgimento des

«Der Faschismus will einen militärischen, kämpferischen Journalismus.»

19. Jahrhunderts stammend, wurde übrigens durch die Faschisten 1932 verboten und erst 1947 wieder eingeführt, als der «Arco costituzionale», der Verfassungsbogen, alle Parteien von den Kommunisten bis zu den Liberalen und Christlichdemokraten, aber ohne die Faschisten, einschloss.

5 — Die fünfte Strategie zielte auf das Buch als Medium. Das Regime unterwarf sich die Schriftsteller- und Verlegerverbände, stärkte jedoch gleichzeitig die rechtliche und materielle Stellung der Autoren. Der Faschismus wollte die Intellektuellen für sich gewinnen, zog aber

sie nur einer Sache und einem Regime diene und nicht wie anderswo plutokratische Gruppen, Parteien und Individuen vertrete. Ihre Funktionen seien in einem totalitären Regime für alle gleich: dem Regime zu dienen, zu unterstützen, was nützlich ist, und zu bekämpfen, was schädlich ist. Aber der italienische Journalismus sei auch ein Orchester, in dem die Instrumente und die Temperamente der Künstler verschieden seien. In politischen Fragen sei keine Kritik erlaubt, in gesellschaftlichen auf begrenzte Weise jedoch schon. 1933 verschärfte er allerdings den Ton, indem er sagte: «Der Faschismus will einen militärischen, kämpferischen Journalismus. Alle Zeitungen müssen einen einzigen Block bilden.»

Journalisten lagen ihm zu Füssen

Das hatte Auswirkungen. Die Medien passten sich an. Im völkerrechtswidrigen und grässlichen Krieg Italiens gegen Abessinien von 1935/36 unterstützten die italienischen Medien begeistert Mussolinis Feldzug und fanden auch an den Gasangriffen auf die wehrlose äthiopische Zivilbevölkerung nichts auszusetzen.



Naef Rohrinnensanierungen | Das Original
GROUP | Schweizweit führend seit 1985

richtig erkannte. Doch von 1927 an schuf der Staat die nötigen Institutionen, um sich auch das Radio dienstbar zu machen. Von da an liess Mussolini seine pathetischen Reden mit Hilfe des Radios über Lautsprecher auf öffentliche Plätze übertragen. Dem Regime war klar geworden, welche Möglichkeiten der Hörfunk bot. Es verteilte 40 000 Radioapparate an Schulen und lancierte den Volksempfänger «Radio Balilla», von dem 100 000 Stück verkauft wurden. «Balilla» ist der Spitzname

rassistische Grenzen. So wurden 1937 jüdische, judenfreundliche und «dekadente» Autoren verboten. 1942 erschien eine Liste mit 900 jüdischen Schriftstellern, die nicht mehr gedruckt werden durften. Aber der Faschismus wollte mit Kultur in Verbindung gebracht werden. Deshalb startete das Regime 1925 die «Enciclopedia italiana», die es zunächst auf 35 Bände brachte (inzwischen sind es 72), ein Universallexikon mit faschistischem Touch, ähnlich der gleichzeitig auf den Weg gebrachten «Bolschaja Sowjetskaja Enziklopedija», die einem kommunistischen Blickwinkel unterworfen war. Man feierte jährlich ein «festa del libro», und es galt der Slogan «Libro e moschetto, fascista perfetto», was frei übersetzt bedeutet: Ein vollkommener Faschist liest Bücher und führt die Muskete.

So konnte sich denn Mussolini in der Tat als oberster Chefredaktor des Landes fühlen. Als er am 10. Oktober 1928 die Chefredaktoren der siebenzig Tageszeitungen des Landes zusammenrief, sagte er: «In einem totalitären Regime ist die Presse ein Element dieses Regimes, eine Kraft im Dienst dieses Regimes.» Die italienische Presse sei die freieste der Welt, weil

Als der äthiopische Kaiser Haile Selassie am 30. Juni 1936 vor der Völkerbundversammlung in Genf eine bewegende Rede hielt, in der er die Prinzipien des Völkerrechts beschwor, störten acht italienische Journalisten, unter ihnen der Chefredaktor der *Stampa*, den Auftritt mit Piffen und Schmährufen. Die Medien standen auch kritiklos hinter dem Regime, als es 1938/39 eine antisemitische Kampagne lostrat und als es 1940 Frankreich und Grossbritannien den Krieg erklärte. Sie lagen dem obersten Chefredaktor zu Füssen.

Die Ausnahme war der *Osservatore Romano*, die Tageszeitung des Vatikans. Wegen des Konkordats zwischen Mussolini und dem Papst konnten ihm die Faschisten nichts anhaben. Mit einer Auflage von 200 000 bis 250 000 Exemplaren war er der Stachel im Fleisch mitten in Rom. Er war kritisch gegenüber dem Abessinienkrieg und lehnte sowohl die Rassengesetze von 1938 als auch den Kriegseintritt von 1940 ab.

Roger Blum ist emeritierter Professor für Kommunikations- und Medienwissenschaft an der Universität Bern und Journalist. Eines seiner Spezialgebiete ist Mediengeschichte.



„Du hättest dir Keins mit Automatikgetriebe machen lassen dürfen...“



VIP-Arrangement: «Carlton Hotel» St. Moritz

Sehnsuchtsort mit 360-Grad-Panorama

Hoch über dem St. Moritzersee thront das historische Luxushotel «Carlton». Wer Erholung und Entspannung sucht, findet hier sein Refugium, um Genuss und Lebensfreude inmitten der Natur zu zelebrieren. Inspiriert von der majestätischen Kulisse, erleben Sie mit «Moving Mountains» ein ganzheitliches Ferienerlebnis.

Mit seiner Südausrichtung und dem unvergleichlichen Blick auf den St. Moritzersee ist das 1913 erbaute «Carlton Hotel» von seinem historischen Charakter geprägt. Heute präsentiert sich das Anwesen zeitgenössisch modernisiert und mit edelsten Materialien stilvoll renoviert und eingerichtet.

Das luxuriöse Fünfsternehaus betört alle Sinne und bietet vollkommene Ruhe und Privatsphäre. Während Ihres Aufenthalts logieren Sie in einer Suite oder einem Zimmer mit traumhafter Bergsicht. Hochstehender Service und authentische Gastfreundschaft sind selbstverständlich.

Für vollkommenes Wohlbefinden sorgt das ganzheitliche Spa Angebot im 1200 m² grossen «Carlton»-Spa. Ausgewiesene Fachleute aus den Bereichen Personal-Training, Yoga und Beauty-Treatment lassen keine Wünsche offen.

Für kulinarische Höhenflüge sorgen das Restaurant «Romanoff» auf der Bel Etage

sowie das mit zwei Michelin-Sternen und 18 Gault-Millau-Punkten ausgezeichnete «Da Vittorio – St. Moritz», das in diesem Winter sein Zehn-Jahr-Jubiläum feiert.

Die «Carlton»-Bar – das Herzstück des Hauses und laut «Forbes Travel Guide» eine der weltweit 44 besten Hotel-Bars – lädt mit der grossen Sonnenterrasse zum Geniessen und Verweilen ein.

Das Konzept von «Moving Mountains» basiert auf fünf Säulen: Bewegung, Spiel, Ernährung, Erholung und Achtsamkeit. Als Gast wählen Sie dabei ganz frei, welche dieser Elemente Sie für Ihr persönliches Wohlbefinden berücksichtigen möchten.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Leserangebot
«Moving Mountains Special»
im «Carlton Hotel» St. Moritz

Leistungen:

- 3 Übernachtungen mit Vital-Frühstück
- «Moving Mountains Dine Around» (5-Gang-Dinner)
- Teilnahme am wöchentlichen Sportprogramm
- 1 «Moving Mountains Signature»-Massage
- Zugang zum «Carlton»-Spa

Spezialpreis:

Weltwoche-Abonnenten erhalten eine Ermässigung von 10 Prozent auf das «Moving Mountains»-Package.

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Telefon 081 836 70 00 oder per Mail an info@carlton-stmoritz.ch.

Termine:

Das Angebot ist buchbar für Weltwoche-Abonnenten, nach Verfügbarkeit und ausgenommen an Feiertagen.

Veranstalter:

The Tschuggen Collection AG
www.moving-mountains.ch
www.carlton-stmoritz.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

Der andere Schönheitsdruck

Auch Männer leiden unter Schönheitsidealen, nur ist das kaum ein Thema.



Frauen sind viel wählerischer, auch kompromissloser als Männer, was äussere Merkmale beim künftigen Partner angeht. Zu diesem Schluss kommt man jedenfalls gemäss einer Studie, in der Wissenschaftler aus den Niederlanden und den USA den bevorzugten Körpergrössenunterschied beim potenziellen Partner erforscht haben: «Bei Frauen wurde ein engerer bevorzugter Grössenbereich festgestellt als bei Männern, und sie wählen auch eher keine Männer, die aus diesem Bereich fallen.» An der Studie «The height of choosiness» aus dem Jahr 2012 haben 5782 Personen an Speed-Dates teilgenommen, es wurden fast 130 000 Entscheide untersucht.

Es ist kein Geheimnis: Viele Frauen wünschen sich einen Mann, der grösser ist als sie selbst. In der Schweiz sind Männer laut Wikipedia durchschnittlich 178,7 Zentimeter gross, Frauen 164,3 Zentimeter. Ich messe 173 Zentimeter und ja, habe immer Männer gedatet, die etwa fünf bis zehn Zentimeter grösser sind. Das war kein bewusster Entscheid, es hat sich so ergeben. Aber ich werde nicht lügen: Trägt man Highheels, fühlt es sich besser an, wenn man den Partner nicht um einen Kopf überragt. Hohe Schuhe sind aber im Leben unwichtig, darum kommt es auf die wenigen Zentimeter nicht an. Ich hatte angenommen, die meisten Frauen sähen das genauso. Ich lag falsch.

Die Studie hat herausgefunden, dass es bei den Damen am ehesten eine Ja-Antwort zu einem Date gab, wenn der Mann 25 Zentimeter grösser als sie selbst war – unabhängig von der eigenen Grösse. 25 Zentimeter! Das meiste Interesse darf sich ein Mann also erhoffen, wenn er die Frau um etwa eine volle Kopflänge überragt. Das sind ziemlich hohe Erwartungen. Bei den Männern war eine positive Antwort am wahrscheinlichsten, wenn die Frauen sieben Zenti-

meter kleiner waren. Die meisten Matches insgesamt ergaben sich bei einem durchschnittlichen Grössenunterschied von neunzehn Zentimetern. Mit anderen Worten: Die bevorzugte Grössendifferenz der Damen hat sich durchgesetzt; Männer haben zwar ihre Vorlieben, sind aber trotzdem auf die Frauen eingegangen, wenn sonst alles passte.

Weiter stellten die Forscher fest: Je kleiner ein Mann ist, desto exponentiell mehr Konkurrenten hat er pro Frau, die bereit ist, in diesem Grössenbereich zu daten. Als durchschnittlich grosser Mann (zum Beispiel 180 Zentimeter) hat man einen Konkurrenten, mit 170 Zentimeter sind es schon drei; ist er 160 Zentimeter gross, konkurriert er mit zwölf anderen Männern. Das heisst nicht, dass Frauen keine kleineren Männer daten. Die Bereitschaft ist schon da, nur liegt ihre Präferenz trotzdem bei grösseren Männern – wenn also die betreffende Frau in der Kennenlernphase auf einen grossen Kerl trifft, dann, na ja, schwimmt schon wieder ein Ladyfisch weniger im Dating-Pool der kleineren Männer. Und was die grundsätzliche Kompromissbereitschaft angeht: «Bei Frauen liegt die Wahrscheinlichkeit, dass sie ja sagen zu einem ihnen vorgestellten Mann, der 2,5 Zentimeter ausserhalb ihres bevorzugten Bereichs ist, bei 24,8 Prozent.» Bei den Männern bei 40 Prozent.

Wie wertvoll uns Grösse erscheint, hängt natürlich vom individuellen Geschmack ab. Aber Frauen sind offenbar viel stärker auf ihr selbstgemachtes männliches Ideal fixiert als umgekehrt die Männer, auch weichen sie viel weniger von ihren Idealvorstellungen ab. Männer sind einiges flexibler, auch weniger wählerisch. Dass Frauen so viel Wert auf Körpergrösse legen, ist wohl ein evolutionsbiologisches Überbleibsel. Grösse bedeutete lange Zeit mehr Sicherheit, mehr Schutz für sich und den Nach-

wuchs. Ein grossgewachsener Mann konnte sich gegen Gefahr besser durchsetzen. Das ist nicht gut oder schlecht, das ist einfach so. Ein Mann von stattlicher Statur erhöht aber auch die Chance, dass die eigenen Kinder eher grösser geraten.

Was bei den Frauen die Chancen beim Dating erhöht, attraktiv zu sein, ist also bei den Männern, gross zu sein. Bemerkenswert ist das vor allem angesichts der breit geführten Debatte über Schönheitsdruck, dem Frauen ausgesetzt sind. Ja, ein gewisser Druck existiert. Aber auch bei Männern, nur ist es da eben der Körpergrössendruck. Dem männlichen Grössenideal entsprechen zu müssen, ist in der Gesellschaft aber kaum ein Thema. Dabei gibt es etliche Männer, die unter abweichenden Massen leiden, wie Kommentare unter meinem aktuellen Video «So hart ist der Dating-Markt für Männer» zeigen. Wir sagen zwar leichthin: «Frauen wollen grosse Männer», aber was das tatsächlich für manche bedeutet, ist uns wohl nicht wirklich bewusst. Kommt hinzu: Im Gegensatz zu den Frauen, die ihren Look mit Make-up optimieren können (und es gewöhnlich tun), ist es Männern unmöglich, etwas an dem für die weibliche Spezies so wichtigen Merkmal zu ändern. Durch eine aufrechte Haltung lassen sich zwar ein, zwei Zentimeter herausholen, und man kann Schuhe mit – kleinem – Absatz tragen. Aber 25 Zentimeter?

Das Gute zum Schluss: Die Grösse spielt vor allem in der Kennenlernphase eine Rolle – und nicht vergessen: für manche Frauen, für andere auch wieder nicht. Und ist man erst einmal zusammen, sind für das Beziehungsglück sowie so ganz andere Faktoren relevant, etwa gleiche Werte oder Humor.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

Von Deutschland lernen

Die Schweizer Energiepolitik will Kernkraft durch Solar- und Windenergie ersetzen. In Deutschland zeigt sich, was das heisst: unsichere Versorgung, doppelte Kosten.

Fritz Vahrenholt

Die Energiepolitik der Schweiz setzt auf einen massiven Ausbau von Solar- und Windenergie. Während heute etwa 5 Prozent der Stromversorgung durch Sonnen- und Windenergie erzeugt wird, soll diese Quote bis 2050 auf einen Drittel steigen und die Kernenergie ersetzen. Dabei wird ein zentraler Punkt übersehen: Die entscheidende Achillesferse dieser erneuerbaren Energien ist ihre Unberechenbarkeit. Sie erzeugen keine gesicherte Leistung.

In Deutschland ist zu besichtigen, was bei einem massiven Ausbau von Wind und Sonne passiert: Man erhält einen extremen Überschuss in wind- und sonnenstarken Zeiten, der zurzeit nicht gespeichert werden kann. Er wird entweder gegen Erstattung des Börsenpreises abgeregelt (2020 für 760 Millionen Euro), oder er wird ins Ausland verklappt.

Am Ende bezahlt der Stromkunde

Und in der Flaute – die gerne auch mal bis zu vierzehn Tagen anhält, wenn kein Wind weht – dreht sich kein einziges Windrad. Fällt diese Zeit in den Winter, etwa bei einer kalten Hochdruckwetterlage im Januar, wenn die Solarenergie nicht viel mehr als null Strom produziert, nennt man diese Lage Dunkel-flaute. In einer kürzlich erschienenen Studie von Oliver Ruhnau und Staffan Qvist, in der die vergangenen 35 Jahre untersucht wurden, kommen die Autoren zum Ergebnis, man

Es ist ein Ammenmärchen, wenn behauptet wird, es gebe in Europa immer irgendwo Windenergie.

müsse auch berücksichtigen, dass eine zweite Flaute der ersten folgen könne, ohne dass die Speicher schon wieder aufgefüllt seien, betreffe dies nun Pumpspeicher, Batterien oder



Neun Wochen lang nichts: Windpark auf dem Nufenen.

Wasserstoffspeicher. In diesem Fall kommen die Autoren zu einer Windflautendauer von neun Wochen.

Das wäre in der Schweiz ein unvorstellbar hoher Speicherbedarf von 4,5 Terawattstunden (TWh), wenn Solar und Wind auf einen Drittel der Stromversorgung ausgebaut würden. Und es ist ein Ammenmärchen, wenn behauptet wird, es gebe in Europa immer irgendwo Windenergie, die dann bei Windstille in die Schweiz oder nach Deutschland importiert werden könne.

Es ist mittlerweile nachgewiesen, dass es eine hohe Korrelation der Windstärke in allen nord- und mitteleuropäischen Ländern

gibt. Wenn in Deutschland Flaute herrscht, dann ist auch in Holland, Dänemark oder der Schweiz mit Ähnlichem zu rechnen.

Daher soll auch das Pumpspeichervolumen in der Schweiz ausgebaut werden, denn die bestehenden Pumpspeicherwerke sind ja dafür da, das schwankende Wasserkraftangebot auszugleichen. Aber die bis 2040 geplanten zwei TWh werden nicht reichen, wenn sie überhaupt realisiert werden, denn Widerstände gegen Pumpspeicherwerke gibt es reichlich.

Alternativ wäre ein Back-up mit Erdgaskraftwerken möglich, was allerdings nach dem Ukraine-Krieg als wenig wahrscheinlich gilt. Dies war ja das Geheimrezept des Funktionierens der deutschen Energiewende der letzten zehn Jahre. Die deutsche Energiepolitik hat sich fast ausschliesslich mit dieser Kombination befasst und sich darauf verlassen. Immer mehr russisches Gas musste einspringen, wenn Wind und Sonne ihren Dienst versagten.

Am Ende bezahlt der Stromkunde die deutlich erhöhte Rechnung für zwei parallele Stromversorgungssysteme. Das war der Grund dafür, dass Deutschland schon in den vergangenen Jahren die höchsten

Strompreise der Welt hatte. Und auch wenn es die «Grünen» heute nicht gerne hören wollen: Die Kombination von russischem Gas und erneuerbaren Energien war ein grünes Projekt. Schon im Jahr 2000 warb der grüne Bundesumweltminister Jürgen Trittin für die Kombination von Erdgas und erneuerbaren Energien: «Die Partnerschaft des Erdgases kann der weiteren Marktpenetration erneuerbarer Energien entscheidende Impulse geben.»

Insofern wäre die Schweizer Energiepolitik gut beraten, sich die Folgen einer solar- und windbasierten Stromversorgung in Deutschland anzuschauen. Denn Deutschland ent-

spricht heute mit einem 33-Prozent-Anteil von Sonne und Wind dem Zielbild der Schweiz. Das wachsende Problem der deutschen Stromversorgung zeigt sich in der Differenz zwischen der Einspeisung von Wind- und Solarstrom im Vergleich zum Stromverbrauch, also quasi in der Lücke zwischen Angebot und Nachfrage.

Der typische Wochenverlauf beim Stromverbrauch zeigt jeweils Mittags- und Abendspitzen sowie eine schwächere Nachfrage an

Immer mehr russisches Gas musste einspringen, wenn Wind und Sonne ihren Dienst versagten.

den Wochenenden. Obwohl die Kapazität der Fotovoltaik bei einer Leistung von 49 000 Megawatt liegt, trägt die Sonnenenergie kaum etwas zur Stromversorgung der Wintermonate bei, weil sie in dieser Zeit auf niedrigste Marken absinkt.

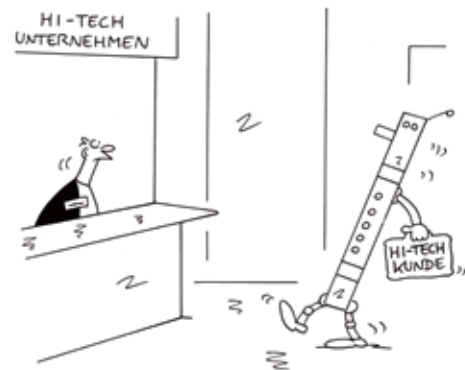
Vier mal null ist null

Es kommt auch immer wieder zu den sogenannten Dunkelflauten: Tage, an denen weniger als 10 000 Megawatt (MW) durch die volatilen Energieträger Wind und Sonne erzeugt werden. Im windreichen Oktober 2022 waren

das nur wenige Tage. Im Jahresverlauf stehen die Windräder etwa 120 Tage nahezu still.

Der Plan des deutschen Wirtschaftsministers ist es, die Kapazitäten in den nächsten Jahren um das Dreifache auszubauen. Das zentrale Problem der Erneuerbaren wird damit aber nicht beseitigt: Die Flauten bleiben, denn null mal vier ist null. Dafür bekommen wir aber einen extremen Überschuss in windstarken Zeiten. Die Volatilität von Wind- und Sonnenstrom würde zu enormen Leistungsspitzen führen, die im Netz zu bewältigen wären. Es treten bei der Verdreifachung der Kapazität Leistungsabfälle beziehungsweise -zuwächse von 100 000 MW innerhalb eines Tages auf. Schon heute gibt es tägliche Schwankungen von bis zu 16 000 MW, die nur dadurch zu bewältigen sind, dass bei Überschuss Strom entweder mit Negativpreisen ins Ausland verklappt wird oder als Sofortmassnahme Windkraftwerke abgestellt werden.

Bei Windstille springen die konventionellen Kraftwerke auf Gas- und Kohlebasis ein. In der Schweiz wären das idealerweise die noch zu bauenden Pumpspeicherwerke. Pufferung der volatilen Stromerzeugung von Wind und Sonne erfolgen, wie dies der bekannte Ökonom Hans-Werner Sinn dargelegt hat, «praktisch ausschliesslich durch Parallelstrukturen». Das spart zwar Brennstoffe und reduziert den CO₂-



Ausstoss, doch führt dies zu doppelten Fixkosten, die von den Konsumenten (oder den Steuerzahlern) zu tragen sind. Kein Wunder, dass Deutschland die höchsten Haushaltstrompreise aller europäischen Länder hat.

So ist zu erwarten, dass die Schweiz nach den bisherigen Planungen, die Kernenergie wie in Deutschland abzuschaffen und auf Parallelstrukturen von Solar- und Windenergie mit Pumpspeichern abzustellen, sich dem hohen Strompreisniveau Deutschlands annähern wird.

Fritz Vahrenholt ist promovierter Chemiker und Honorarprofessor an der Universität Hamburg. Er war Umweltsenator (SPD) in Hamburg (1991-1997) und unter Bundeskanzler Gerhard Schröder als Berater für Energiefragen auf Bundesebene tätig.

Bindella
la vita è bella

Für schöne Momente in grosser oder kleiner Runde: Verschenken Sie Bindella-Gutscheine – einlösbar in allen Ristoranti, in den Vinotecas und im Webshop.

bindella.ch/gutscheine

Täubelnde SP

Nr. 45 – «Jositschs Selbstdemontage»
Hubert Mooser über SP-Ständerat Daniel Jositsch

Zu meiner Zeit als Grossrat im Kanton Aargau wurde Kurt Wernli als gewählter Regierungsrat genötigt und bedrängt, auf die Wahl zugunsten einer Frau zu verzichten. Es tat dies nicht, trat als wilder Kandidat an, sehr zum Ärger seiner Partei. Als volksnaher SP-Mann mit Bodenhaftung wurde er auch wiedergewählt, während gleichzeitig die *täubelnde* SP massiv Wählerstimmen verlor. Warum wohl kommt mir dies in den Sinn?

Friedrich Briner, Windisch

Besser als Lockdown

Nr. 44 – «Sagen Sie endlich die Wahrheit, Herr Berset»
Philipp Gut über die Corona-Politik

Die Lügen unseres Gesundheitsministers und des Personals des Bundesamts für Gesundheit machen mich wütend. Ich finde es stossend, dass Personen, die einen Amtseid geschworen haben, sich zum Wohl unseres Landes und der Bevölkerung einzusetzen, sich dermassen unrichtig verhalten.

Reinhard Hänggi, Solothurn

Wenn auch die Aussage von Bundesrat Berset nicht der Wirklichkeit entsprach, so kann man sich fragen, ob das für die Bewältigung der Pandemie überhaupt von Bedeutung war. Hätte man verkündet, dass die Impfung nicht vor Übertragung schütze, so hätte man entweder den Lockdown bis zur letzten Konsequenz durchsetzen müssen oder überhaupt keine Impfungen anordnen dürfen. Im ersten Fall wäre die Wirtschaft total zum Erliegen ge-

kommen, im zweiten Fall hätte man die Leichen mit speziellen Lastwagenkonvois abtransportieren müssen, wie man es in Italien erlebte und in China jetzt noch erlebt. Als Bürger bin ich Berset dankbar für sein Handling der Pandemie, und ich empfinde den Angriff der *Weltwoche* auf ihn unberechtigt und deplatziert.

Peter Schwob, Stallikon

Kindergärtner

Nr. 45 – «Immunologischer Grundkurs zur <Impf-Lüge>»
Beda M. Stadler über Covid-19

Als Liberaler freue ich mich, dass Beda M. Stadler sich nicht wie Henryk M. Broder beleidigt von der *Weltwoche* verabschiedet hat, sondern sich immerhin als «immunologischer Kindergärtner» zur Verfügung stellt. Demokratie lebt nun einmal nicht vom Schweigen Intellektueller. Ein arroganter Intellektueller ist da allemal besser als gar keiner. Allerdings ignoriert Stadler, dass er auf dem Gebiet der Immunbiologie nicht alleine kindergärtner, sondern schon länger sein Kontrahent Sucharit Bhakdi in die entgegengesetzte Richtung. Aber sei's drum. Ich freue mich über jeden Kindergärtner.

Reinhard Wilhelm, Dortmund (D)

Gegen den Wind

Nr. 44 – «Die <Covidioten> hatten recht»
Milosz Matuschek über die Corona-Politik

Wer ist die «Stiftung Staat», die die anfallenden Probleme vorsätzlich verursacht? Es ist das Syndikat einer steuerbefreiten Feudalherrschaft mit Oligarchen, Vasallen, «Antifaschisten» und verkommener Gerichtsbarkeit.

Bruno Ackermann, Adligenswil

Ich gratuliere Ihnen für den Mut, gegen den Wind zu segeln. Die *Weltwoche* ist das einzige Printmedium der Schweiz, das die Meinungsfreiheit lebt. Lassen Sie sich nicht einschüchtern! All die kritiklosen Abnicker der offiziellen Corona-, Gender-, Klima- oder Ukraine-Politik werden einmal von ihrem toten Pferd absteigen müssen.

Peter Schneider, Leimbach

Austauschbare Feinde

Nr. 43 – «Zurück zum Frieden»
Editorial von Roger Köppel

Aggressive Staaten kanalisieren die Aggressionen ihrer Bürger durch Propagierung von kollektiven Feinden, um ein Wirgefühl zu entwickeln. Sie brauchen die Gegner: früher die Juden, dann den chinesischen Untermenschen, der nicht lieben kann, heute Katar, welches die Menschenrechte verletzt, bei den Frommen die Gottesfeinde, kurzum, das «Böse». Sie sind unerlässlich in einer ewig konkurrierenden Gesellschaft, um wieder «gerechte Kriege» zu führen, um Ressourcen zu kämpfen und begehrte Territorien zu besetzen. Mit oder ohne Gott kämpft es sich an allen Fronten seit Jahrtausenden immer etwas leichter, mit besserem Gewissen und vor allem: Die angeblichen Feinde sind beliebig austauschbar, was immer auch die politische Konstellation hergibt.

Werner Marti, Chur

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Wolf Schneider (1925–2022)
 Mehran Karimi Nasseri (1945–2022)



Glänzender Polemiker: Journalist Schneider.

Er war die Selbstsicherheit in Person. Gross, gut aussehend, schlagfertig und von scharfem Verstand. Kein Wunder, machte Wolf Schneider nach dem Krieg Karriere im Journalismus: 1950 Agenturjournalist bei der AP, 1956 Nachrichtenchef bei der *Süddeutschen Zeitung*, 1966 Verlagsleiter beim *Stern*, 1973 Chefredaktor der *Welt*. Daneben verfasste er, höchst diszipliniert und effizient, zahlreiche Sachbücher: zum Beispiel über die Geschichte der Städte, über den Typus des Soldaten, über den Kölner Dom – seine Neugier war unersättlich.

Bestseller wurden seine Bücher über Sprache, Stil und das Handwerk des Schreibens, die ihm den Ruf des deutschen Sprachpapsts eintrugen; für alle Sprachinteressierten sind sie bis heute eine Fundgrube. Dass er auch abseits des Schreibtischs ein glänzender Polemiker war, bewies er als Moderator der «NDR Talk Show». Er war ein Besserwisser, was manche nervte. Bloss: Er wusste es tatsächlich besser. Das machte ihn zum idealen Mann für die Leitung der neuen Hamburger Journalistenschule, die der *Stern*-Gründer Henri Nannen ihm 1978 anbot. Bis zu seiner Pensionierung 1995 schwitzten unter seinem Regime die begabtesten Jungjournalisten. «Qualität kommt von Qual» lautete sein Leitspruch, das Motto der Schule war «Ein fröhliches Ja zum Leistungsdruck». Lob war nicht seine bevorzugte pädagogische Waffe, nett zu sein nie sein Bestreben. Er wollte etwas bewirken, und das tat er. Rückblickend

dankten es ihm fast alle seine Schüler. Wie es ihnen im Unterricht ergangen sein mochte, erlebte ich einmal bei einer Blattkritik in der *NZZ-Folio*-Redaktion. Schneider war so präzise und gnadenlos, dass wir über unsere Fehler alle leer schluckten – er hatte schlicht recht.

Doch der arrogant auftretende Mann hatte auch eine lockere, beschwingte Seite: An den Partys im Hause Schneider, so erinnert sich eine Bekannte, wurden regelmässig die Teppiche eingerollt, und als Erste legten Wolf und Lilo Schneider eine kesse Sohle aufs Parkett. Als leidenschaftlicher Bergsteiger war er oft in der Schweiz. Aber nach der Pensionierung zog es ihn in den Süden, mit siebzig wanderten er und seine Frau nach Mallorca aus. «Man kann nicht verhindern, dass man alt wird», sagte er, «aber man kann verhindern, dass dies bei schlechtem Wetter geschieht.» Weiterhin war er rastlos unterwegs, hielt Vorträge und gab Kurse als Sprachlehrer. Leidenschaftlich kämpfte er gegen modische Torheiten wie die Gendersprache, mit 84 lancierte er einen Videoblog über Sprachsünden, hellwach wie eh und je.

Ungeduld war sein Lebenselixier, mit Gelassenheit konnte er nichts anfangen. In seinem Zuhause am Starnberger See, wo er seine letzten Lebensjahre verbrachte, ist Wolf Schneider am 11. November gestorben; wenige Wochen nachdem sein Sohn Curt, ein unter dem Kürzel CUS bekannter Rätselautor, auf einer Wanderung tödlich verunglückte. *Daniel Weber*

Zum Sterben kehrte Mehran Karimi Nasseri zurück an einen Ort, den die meisten Menschen so schnell wie möglich verlassen wollen, der für ihn jedoch zur Heimat geworden war: den Terminal eines internationalen Flughafens.

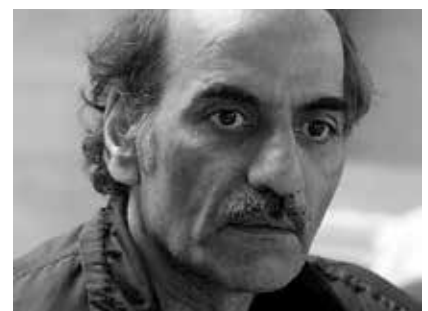
Im Terminal 2 des Pariser Airports Charles de Gaulle erlag der Iraner einem Herzinfarkt. Seit September hatte er wieder dort gelebt, wo er zuvor achtzehn Jahre seines Lebens zugebracht hatte. Überraschend war er dorthin zurückgekehrt. Schliesslich hatte er in einem Pariser Hotel gelebt – finanziert letztlich von Hollywood. Weil er Vorlage für den Film «Terminal» von Steven Spielberg mit Tom Hanks in der Hauptrolle war, hatte er Geld erhalten.

Sein Schicksal war ebenso einzigartig wie undurchsichtig. Beim Umsteigen auf einem Flug von Teheran nach London war er 1988 in Paris gestrandet, weil er keine Papiere bei sich hatte. Ob er sie verloren hatte oder ob sie gestohlen wurden, blieb im Dunkeln. Nach einer anderen Version wurde der Regimekritiker im Iran ohne Reisepass in ein Flugzeug gesetzt und des Landes verwiesen.

In den Folgejahren bemühte sich Nasseri in mehreren Ländern um einen Flüchtlingsstatus. Doch als er endlich anerkannt worden war, wollte er seinen Schlafplatz unter einer Rolltreppe nicht verlassen. «Sir Alfred», wie ihn die Flughafenangestellten nannten, sei zu diesem Zeitpunkt «wie versteinert» gewesen in seinem Verhalten.

Erst für einen Spitalaufenthalt 2006 betrat er französischen Boden und lebte dann in Paris. Warum er vor ein paar Wochen wieder nach Charles de Gaulle zurückkehrte, blieb sein Geheimnis. Er habe so gut wie gar nicht mehr mit jemandem gesprochen.

Wolfgang Koydl



18 Jahre: «Terminal»-Mann Nasseri.

«Die Welt wird friedlicher»

Hermann Lübbe, 95, zählt zu Deutschlands grossen Philosophen. Prägend wirkte er an der Universität Zürich.

Trotz Krieg und Krisen blickt er voller Zuversicht auf unsere Zeit.

Roger Köppel

Weltwoche: Herr Professor Lübbe, wir haben wieder Krieg in Europa, Ost und West driften auseinander. An welche Zeit erinnern Sie die aktuellen Zustände?

Hermann Lübbe: Auf die Frage würde ich am liebsten antworten mit dem Satz: Sie erinnern mich nicht an Früheres, ich nehme sie als singular wahr. Das haben wir noch nie gehabt. Das hängt zusammen mit meiner bei Historikern erworbenen und dort erlernten Neigung, Unterschiede zwischen den Zeiten zu machen – die, so hat es Ranke ausgedrückt, alle unmittelbar zu Gott seien.

Weltwoche: Was kennzeichnet unsere heutige Zeit, was macht sie aus?

Lübbe: Schon dies, dass die Welt auf der Ebene der fließenden Informationen so eng zusammenrückt wie nie zuvor. Auch, aber nicht nur, mit einer wachsenden Zahl von Kooperationen, die zu Ergebnissen führen, die weltweit wichtig werden. Das ist neu, das hat es in diesem Ausmass noch nicht gegeben. Es verstärkt sich die Erfahrung unserer Abhängigkeit von sehr weit entfernten anderen und zugleich auch die Erfahrung ihrer wachsenden Mächtigkeit. Das ist ja eine Messgrösse für den Einfluss, den man wirklich ausüben kann und ausübt, dass das, was man anregt, macht, beschliesst, so gleich die Macht hat, sich weltweit bemerkbar zu machen.

Weltwoche: Inwiefern verfolgen Sie das Geschehen um den Krieg in der Ukraine? Was haben Sie für einen Bezug, als jemand, der den schlimmsten Krieg, den Zweiten Weltkrieg...

Lübbe: ... am eigenen Leib erlebt hat.

Weltwoche: Gibt es nichts Neues unter der Sonne?

Lübbe: Dazu muss ich zunächst gestehen, dass das Interesse an den aktuellen Meldungen bei mir mit wachsendem Eintritt in das sehr hohe Alter abgenommen hat, nicht zugenommen. Ich beschäftige mich dann lieber mit Altem und unverändert wichtig Gebliebenem anstatt mit dem Allerneusten. Ausserdem ist die Menge des Allerneusten so gross, dass man wahrscheinlich nicht nur aus Gründen des Alters ohnehin mit

dieser Aufgabe, up to date zu sein, überfordert ist. Nicht?

Weltwoche: Was beschäftigt Sie am meisten?

Lübbe: Nach Art der Philosophen würde ich das gerne im Sinne einer allgemeinen Formel charakterisieren. Das ist dann sozusagen nicht geschehenspraktisch Aktuelles, sondern das, was die ganze Situation charakterisiert. Wir leben in einer Welt, in der wir im unverändert wachsenden Masse um den ganzen Globus herum voneinander wissen. Und zugleich handelt es sich um ein Wissen, das lebenspraktisch an Bedeutung gewinnt. Zwar ist es so, dass komplementär dazu auch das Interesse an Individualität, an der eigenen schon ohnehin, aber auch an der Individualität der anderen zunimmt. Damit verbunden ist übrigens auch, und das ist die schöne Seite der Sache, die Neigung zum Respekt vor dem Anderssein des anderen. Auch die Neigung zum Respekt vor der anderen Meinung der anderen. Die nimmt über die reale Abhängigkeit der Menschen in ihrer globalen Dimension zu. Das ist ein erfreulicher Aspekt. Man könnte sagen, die Welt wird, indem sie zusammenwächst, zugleich tendenziell friedlicher.

Weltwoche: Sie beschreiben den Zivilisationsprozess, Freihandel, die wachsenden Verflechtungen, Abhängigkeiten, Rücksichtnahmen. Gleichzeitig beobachten wir den brachialen Einbruch eines Kriegs. Mit gespenstischer Nonchalance wird heute sogar die Möglichkeit eines Atomkriegs erwogen. Erinnert Sie das nicht an das 19. Jahrhundert und das beginnende 20. Jahrhundert, als eine wohlhabende Gesellschaft den Höllensturz in zwei Weltkriege erlebte?

Lübbe: Ich möchte die günstigste, die angenehmste Antwort auf diese Frage geben. Sie lautet: Je unkündbarer das gute Einvernehmen über sehr grosse Räume hinweg ohnehin zunimmt, umso mehr können wir uns die Beschäftigung und sogar die Betonung unserer Gegensätze, ja sogar unserer Feindschaften leisten. Es wird ungefährlicher, seine Unterschiede herauszustreichen. Dem würde übri-

gens kulturell entsprechen, dass, wie erwähnt, weltweit das Interesse am Anderssein des anderen wächst. Nicht so sehr im Mittelpunkt des Interesses steht das, was uns alle miteinander in der modernen Welt verbindet. Sondern das, was uns voneinander unterscheidet. Jede triviale Ferienreise ist von diesem Interesse am Anderssein mit geprägt und mit motiviert. Und zunächst ist das ja ein Vorgang, der gesamthaft sehr friedlich ist. Man könnte sagen, das Bei-

«Die Menschen werden sich immer intensiver des Andersseins der anderen inne.»

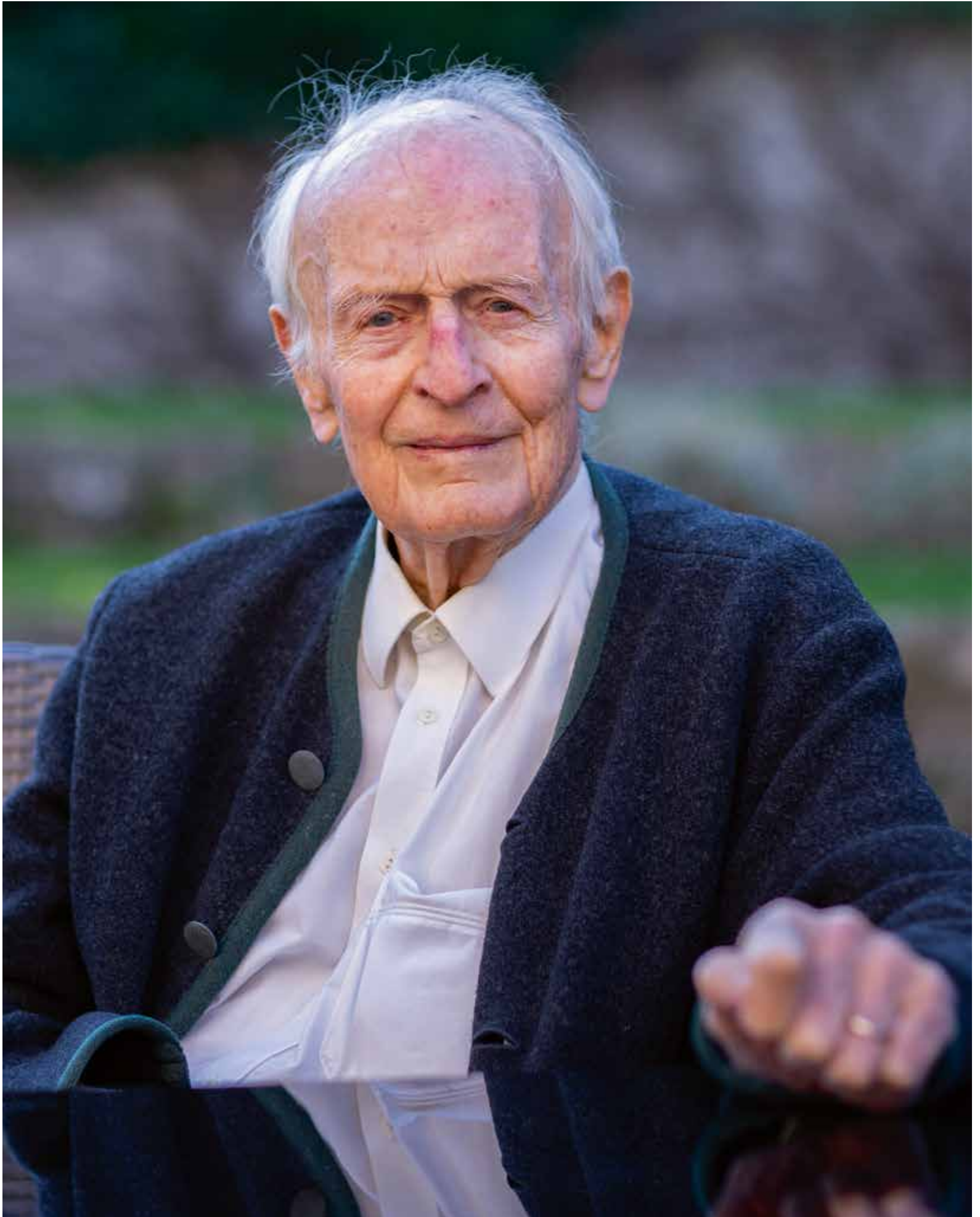
spiel des Tourismus, eine sehr machtvolle Bewegung, zeigt an, in welche Richtung das läuft. Die Menschen werden sich immer intensiver des Andersseins der anderen inne, die Realität stösst sie darauf. Damit wächst das Interesse am Anderssein der anderen. Und zugleich nimmt die Gefährlichkeit dessen, zu entdecken, dass der andere ein anderer ist, ab. Die Bereitschaft, sich zu arrangieren und zu kooperieren, hingegen nimmt zu. Kurz, ich bin nicht einfach kraft meiner optimistischen Natur, sondern kraft dessen, was ich zu sehen glaube, zuversichtlich.

Weltwoche: Viele sagen, wir erleben eine Zeitenwende. Stimmt das?

Lübbe: Nein, das glaube ich nicht. Das sehe ich nicht.

Weltwoche: Sie haben ein paar Zeitenwenden erlebt, Sie haben 1989 erlebt, 1945 ...

Lübbe: Das war mit Abstand die bedeutendste Zeitenwende, ja. Die sich natürlich schon vorher ankündigte. Auch für einen damals noch ganz jungen Kopf, gestärkt durch die Gespräche mit guten Lehrern, auch durch die Gespräche mit den eigenen Eltern, durch einen verständigen und in einigen Bereichen sogar fachkundigen Vater. Die Verständigungen, die wir über das Dritte Reich führten, waren schon Verständigungen in der Gewissheit seiner Zukunftsunfähigkeit. Als Soldat erfuhr man das selbe. >>>



«Ohne Optimismus kann man gar nicht leben»: Denker Lübke im Park des Caroline-Oetker-Stifts in Bielefeld.

Weltwoche: Man hat schon vor dem Zusammenbruch Hitler-Deutschlands gemerkt: Das alles hat keinen Bestand.

Lübbe: Ja, man merkte, das ist eine zukunftslose Welt. Man war natürlich entsprechend besorgt und auch bestürzt. Was soll aus dem eigenen Land werden? Aber die Wahrnehmung war wohl so. Es gibt zwar relativ wenig Zeugnisse, die diese Überzeugung ausdrücken. Tagebuchliteratur, da findet man so was, aber nicht im offiziellen Schriftsystem.

Weltwoche: Und Sie sagen, diese Auseinandersetzung zwischen Russland und der Ukraine sowie dem westlichen Militärbündnis Nato ist kein mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs vergleichbarer Bruch.

Lübbe: Nein, überhaupt gar nicht. Diesen Krieg kann man eher nur deuten aus der engeren, aus der besonderen Geschichte Russlands. Und wenn man dann mehr als ich weiss von den politischen Spannungen, die dieses riesige Land erfüllen, wird man dies auch für weniger überraschend halten.

Weltwoche: Interessant. Ungeachtet dieses Kriegs wächst die Welt zusammen. Seit dem Mauerfall 1990 sind sich der sogenannte Westen auf der einen, China und Russland auf der anderen Seite nähergekommen, bei allen Unterschieden ihrer Gesellschaften und Lebenswirklichkeiten. Davon darf uns auch dieser Krieg nicht ablenken.

Lübbe: So ist es. Das scheint mir die Realität zu sein, das ist der allgemeine Trend. Und es bestätigt die allgemeine These von der zusammenwachsenden Welt, was ja nicht heisst, alles löst sich in schöne Friedlichkeit auf, aber es heisst doch, dass man die reale Abhängigkeit von einem anderen nicht nur wahrnimmt, sondern auch spürt. Das heisst, man nimmt auch wahr, was man selbst riskiert, wenn man diese Koexistenz des anderen als solche und anerkennungsbedürftige nicht mehr wahrnimmt oder gar aufzukündigen versucht. Gibt man sich die Erlaubnis, nach

«Diesen Krieg kann man eher nur deuten aus der engeren, aus der besonderen Geschichte Russlands.»

Philosophenart zu sprechen: Die moderne Welt ist geprägt durch die moderne technische Zivilisation. Die Technik schwächt nicht, sondern stärkt über ständig wachsende Räume hinweg die Abhängigkeit voneinander. Deshalb wird diese technische Zivilisation tendenziell immer friedlicher. Der Friedenszwang wächst.

Weltwoche: Selbst die Grausamkeiten, die ausgeübt werden, werden immer subtiler. Man hat die fürchterlichsten Waffen, die aber nicht mehr ausgefahren werden.

Lübbe: So ist es.

Weltwoche: Sie haben sich in Ihrem Leben viel mit dem «öffentlichen Bewusstsein» auseinandergesetzt.

Lübbe: O ja!

Weltwoche: Im Westen, in Europa und Amerika, bildet sich ein öffentliches Bewusstsein, mit Bezug auf diesen Krieg. Ob es ein öffentliches Bewusstsein oder nur ein veröffentlichtes sei, bleibe einmal dahingestellt. Dieses Bewusstsein formuliert die exakte Gegenthese zu dem, was Sie eben dargelegt haben. Es heisst: Wir erleben eine Zeitenwende. Russland ist der neue Weltfeind des Westens, Demokratie gegen Autokratie, Putin eine Art neuer Hitler. Es ist, als ob sich der Westen in einen neuen kalten Krieg hineinreden möchte.

Lübbe: Ja. Sie haben das sehr plastisch, so wie ich es als Gegenteil wahrnehme, beschrieben.

Weltwoche: Dann entspringt die Rhetorik dieser neuen angeblichen Weltkonfrontation zwischen dem demokratischen Westen und dem diktatorischen Osten einem «falschen Bewusstsein», um Adorno zu zitieren?

Lübbe: So ist es.

Weltwoche: Glauben Sie tatsächlich, dass sich im pluralistischen Westen ein falsches Bewusstsein bildet? Ein irrtümlicher Rückfall in die geistige Bunkerstellung des Kalten Krieges?

Lübbe: Da bin ich möglicherweise zu optimistisch, aber von diesem Optimismus lebe ich partiell, jedenfalls auch intellektuell. Das, was Sie als «falsches Bewusstsein» beschreiben, als Möglichkeit eines Rückfalls, ist nicht der Haupttrend.

Weltwoche: Es wird, etwa in den Medien oder in der Politik, geradezu eingefordert, dieses Bewusstsein zu haben. Wir beobachten einen regelrechten Meinungszwang.

Lübbe: Dann schreibt es der eine dem anderen nach.

Weltwoche: Wer abweicht, wird der Sympathie mit dem Feind verdächtigt – «Putin-Versteher», «Russland-Versteher», eine Art geistiger Landesverrat. Was sagt der Philosoph zur Ächtung des Verstehens?

Lübbe: Das ist zunächst ein sprachliches Phänomen; dass es auftritt, ist von Interesse. Das kann man mit Interesse zur Kenntnis nehmen. Aber in Wirklichkeit sollte es einen zum äussersten Tadel provozieren.

Weltwoche: Moralismus.

Lübbe: Genau, wenn Sie etwas analysieren, ohne sogleich mit der Faust auf den Tisch zu schlagen, dann sind Sie ein «xy»-Versteher. Es ist unglaublich. Der Unverstand wird zum zivilisatorischen Ideal erhoben.

Weltwoche: Selbst der Höhlenmensch versuchte zu verstehen ...

Lübbe: Man soll jemanden aus dem Kreis derer, die man überhaupt einer Analyse und einer Antwort würdig sieht, ausschliessen. Das ist eine Zumutung.

Weltwoche: Totalitär?



«Grundvertrauen in die Lernfähigkeit

Lübbe: Das sind totalitäre Reste, ewig sich neu erzeugende totalitäre Elemente, die wir auch im kulturellen Leben sich entfalten sehen.

Weltwoche: Sie haben sich in Ihrem Buch «Politischer Moralismus» mit dem Thema auseinandergesetzt. Was wir draussen wahrnehmen, ist eine Art Schub des Moralismus. Man sagt: Wir sind die Guten, das sind die Bösen. Eine gefährliche Stimmung?

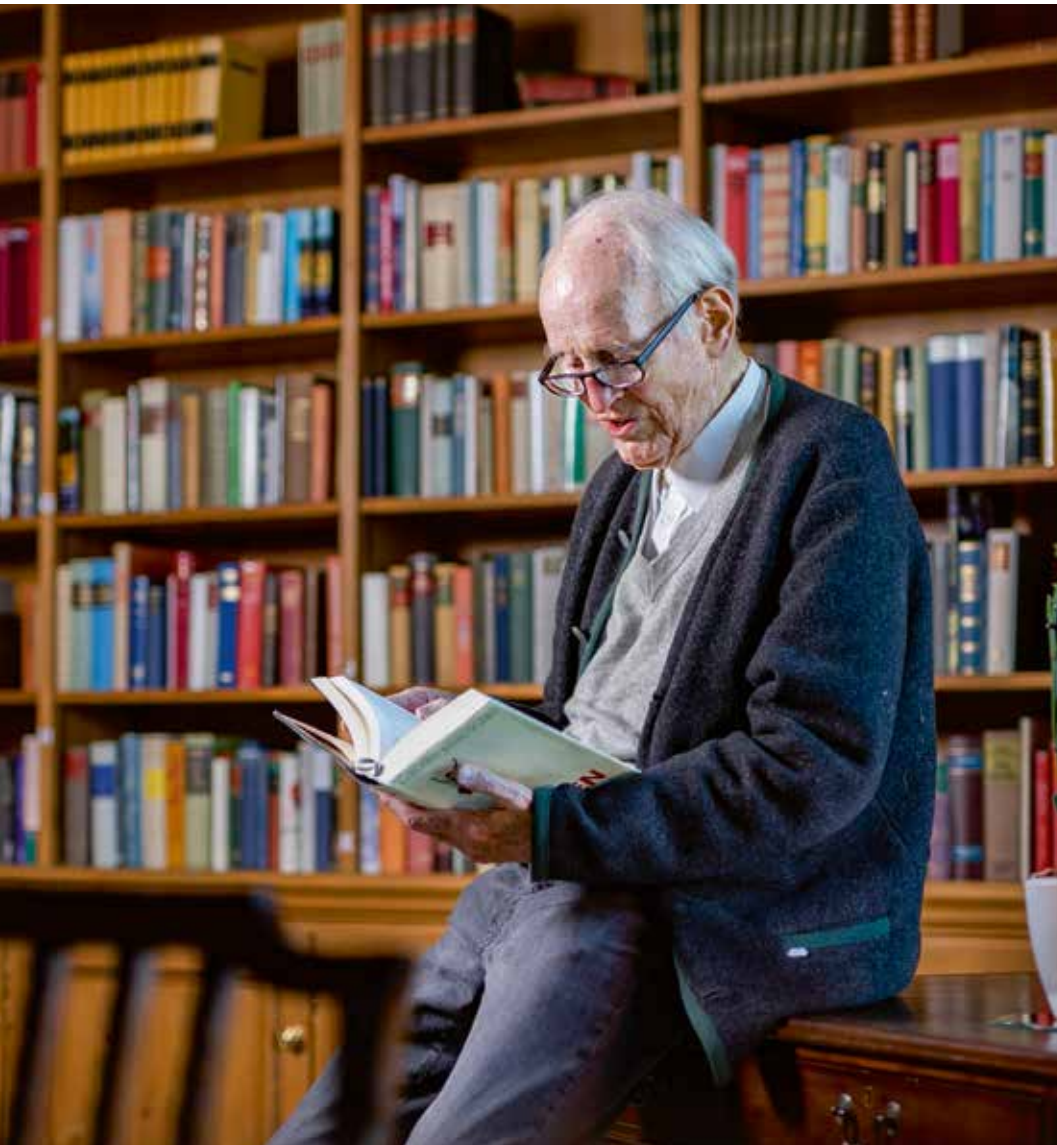
Lübbe: Ja, und sie ist gestrig.

Weltwoche: Also nichts Neues.

Lübbe: Dies gab es immer, eine falsche Beschreibung der Lage.

Weltwoche: Woher kommt dieser Moralismus, diese Neigung, den eigenen Standpunkt moralisch absolut zu setzen, sich damit selbst ins Recht und damit sogar über das Recht?

Lübbe: Das hat mit einer bestimmten intellektuellen Befindlichkeit zu tun. Es gibt auch in der Politik die Tendenz, die Wirklichkeit, in der man sich befindet, in ihrem gefährlichsten Aspekt zu beschreiben. Als Intellektueller wird man eo ipso interessanter, wenn man sich in diesem Sinne und nicht gegenteilig äussert.



des Menschen»: Lübke in der Stiftsbibliothek.

Weltwoche: Der Alarmist hat mehr Aufmerksamkeit.

Lübke: Sicher. Er kann nach altbekannten publizistischen Gesetzen einen bedeutenden Vorzug einstreichen. Einen Aufmerksamkeitsgewinn.

Weltwoche: Und wie sehen Sie diese Feindbilder? Können Gesellschaften auch in einen Rausch von Feindbildern geraten?

Lübke: Im Krieg gibt es nun mal Feindschaft. Im Übrigen neige ich aber dazu, Ihre Frage so zu beantworten: Wer die ganze Welt in Feindbildern beschreibt, hat den zur eigenen intellektuellen Rolle sehr schön passenden Gewinn, dass die Welt interessanter wird. Sie wäre ungleich interessanter, wenn es denn so wäre.

Weltwoche: Intensiver.

Lübke: So ist es, intensiver auch. Intensiver ist sogar noch genauer als interessanter. Nicht zuletzt die intellektuelle Befindlichkeit gewinnt an Erregtheit, an Lust zu formulieren.

Weltwoche: Leben wir wieder in einer Zeit, in der die Feindbilder Überhand gewinnen?

Lübke: Nein. Darin leben wir nicht, wohl aber in einer Zeit, in der die Beschäftigung mit einer inhaltlich so charakterisierten Tendenz an Interesse gewinnt. Dank Feindbildern existiert man in einer Welt, die ungleich weniger durch Langeweile gefährdet ist. Man muss sich mehr Sorgen machen. Das kann ja auch produktive Reaktionen hervorrufen. Ich glaube jedoch nicht, dass es in der Realität objektiv gefährlicher wird. Je höher das Zivilisationsniveau in der modernen Welt wird, desto geringer wird



unsere Fähigkeit, auch unsere Möglichkeit, uns in Freund-Feind-Verhältnisse neu hineinzu-denken. Einzelne Politiker mögen das propagieren, aber dass sie damit nachhaltigen Erfolg haben, wird selbst in autokratischen Systemen unwahrscheinlicher.

Weltwoche: Man könnte Ihren Gedanken weiterspinnen und sagen: Je ausgeprägter der Zivilisationsprozess, diese Verflechtung ist, desto leichtfertiger leistet sich der Mensch

«Putin ist ein Autokrat, aber die Möglichkeiten eines Hitler hat er nicht.»

Feindbilder, weil er weiss, dass er letzten Endes sicher ist. Man wird vielleicht etwas leichtsinniger, auch mit der Sprache. Das ist für den Aufmerksamkeitsgewinn gut, aber man macht es letztlich nur, weil man sich sicher ist, dass die Welt nicht einstürzt.

Lübke: Ja, besser hätte ich es nicht sagen können. Das halte ich für richtig. Natürlich, die Intellektuellen-Rolle ist eine Rolle für sich.

Weltwoche: Intellektuelle leben von der Zuspitzung, sie sind die Drama-Zuständigen des Zeitgeists.

Lübke: Der Intellektuelle neigt natürlich dazu, alles, was zu dieser Rolle gehört, herauszustreichen; er favorisiert die entsprechende Wahrnehmung und hat die Tendenz, sie dann auch noch zu verstärken.

Weltwoche: Sie sind ein Mann, der in einem Jahrhundert der Extreme gelebt hat. Der Massenmorde. Sie haben sich als Philosoph mit den Furien der Geschichte auseinandergesetzt, mit der Auflösung, dem Untergang, der Zerstörungsenergie ganzer Zivilisationen, der Vernichtungskraft von Ideologien. Warum haben die Leichenberge, die am Wegrand Ihres Lebens aufgetürmt wurden, Ihr Urvertrauen in den Fortschritt nicht erschüttert? Woher kommt dieser Optimismus?

Lübke: Das ist ein Grundvertrauen in die Lernfähigkeit des Menschen, ein Vertrauen in eine Fähigkeit, nicht noch ein zweites Mal anzuzetteln, was in den Folgen des ersten Mals ja unvergesslich gegenwärtig ist. Kurz, schulmeisterlich gesagt: Wir haben gelernt, wie es geht und wie es nicht geht.

Weltwoche: Das Böse ist das überschüssende Gute. Die USA scheinen gelegentlich gefährdet, sich selber mit der Menschheit zu verwechseln. Man glaubt, für das Gute zu stehen, und alles, was sich in den Weg stellt, ist in dieser Sicht notwendig böse. Wie gross ist die Gefahr, dass die USA, die anders als die Deutschen, die Franzosen, die Russen oder andere frühere Grossmächte noch nie das Trauma einer totalen Niederlage erlebten und daraus auch nicht lernen konnten; wie gross ist die Gefahr, dass bei den sendungsbewussten Amerikanern das Gute

ins Böse überschießt – zum Beispiel jetzt, im Krieg gegen Russland?

Lübbe: Das ist eine sehr harte Frage, und ich zögere, sie ebenso sicher zu beantworten, wie sie von Ihnen gestellt worden ist.

Weltwoche: Es ist ja einfacher, eine Frage zu stellen, als sie zu beantworten.

Lübbe: Ja. Nichtsdestoweniger würde ich, in der Zuversicht, zu der ich nicht gefühlsmässig neige, sondern für die ich Gründe zu sehen glaube, sagen, auch die amerikanische Zivilisation neigt doch im Vergleich zur europäischen eher zum Realismus.

Weltwoche: Die Amerikaner sind immuner gegen die Verführungskraft, gegen das Schlangengöl der Ideologie?

Lübbe: Im Augenblick sieht es eher nicht danach aus, aber historisch war es jedenfalls für lange Zeit so. Das hängt mit der amerikanischen Geschichte zusammen, die nicht die Geschichte des Absolutismus und Zentralismus war, sondern eine Geschichte der Selbstbehauptungszwänge von zugewanderten Kleingruppen.

Weltwoche: Eine Stammesgemeinschaft der Minderheiten.

Lübbe: Richtig. Das war der ungemeine Vorzug der amerikanischen Gesellschaft, der zumindest in der Vergangenheit einen besseren

«Ich habe für diese Redensweise, die europäischen Werte, gar keine aktuelle Verwendung.»

Umgang mit Illusionen ermöglicht hat als bei uns. Ob das noch trägt, wird man sehen.

Weltwoche: Die amerikanische Gesellschaft ist extrem pluralistisch, fast wie die Schweiz, deshalb ist die Gefahr einer Radikalisierung geringer.

Lübbe: Die USA sind jedenfalls keine intellektuell verschworene Gemeinschaft.

Weltwoche: Das ist für Sie die Rückversicherung.

Lübbe: Die Fähigkeit einer nicht intellektuell verschworenen Gemeinschaft ist die Bedingung

einer höheren, einer besseren Friedensfähigkeit in der modernen Welt. Gegen ideologische Polarisierung und damit verbundene Radikalisierungen, die auch dann gefährlich werden können, wenn sie sehr kontrovers bleiben, schützt das allerdings nicht notwendigerweise.

Weltwoche: Werfen wir einen Blick auf Russland. Russland ist ein kompliziertes Land und vielleicht auch ein Land mit vielen Komplexen und einem Anerkennungsdefizit. Das ist mir aufgefallen, als ich in Russland war. Viele Russen haben mir gesagt: «Wir sind doch Europäer. Wir haben euch gerettet vor Napoleon und vor Hitler. Aber ihr erkennt uns nicht an, ihr verachtet uns. Ihr schaut auf uns herab.»

Lübbe: Ja, das verstehe ich. Darauf bin auch ich oft gestossen bei Russlandbesuchen.

Weltwoche: Wie gefährlich ist Russland? Man kennt ja diese brodelnden Ressentiments, auch aus der deutschen Geschichte, der Kaiser mit seinen Uniformen, dem «Platz an der Sonne». Wie gefährlich sind die russischen Minderwertigkeitskomplexe?



«Der Konservatismus ist in der modernen Welt weniger breit präsent und zugleich wichtiger, unentbehrlicher.»

Lübbe: Ich bin kein Russlandkenner, aber ich hatte immer wieder Anlass und Gelegenheit, Russland zu besuchen und mit russischen Intellektuellen ins Gespräch zu kommen. Nichts, was ich dabei erlebte, konnte meine Zuversicht in die Lern- und Friedensfähigkeit auch der russischen Gesellschaft erschüttern.

Weltwoche: Begründete Zuversicht, auch gegenüber Russland. Welche Erfahrungen und Wahrnehmungen liegen dieser Einschätzung zugrunde?

Lübbe: Das hat viele Gründe. Ich bin, wie gesagt, relativ oft in Russland gewesen, auch zur Sowjetzeit, und bin immer gerne dort gewesen. Ich habe mich dort immer trotz meiner Gegnerschaft zur herrschenden Ideologie als willkommenen Gast erfahren können. Da war man eben nicht der Feind, mit dem nicht geredet wird. Und ich bin aus Russland des Öfteren zurückgekehrt mit der Gewissheit, dieses Land sei wie das eigene: So sehr gesichert durch die gelebten und erlittenen Erfahrungen des Totalitarismus mit all seinen Schrecken, dass die Gefahr eines Rückfalls nun nicht mehr besteht. Deutschland und Russland, so meine Hoffnung, haben eine Geschichte hinter sich, die ihre Zukunftsfähigkeit garantiert.

Weltwoche: Wenn Sie in der Zeitung oder im Fernsehen ein Bild von Präsident Putin sehen, dann bekommen Sie kein Hitler-Gefühl?

Lübbe: Nein. Putin ist ein Autokrat, aber die Möglichkeiten eines Hitler hat er nicht. Man darf trotz allem Vertrauen in die absehbare russische Entwicklung haben.

Weltwoche: Die Sehnsucht nach dem ganz anderen, nach der sozialistischen Utopie haben die Russen hinter sich. Das ist erledigt, ausprobiert und vorbei.

Lübbe: Diese optimistisch klingende Meinung ist zwar in meinem Falle geprägt durch Erfahrungen, Entwicklungen im eigenen Land. Aber generell würde ich sagen, gehört diese

«Die Cancel Culture ist primär links und nicht rechts.»

Meinung in die Ansicht der modernen Zivilisation, die in weiter wachsendem Masse auch Russland prägt. Dass diese Welt eben in ihren Lebensvorzügen nur geerntet und genossen, in Anspruch genommen werden kann, indem man Ruhe hält.

Weltwoche: Dann wäre, wenn ich Sie richtig verstehe, die bei uns weit verbreitete Meinung über den Ukraine-Krieg als eine Art Showdown zwischen dem freien Westen und dem diktatorischen Osten falsch, ein grosses Missverständnis.

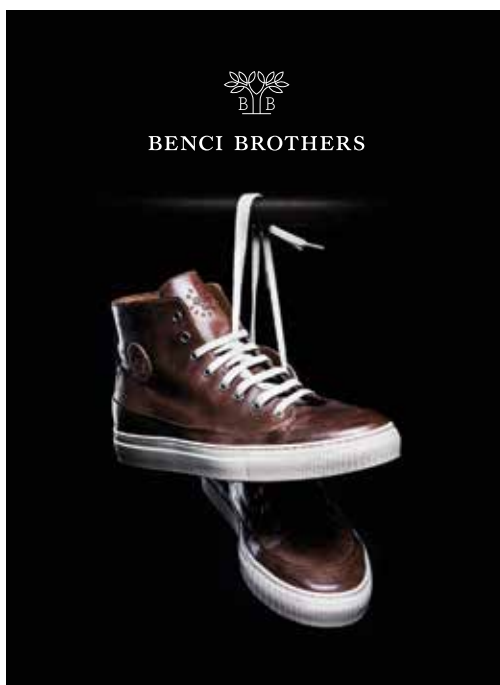
Lübbe: Richtig. Der Ukraine-Krieg ist eine ordinäre politische Katastrophe. Aber diese Katastrophe beruht auf einem verständlichen Missverständnis.

Weltwoche: Und wie würden Sie dieses verständliche Missverständnis charakterisieren?

Lübbe: Ach, wie gut lebten wir doch, wenn es den anderen nicht gäbe.

Weltwoche: Sie meinen: Anstatt den Krieg zu beenden, politisch, pragmatisch, steigert man sich in den Krieg hinein, in die Sehnsucht, den anderen, hier also Russland, verkörpert durch Putin, loszuwerden. Und beschwört die Katastrophe erst recht herauf?

Lübbe: Richtig, aber vor allem gilt das umgekehrt. Den Krieg hat schliesslich Russland begonnen. Wer kann ausschliessen, dass die Dinge sich nicht so entwickeln, wie der sogenannte Op-



timist annimmt? Eine Katastrophe, die über die ukrainische noch weit hinausgeht, bleibt denkbar. Das übrigens zu wissen und lebendig zu halten, gehört zu den Voraussetzungen dafür, die Katastrophe zu vermeiden, ihr Auftreten unwahrscheinlicher zu machen.

Weltwoche: Glauben Sie, dass Putin die alte Sowjetunion wieder errichten will?

Lübbe: Nein.

Weltwoche: In diesem Krieg geht es aus meiner Sicht um klassische Einflussphärenpolitik. Die Russen wollen keine Nato-Basen vor ihrer Haustüre, und die Nato hat die Ukraine faktisch zu einem Mitglied gemacht.

Lübbe: Ja. Keine Grossmacht duldet ohne weiteres einen potenziellen Gegner in unmittelbarer Nähe, was einen notwendigerweise schwächt. Da hatte Russland mit der Osterweiterung der Nato ohnehin schon viel zu schlucken.

Weltwoche: Der Zweite Weltkrieg war ein Weltbürgerkrieg der Ideologien, ein fanatisches Aufbäumen eines diktatorischen, national-

sozialistischen Deutschland gegen die liberalen Demokratien des Westens, so, wie die Sowjetunion sich systemisch gegen den Westen stellte. Solche Energien sind im Ukraine-Krieg nicht zu beobachten.

Lübbe: Ja, so sehe ich das auch. Putin versucht zwar, Unterstützung für den Ukraine-Krieg zu mobilisieren, indem er grundsätzliche Feindschaft und einen grundsätzlichen Gegensatz des Westens gegen Russland behauptet, aber ich glaube nicht, dass er damit Erfolg hat.

Weltwoche: Das Missverständnis besteht demnach auch darin, dass wir einen klassischen geopolitisch motivierten Territorial- und Interessensphären-Krieg, wie es im 19. Jahrhundert viele gab, durch die Brille des 20. Jahrhunderts mit seinen ideologischen Kriegen betrachten.

Lübbe: Exakt.

Weltwoche: Reden wir über Europa und den Westen. Es ist wieder sehr oft und sehr laut die Rede von den «westlichen Werten», die wir angeblich verteidigen müssen. Was halten Sie davon? Welche Gedanken haben Sie, wenn Sie Politiker, Intellektuelle und Medien über «westliche Werte» reden hören?

Lübbe: Die Frage ist anspruchsvoll, und ich formuliere zuerst einmal eine Antwort, die eine Verlegenheit sichtbar macht. Ich selber gebrauche das Wort «Wert» so gut wie nie. Das ist kein aktiver Bestandteil meines Wortschatzes.

Weltwoche: Warum nicht?

Lübbe: Ich bleibe etwas äusserlich, wenn ich sage, dass ich als deutscher Sprachgenosse das Wort «Wert» hauptsächlich als dem ökonomischen Bereich zugehörig verwende.

Weltwoche: Nicht dem moralischen oder politischen.

Lübbe: Für den politischen Zusammenhang gebrauche ich das Wort «Wert» so gut wie nie. Und weiss zugleich, wie unentbehrlich es natürlich im ökonomischen Zusammenhang ist.

Weltwoche: Ist es gefährlich, wenn Politiker und Gesellschaften den Begriff der Werte immer häufiger, immer lauter und immer schriller und, ja, auch drohender verwenden?

Lübbe: Die Frage, ob es gefährlich ist, wage ich spontan nicht entschieden zu beantworten. Ich neige eher zu einem Ja. Und diese Neigung beruht darauf, dass ich meine, dieser Begriff gehört in diesen Zusammenhang gar nicht hinein. Auch als ein Professor der politischen Theorie habe ich das Wort von den Werten, die wir zu verteidigen hätten, kaum je gebraucht oder wenn, dann in viel pragmatischeren Zusammenhängen. Ich hätte vielleicht vom Wert einer Vorschrift oder einer Institution gesprochen, aber nicht von Werten als einer Art Superbegriff für das Allerhöchste und Allerwichtigste.

Weltwoche: Wer von Werten redet, neigt dazu, seine Werte für höher, die Werte der anderen für minderwertig zu erachten. Frömmeler, Gutmenschen reden von Gott, aber sie meinen

sich selbst. Wer von Werten redet, will andere herabsetzen, will einschüchtern, will sich als höherwertig präsentieren. Die Rede von Werten in der Politik ist so gesehen eine Art von Betrug.

Lübbe: Ich stimme dem zu, und daraus erklärt sich, warum ich sehr bescheidenen Gebrauch von diesem Wort mache.

Weltwoche: Sehen Sie so etwas wie «europäische Werte»? Politiker in der EU reden oft davon.

Lübbe: Was ist damit gemeint? Ich habe für diese Redensweise, die europäischen Werte, gar keine aktuelle Verwendung. Käme mir nicht in den Sinn.

Weltwoche: Demokratie, Rechtsstaat, Marktwirtschaft, Freiheit: keine europäischen Werte?

Lübbe: Ja, gewiss. Aber das ist doch nicht allein europäisch. Und soll das bedeuten, dass die Europäer einen Exklusivanspruch darauf hätten?

Weltwoche: Sie haben lebenslang an Universitäten gearbeitet. Sie haben sich auch als Bildungspolitiker in den sechziger Jahren hervorgetan, als Mitglied der SPD, Sie waren Universitätsgründer nach dem Krieg...

Lübbe: ...faktisch mit hohen Vollmachten. Weil ich ministeriell angebunden war an den Ministerpräsidenten, der sich um diese Dinge nicht kümmern konnte. Meine Selbständigkeit war sehr gross.

Weltwoche: Wir beobachten an heutigen Universitäten ein neues interessantes Phänomen von Denkgeboten und Sprechverboten. Zum Beispiel darf man an gewissen Hochschulen nicht mehr sagen, es gebe zwei biologische Geschlechter. Das gilt als inkorrekt. Verstösse können einen um Brot und Beruf bringen. Wie interpretieren Sie diese «Cancel Culture», diesen neuen Jakobinismus, ist das die zivilisierte Form dessen, was wir früher Scheiterhaufen genannt haben?

Lübbe: Das löst mein Misstrauen aus, so empfindlich, ja überempfindlich zu sein.

Weltwoche: An den Universitäten breitet sich jetzt eine Monokultur aus, so ein Einheitsdenken. Woher kommt das? Was ist da los?

Lübbe: Das ereignet sich ja nicht nur an Universitäten. Wir leben in einer öffentlichen, auch medialen Kultur, in der die Zugehörigkeit zu einer sich an höchsten Werten orientierenden Sonder- oder eben Höchstklasse Anerkennungsvorteile verspricht.

Weltwoche: Die Verengung nimmt zu. Als Sie noch ordentlicher Professor in Zürich waren, fanden sich in den Geisteswissenschaften mehrere bürgerliche Hochschullehrer. Inzwischen ist die linke Richtung dominant.

Lübbe: Das wäre zugleich ein Nachteil für die öffentliche Debatte. Die wird entdifferenziert. Sie wird primitiver.

Weltwoche: Halten Sie das für eine gefährliche Entwicklung?

Lübbe: Schadensträchtig ist es zumindest, ja. Und je nachdem, wie gross die Schadens-

wirkung tatsächlich ist, dann auch gefährlich. Aber zunächst einmal ist es nachteilig und schädlich. Es macht eine missverständnissvolle Kenntnisnahme der Realität, in der man lebt, wahrscheinlicher.

Weltwoche: Die Cancel Culture kommt von links, sie ist eine Form von Sozialismus, denn der Sozialismus glaubt, die Gesetze der Geschichte zu kennen, sich für die Verkörperung des Gerechten und Guten zu halten, ergo kann, darf es keine andere Meinung mehr geben.

Lübbe: Ich stimme zu. Die Cancel Culture ist primär links und nicht rechts.

Weltwoche: Wo ist der Reiz dieser linken Ideologie, dass der Mensch, vor allem der intellektuelle Mensch, immer wieder in dieses linke Denken, in diesen Sozialismus hereinrutscht? Was ist die Verführungskraft des Sozialismus?

Lübbe: Sich der Mühe der Verschaffung von Anerkennung durch wirklichkeitsoffene Diskussionen zu entziehen und sich selbst zu privilegieren. Sozialismus ist insoweit ein Selbstprivilegierungsvorgang.

Weltwoche: Eine Form von Bequemlichkeit.

Lübbe: So ist es, ja. Bequemlichkeit. Was man meint, hält man für unwidersprechlich und entzieht sich damit jeder Diskussion, die herausfordernd sein könnte.

Weltwoche: Es gibt vermutlich in jedem Menschen die tiefe Sehnsucht, Gewissheit zu haben, dass man das Gute tut. Dass man gerechtfertigt ist. Früher hatte man das in der Religion. Man hat gesagt: «Gott liebt dich.» Bei den Katholiken hiess es, wenn einer regelmässig in die Kirche geht, beichtet und die Rituale mitmacht, ein gutes Leben führt, kommt er in den Himmel. Der Protestant wiederum sagt, nicht so wichtig, ob ich an Gott glaube. Hauptsache, Gott glaubt an mich. Die Rechtfertigungskraft der Religion hat nachgelassen, und der Sozialismus ist als weltliche Religion in diese Lücke gesprungen: Er verheisst Rechtfertigung, und erst noch im Diesseits. Was halten Sie von dieser These?

Lübbe: Ich neige dazu, sie plausibel zu finden.

Weltwoche: Sie haben vor vielen Jahren einmal geschrieben, es sei der Königsberger Philosoph Immanuel Kant gewesen, der diese Selbsttäuschung des Menschen aufgedeckt habe. Die Selbsttäuschung, die subjektiven Einbildungen

und Hervorbringungen unseres Hirns für die Wirklichkeit zu halten. Kant warnte vor diesem «falschen Schein der Objektivität des Subjektiven», so lautete damals Ihre Formulierung.

Lübbe: Genau das. Das habe ich vor vielen Jahrzehnten mal gesagt.

Weltwoche: Der Mensch verwechselt seine Hirngespinnste mit der Wirklichkeit. Warum haben Sie eigentlich – als politischer Philosoph

«Diese Neigung zu den Sternen in Deutschland hängt entscheidend mit der Geografie zusammen.»

– nie das Bedürfnis verspürt, als Ideologe, als Prophet, als Messias, als Lieferant von Rechtfertigung aufzutreten? Offenbar hatten Sie auch nie Bedarf, sich selber durch eine Ideologie zu rechtfertigen.

Lübbe: Es ist wohl die mich als Person prägende Herkunft aus einfachen, bäuerlichkeitsnahen Lebensverhältnissen, wo man grosse Sicherheit hatte in der Unterscheidung von dem, was angeht und was nicht angeht. Die Bindung an die konkrete Lebenspraxis, an die bäuerliche Welt, in der ich mich aufgehalten hatte, der ich entstammte, erdete mich gewissermassen. Meine Eltern waren keine Bauern mehr, aber die Grosseltern väterlicherseits waren es.

Weltwoche: Sie haben sich an Universitäten lebenslang kritisch mit dem Sozialismus, auch mit der politischen Theorie der Linken auseinandergesetzt. Einer Ihrer grossen Gegenspieler hiess Jürgen Habermas. Was war, was ist Ihr wichtigstes Argument, um einen Linken, der von sich und seiner moralischen Überlegenheit überzeugt ist, auf seinen Grundlagenirrtum – die falsche Objektivität des Subjektiven – aufmerksam zu machen?

Lübbe: Es ist die Abneigung, auf dieser Ebene mit einem Bekenntnis der eigenen Optionen und Theorien hervor- und entgegenzutreten. Ich habe immer versucht, die Diskussion auf ganz reale Beispiele, auf Konfliktexempel in der Welt, in der wir tagtäglich leben, zu konzentrieren.

Weltwoche: Praxis statt Theorie.

Lübbe: Ja. Das hat zugleich natürlich etwas Antiintellektuelles. Es verbindet sich damit zugleich ein Mangel an Vertrauen darauf, dass man die Diskussion, was machen wir denn jetzt, in einen politischen Zusammenhang heben kann, indem man noch einen Beizug von weiteren intellektuellen organisiert. Tauglicher finde ich es, Betroffene, die auch für die Kosten zuständig bleiben, beizuziehen.

Weltwoche: Man sagt ja gerade den Deutschen einen gewissen Hang zur Abstraktion, zur Theorie nach. Haben Sie jemals herausgefunden, woher das kommt?

Lübbe: Ich beobachte an den Deutschen tatsächlich auch einen Mangel, sich zu begnügen





«Der Sinn des Lebens? Gelernt zu haben. Lernen zu können.»

mit einer pragmatischen Charakteristik der Situation, in der man sich befindet. Es ist ein Mangel an Common Sense, der mich beschäftigt. Woher der letztlich kommt, darüber habe ich zu wenig nachgedacht.

Weltwoche: Immanuel Kant, der grosse deutsche Philosoph, blickt in den Sternenhimmel, um Halt zu finden. Die Engländer oder die Schweizer schauen auf den Boden.

Lübbe: Kant ist typisch deutsch, und was die Deutschen vielleicht noch lernen müssen, ist, Kant als einen typisch deutschen Philosophen wahrzunehmen.

Weltwoche: Kants philosophischer Kollege und Nachfolger Hegel, der in den Nachschlagewerken als der eigentlich typisch deutsche Philosoph missverstanden wird, versuchte, Kant vom Himmel auf den Boden zu holen. Das Abstrakte mit dem Konkreten zu verbinden.

Lübbe: Genau so war es. Hegel ist pragmatischer als Kant. Zu Ihrer Frage: Der Hang zur abstrakten Denksynthese, der den Deutschen nachgesagt wird, der allerdings den weitaus grösseren, sehr praktisch veranlagten Teil der

werktätigen Bevölkerung und aus der akademisch gebildeten Bevölkerung die Naturwissenschaftler und Ingenieure ausblendet, könnte daran liegen, dass in Deutschland intellektuelle Formationen, Professoren, Zeitungsschreiber, Intellektuelle traditionsgemäss ihren Einfluss über das billige Mass hinaus steigern konnten. In anderen Ländern, etwa den angelsächsischen, sind diese Berufe durch ein skeptisches öffentliches Bewusstsein gleichsam kontrollierter.

«Die Orientierung aufs Praktische war ein wichtiges Element der Erziehung durch meinen Vater.»

Weltwoche: Ja, sie sind anderswo kontrollierter.

Lübbe: Könnte diese Tendenz zum überkandidelten Intellektualismus, zur Theorienbildung, zum kantischen Griff nach den Sternen nicht auch spezifisch geografische Gründe haben?

Weltwoche: Inwiefern?

Lübbe: Ich glaube, diese Neigung zu den Sternen in Deutschland hängt entscheidend mit der Geografie zusammen. England ist eine Insel, die Grenzen sind gesichert. Die Schweiz ist hinter den sieben Bergen, die Grenzen sind ebenfalls gesichert. In der deutschen Erfahrung seit über tausend Jahren ist das, was Deutschland ist, was es sein könnte, wo es anfängt, wo es aufhört, wo die Grenzen sind, innen und aussen, wo wir sind und wo die anderen – dies alles ist flüssig, hingestreut auf eine gewaltige Fläche. Mit anderen Worten: Anders als die Angelsachsen, die Amerikaner oder die Schweizer konnten die Deutschen nicht auf dem Boden Halt finden, weil das Territoriale nie gefestigt, nie gesichert schien – also suchte man in den Sternen, in den Abstraktionen Halt. Der Begriff der Moral zum Beispiel orientiert sich in der angelsächsischen klassischen Philosophie am Hergebrachten, an der Tradition. Deutschlands Philosophen hofften, die Moral aus hochabstrakten Apriori-Argumentationen gleichsam aus dem Himmel ihres Denkens zu gewinnen. >>>

Weltwoche: Haben Sie selber das schon mal irgendwo aufgeschrieben?

Lübbe: Nein. Es hat aber eine Plausibilität, prima facie, und ich werde vertieft darüber nachdenken.

Weltwoche: Bevor wir auf die Schweiz kommen: Wie sehen Sie Deutschland? Sie haben Deutschland erlebt, als Zeitgenosse, die Höhen und Tiefen, Sie haben Deutschland studiert, seine Denker. Was ist Ihr vorläufiges Fazit?

Lübbe: Das ist eine grosse Frage, und ich neige dazu, sie trivial zu beantworten. Ich nehme an, dass die Entwicklung der modernen Gesellschaft in Europa und über Europa hinaus eine derart bestimmende und herausfordernde und durch Herausforderungen eben bestimmende Macht entfaltet, dass das, was den Deutschen an Pragmatismus fehlt, ihnen sozusagen lebenspraktisch abverlangt wird.

Weltwoche: Die Deutschen müssen, um in der Wirklichkeit erfolgreich zu sein, den ihnen zugeschriebenen Intellektualismus gleichsam ablegen.

Lübbe: Ja. Deutschland muss bestehen in einer kommunikativ grossräumig zusammenhängend gewordenen Welt, in der die Staaten mehr denn je voneinander abhängig sind. Deutschland steht unter intellektuellem Anpassungszwang an diese Entwicklung.

Weltwoche: Glauben Sie noch an Deutschland?

Lübbe: Ja, da habe ich keinen Zweifel. Die Macht der Verhältnisse ist so gross, dass Deutschland trotz der prekären Elemente seiner intellektuellen Geschichte, von denen wir gesprochen haben, sich erfolgreich entwickeln wird.

Weltwoche: Sie halten auch die in den Medien immer beschworene Gefahr eines Rückfalls Deutschlands in frühere Extremismen für gebannt?

Lübbe: Das ist eine Frage von einer Ordnung und von einem Gewicht, dass man nicht leicht hin antworten kann. Aber ich neige doch dazu, der Vermutung zuzustimmen, die Ihre Frage trägt.

Weltwoche: Was macht für Sie Deutschland aus?

Lübbe: Ich strecke die Antwort etwas und beginne zunächst mit meinem ungebrochenen Vertrauen in die Fähigkeit der Deutschen, die Bedingungen ihrer wohlhabigen Existenz in der modernen Welt und unter dem Druck der enger gewordenen Nachbarschaft mit anderen zu sichern und zu tun und zu lassen, was von ihnen erwartet wird. Diese Kennerschaft ist ungebrochen, die ist gestiegen, ist fest und vertrauenswürdig, so würde ich sagen. Man muss sich um die Deutschen in der Zukunft – eine sonst normale Entwicklung der europäischen und weltpolitischen Realitäten immer vorausgesetzt – keine Sorgen machen.

Weltwoche: Ein bedeutender liberaler deutscher Politiker hat mir einmal gesagt, er sei noch aufgewachsen im Stolz auf die deutsche Flagge, auf die deutsche Militärtradition. Nach dem Zweiten Weltkrieg aber sei dieses Kapitel für ihn erledigt. Er könne kein Deutschland-Patriot mehr sein. Gesetzt, er steht mit seiner Empfindung nicht allein, ist



«Ohne Tod ist Leben undenkbar, kann kein Leben stattfinden.»

dieser Mangel an positiv besetztem Patriotismus heute für Deutschland ein Nachteil oder ein Vorteil?

Lübbe: Ein Nachteil, wenn dieser Mangel so wie beschrieben tatsächlich bestünde. Was ist stattdessen der Fall? Es besteht heute ein breites Vertrauen auf die über Jahrzehnte hin sicher und stabil gebliebene, ungefährdet gebliebene Realität des jetzigen Deutschland, einschliesslich der dramatischen Geschichte über seine

«Immer wenigstens einmal am Tag Kraft, Bewegung, in Schweiss geraten.»

Wiedervereinigung hinaus, in der Konsequenz des Untergangs der totalitären Realitäten, die wir in der Welt des 20. Jahrhunderts hatten. Also Deutschland ist politisch stabil geworden durch die nationale Erfahrung, die Deutschland gemacht hat. Deutschland hat dieses fürchterliche Stück Geschichte hinter sich. Die Vertrauenswürdigkeit ist massiv durch die historischen Realitäten belegt, auch präsent in der Anerkennung, die Deutschland von Seiten der aufmerksam zuschauenden Briten und sonstigen Nachbarn gefunden hat. Daraus folgere ich, dass die Deutschen sich nun auch nicht zu sehr um sich selber kümmern sollten, sondern sich weiterhin normalisieren durch Orientierung an den Realitäten, den nationalen, lokalen und weltpolitischen Realitäten des Tages. Die Beschäftigung mit sich selbst, sofern man sich selbst ein Problem ist, sollte aus der deutschen Geschichte nicht gänzlich verschwinden. Aber es ist nicht das, was in besonderer Weise aktuell wäre.

Weltwoche: Im starken Kontrast zu Ihren Einschätzungen stehen Versuche der Medien, heutige Parteien, namentlich eine AfD, mit Begriffen der Vergangenheit zu katalogisieren, herabzusetzen. Das Stichwort lautet: «Nazikeule». Diese bleibt allgegenwärtig. Wie sehen Sie das?

Lübbe: So nennt man es wohl, wenn, um einer Kritik, die ja durchaus diskutabel sein kann, Nachdruck zu verleihen, Heutiges pauschal in eine so nicht bestehende Nähe zum Nationalsozialismus gerückt wird. Damit macht man sich selbst interessant, die ihrer Sache noch nicht sicher genug gewordenen Deutschen momentan erschreckend.

Weltwoche: Man könnte sagen, nach dem Krieg ist die Europäische Union zu einer Art Vaterlandsersatz für Westdeutschland geworden, der Osten geriet ja unter die Kontrolle der Sowjetunion. Wie beurteilen Sie die EU, nach dem Abgang der Briten, im Lichte auch des Aufstiegs EU-kritischer Parteien und Politiker: Hat diese EU eine Zukunft?

Lübbe: Sie hat in wohlbestimmter Hinsicht keine Zukunft, nämlich wenn man an die Hoff-

nung oder Prognose denkt, die europäischen Staaten würden zu einer staatsanalogen Einheit zusammenrücken.

Weltwoche: Vereinigte Staaten von Europa. Das wird's nicht geben.

Lübbe: Das wird es nicht geben. Das habe ich auch geschrieben.

Weltwoche: Genau. Den europäischen Superstaat wird es nicht geben.

Lübbe: Ja, das meine ich. Was die Staatsbildung anbelangt, ist die Grossbildung von Staaten definitiv abgeschlossen. Die Neigung ist, eher ins Kleine zu gehen und sich im Kleinen zu behaupten. Das ist spezifisch modern.

Weltwoche: Die Zukunft der EU liegt in der Kleinräumigkeit? In der Verschweizerung?

Lübbe: Richtig, nur das Wort «Verschweizerung» würde ich dafür nicht verwenden.

Weltwoche: In der Beweglichkeit. In der Flexibilität des institutionellen Raumes.

Lübbe: Exakt. Das ist meine Meinung.

Weltwoche: Sobald die EU versucht, ein Superstaat zu werden, wird sie zerbrechen.

Lübbe: Ja.

Weltwoche: Dann können wir jetzt auf die Schweiz kommen. Sie haben in der Schweiz gelebt, hier gearbeitet. Was ist die Schweiz für Sie?

Lübbe: Ich bin natürlich kein Schweiz-Kenner. Ich gebe Ihnen ein paar subjektive Äusserungen des gewesenen Schweiz-Einwohners. Das sind ja immerhin Jahrzehnte gewesen. Eine lange Zeit.

Weltwoche: Als teilnehmender Beobachter.

Lübbe: Teilnehmender Beobachter. Man hat mich allerdings auch eingeladen, was nach lokalen Verfassungsrechten möglich war, in Ausschüsse für dies oder jenes. Ich habe nie die Schweizer Staatsbürgerschaft erworben, aber ich habe da gerne mitgemacht. Allein, um auf diese Weise den dort gegebenen Möglichkeiten, mit Ureidgenossen über Sachprobleme zu sprechen, über die entschieden werden musste in der Form der Formulierung einer Empfehlung. Mehr Kompetenzen hatte ich in dem Ausschuss natürlich gar nicht. Ich bin nicht Schweizer Bürger, aber habe doch einen nachhaltigen Eindruck gewonnen von der Lokalpolitik und natürlich auch von dem Verfassungssystem, davon, wie es funktioniert. Dann bin ich mit grossem Respekt ausgeschieden. Eines meiner Kinder ist längst Schweizer geworden.

Weltwoche: Die Schweiz müsste Ihrer Neigung zum Praktischen entgegengekommen sein. In der Schweiz bricht sich das Ideologische, das Extreme in den Institutionen, ein System der politischen Erdung und Intensitätsreduktion – einzigartig auf der Welt.

Lübbe: Ja, genau so.

Weltwoche: Worin unterscheiden sich Schweizer und Deutsche?

Lübbe: In der Schweiz erlebe ich eine geringere Geneigtheit zur Aufgeregtheit in der Konfrontation mit ungewöhnlichen Thesen. Das ist das Spiegelbild der grösseren Gelassenheit

wegen der wahrgenommenen Ungefährdetheit der eigenen Existenz.

Weltwoche: Die Verführungskraft der «Werte» ist geringer.

Lübbe: Ja.

Weltwoche: Während sie in Deutschland ausgeprägter ist.

Lübbe: So ist es oder war es.

Weltwoche: Ausserdem ist die Bereitschaft grösser, dem Staat als Garanten der «Werte», der «Wertegemeinschaft» zu vertrauen.

Lübbe: Richtig.

Weltwoche: Und zu überschätzen. Der Deutsche erwartet vom Staat mehr als der Schweizer.

Lübbe: Ja, ja, so ungefähr könnte man in kritischer Absicht sagen.

Weltwoche: Sie gelten als «Rechts-Hegelianer», man ordnet Sie wohl richtig ein, wenn man Sie als liberalkonservativen Denker sozialdemokratischer Prägung beschreibt. Was raten Sie einem jungen Konservativen heute? Worauf kommt es an?

Lübbe: Zunächst allgemein: Die Menge dessen, was konserviert werden kann, nimmt ab. Gleichzeitig wird die Konservierung des einzig konservierungsfähigen an die Zukunft zu Transferierenden wichtiger. Der Konservatismus ist in der modernen Welt weniger breit präsent und zugleich wichtiger, unentbehrlicher.

Weltwoche: Worauf muss er sich konzentrieren? Was muss er konservieren?

Lübbe: Man würde zu eng argumentieren, wenn man sagte, er muss die in unseren Verfassungen festgehaltenen Menschenrechte bewahren. Man muss auch darüber hinaus einen Sinn entwickeln unter dem Druck der Fülle dessen, was in der Tat verändert werden muss oder auch verbessert werden könnte, sich zu orientieren an dem Grundsatz der maximalen Konservierung dessen, was keiner Veränderung bedarf. Das immer wieder herauszufinden, ist die Aufgabe des Konservatismus.

Weltwoche: Der Konservative kann sich nicht wie der Linke auf eine Ideologie verlassen. Er muss immer wieder anhand der Realität sich ein Urteil bilden darüber, was festzuhalten ist, was sich bewährt hat und was nicht. >>>



Lübbe: Dem Konservativen wird dabei die grössere intellektuelle Mobilität abverlangt. Er hat es schwerer.

Weltwoche: Und was ist das Geheimnis, Herr Professor Lübbe, der Urteils kraft? Ein Urstoff der Philosophie, Immanuel Kant, «Kritik der Urteils kraft», Hegel, die ganze Philosophie, die Philosophiegeschichte ist ja von der Frage geprägt: Was kann ich wissen, was soll ich tun? Was ist der Unterschied zwischen Glauben und Wissen? Was ist das Geheimnis der Urteils kraft? Was ist das Wichtigste, um die eigene Urteils kraft zu verbessern?

Lübbe: Die Urteils kraft nimmt zu mit der Menge der Erfahrungen, die man auch in der modernen Welt, mit der Praxis der Selbstorganisation des eigenen politischen, öffentlichen und privaten Lebens macht. Die Menge des immer Gültigen, Unveränderlichen nimmt in der modernen Welt relativ ab, aber die Wichtigkeit und Bedeutung des zu Bewahrenden nimmt zu.

Weltwoche: Wo haben Sie mehr Urteils kraft gelernt? Mehr in Büchern der Philosophie, weniger im Leben?

Lübbe: Es ist genau umgekehrt. Durch die Teilnahme am privaten Leben einer grossen Familie, in der es eine Fülle von sozialen Organisationsproblemen und Entscheidungen gab. Darüber hinaus das gemeinschaftliche, nachbarschaftliche, lokale, regionale und nationale Leben. Diese praktischen Entscheidungen haben mich in erster Linie beschäftigt. Die Orientierung aufs Konkrete, Praktische war auch ein wichtiges Element der Erziehung durch meinen Vater. Er war Beamter eines Landkreises, zuständig für das ganze Bauwesen, einschliesslich des sehr schwierigen Bauwesens, das mit

Wasser und Überschwemmungen und Deichen und dergleichen zusammenhing. Er nahm mich immer mit und erläuterte anhand der ganz konkreten Fälle die fälligen Vermessungen und die Anordnungen, die er nun treffen musste.

Weltwoche: Warum haben Sie Philosophie studiert? Mit welcher Frage sind Sie an die Philosophie aus dem praktischen Leben herangetreten?

Lübbe: Ich wollte mich beschäftigen mit den Orientierungen derjenigen, die in der Politik des 20. Jahrhunderts so unermessliches Unheil angerichtet haben. Also, was war da eigentlich los? Wieso hat der Totalitarismus, der so oder so die Welt endgültig in Ordnung bringen wollte, diese Welt so hinterlassen, mit Dutzenden von Millionen von Toten? Das war die entscheidende Frage. Nicht weil sie noch aktuell gewesen wäre, weil man Angst gehabt hätte, so was könnte sich im eigenen Land wiederholen. So war das ja nicht. Wir leben ja in ganz anderen politischen Verhältnissen jetzt. Aber die Geschichte des europäischen Totalitarismus, der europäischen Neuzeit mit dem Schwerpunkt Deutschland und dann auch mit der Sowjetunion und etlichen anderen Ländern ist ja ein schlechthin ewiges Rätsel. Wie kann man sich einen solchen Unfug mit den praktischen, mit den blutigen praktischen Konsequenzen einfallen lassen?

Weltwoche: Und was ist Ihre Antwort aus der lebenslangen Beschäftigung? Wie ist dieser Unfug zu erklären? Und warum konnte die Tatsache dieses Unfugs mit all seinen fürchterlichen Folgen Ihr Urvertrauen in die Welt und in die Lernfähigkeit der Menschen nicht erschüttern?

Lübbe: Ich kann eine bittere Antwort darauf geben: Es ist gefährlich, den Denkern zu viel zuzutrauen.

Weltwoche: Sie haben sich mit dem Denken beschäftigt, um dem falschen Denken entgegenzutreten.

Lübbe: So ist es. Man kann auch sagen, um die Denker unter Kontrolle zu halten. Das heisst ja nicht, dass ich denen in ihre Bücher hineinschreiben will. Aber die Welt der Denker ist doch zunächst einmal eine Welt der Intellektuellen, die von derjenigen relativ weit entfernt ist, auch entfernt sein muss, aus der produktive Entscheidungen erwachsen. Das deutsche Unglück und nicht nur das deutsche Unglück, das Unglück Europas einschliesslich all dessen, was aus dem ja wiederum auf deutschem Boden erwachsenen, theoretisch erwachsenen internationalen Sozialismus hervorgegangen ist: Das sind ja alles Denkprodukte, und nicht durch Erfahrung geleitete. Es sind nicht Erfahrungsfrüchte. Es sind Seminarprodukte.

Weltwoche: Denkprodukte. Sie haben auch Theologie studiert. Liegt nicht gerade die Genialität darin, dass es auch eine Antwort auf die Frage nach der Möglichkeit der totalitären Verirrung des Menschen liefert? Die christliche Antwort: Das kommt eben daher, dass sich der Mensch an die Stelle Gottes setzt, sich die höchste Macht anmass, sich selber für Gott hält oder für das Mass aller Dinge in einer Welt, die Gott beseitigt hat. Das Christentum ist eine Religion der Freiheit, der Machtbrechung: Die höchste Macht ist nicht von dieser Welt. Und wehe, der Mensch setzt sich auf den höchsten Thron.

Lübbe: Das ist die Quintessenz der Theologie.

Weltwoche: In Ihrem Leben ist die Philosophie trotzdem wichtiger als die Theologie.

Lübbe: Ja, das ist nichts weiter als eine Konsequenz meines Berufslebens. Ich muss allerdings sagen, dass es auch noch einen anderen Zusammenhang gibt. Mein Vater stammte aus dem katholischen Bereich, und das war ein ziemlich harter Katholizismus. Und meine Mutter war lutherisch geprägt, und zwar in einem strengen lutherischen Elternhaus. Die Grossmutter übrigens, die Frau dieses ernstesten Lutheraners, meines Grossvaters, war wiederum reformiert. Also die musste sich dann irgendwie behalten, behaupten und Stille halten, nicht?

Weltwoche: Mit 95 Jahren schaut man ja auch ein bisschen in die Ewigkeit hinaus. Man ist mit der letzten Grenze konfrontiert, mit dem Tod. Bevor wir uns aber mit dem Tod beschäftigen: Was ist das Geheimnis eines langen und, wie es scheint, glücklichen Lebens?

Lübbe: In der Tat ist mein gesundheitlicher Zustand überdurchschnittlich gut. Ich habe auch keinen Hausarzt.

Weltwoche: Sie haben auch kein Hörgerät.

Lübbe: Auch kein Hörgerät. Nur eine schwache Brille. Worauf beruht denn das? Ich habe mein Leben lang, von Kindheit an bis ins hohe Alter, regelmässig Sport betrieben oder



Lieferketten: So meistern KMU diese Herkulesaufgabe

Ab Montag, 21. November, täglich ab 17.30 Uhr auf


und ab Montag, 28. November, täglich ab 17.20 Uhr auf


www.fokus-kmu.tv Sponsoringpartner



mich jedenfalls regelmässig körperlich bewegt. Immer wenigstens einmal am Tag Kraft, Bewegung, in Schweiss geraten. Die Reaktion des leiblichen Wohlbefindens auf die Betätigung des Leibes ist so überraschend, dass ich eigentlich keinen Zweifel habe, dass die unverdrossene und lustgeprägte Teilhabe am bewegten Leben mein Leben glücklich verlängert hat.

Weltwoche: Wenig Alkohol?

Lübbe: Ich bin kein Alkoholfeind. Wenn man gegessen hat oder sich in einer Weise bewegt hat, dass sich grosser Durst einstellt, ist Bier ein unüberbietbar wohltuendes Getränk.

Weltwoche: Wein?

Lübbe: Wein trinke ich heute seltener als früher. Die Menge, die ich getrunken habe, hat ständig abgenommen. Das ist nicht gesteuert durch ärztliche Regeln, sondern durch Orientierung an den Wohlbefindlichkeits- oder Missbefindlichkeitsfolgen.

Weltwoche: Reden wir zum Schluss über die Frage des Todes. Wie stehen Sie dem Tod gegenüber am Abend eines intensiven, interessanten und bis jetzt glücklichen Lebens?

Lübbe: Nach statistischem Durchschnitt habe ich noch achtzehn Monate zu leben. Es kann aber auch, das weiss man nicht, länger sein.

Weltwoche: Verdrängen Sie den nahenden Tod?

Lübbe: Nein. Ohne Tod ist Leben undenkbar, kann kein Leben stattfinden. Leben ist an Tod gebunden. Mich prägte die Selbstverständlichkeit, mit der die Menschen mit dem Tod umgingen. Das heisst, die Fälle sind sehr selten, wo in der Beschäftigung mit dem eigenen Tod irgendwelche Schwierigkeiten auftauchen. Man ist so alt, so nahe beim Tod, und es macht auch keine Schwierigkeiten, gehört zum normalen Ablauf. Dazu gehört die Selbstverständlichkeit, mit der die Stätten des verwarnten Todes, die Friedhöfe, ja keine Schreckenskammern sind, sondern da geht man hin und erinnert sich an die alten und guten Bekannten.

Weltwoche: Über dem Abgrund schaukelt die Wiege. Und der platte Menschenverstand sagt uns, dass das Leben nur ein kurzer Lichtspalt zwischen zwei Ewigkeiten des Dunkels ist? Erschreckt Sie das nicht?

Lübbe: Ganz und gar nicht. Wie möchte man es sonst beschreiben? Hat es irgendetwas Erschreckendes? Lebensalltagspraktisch hat man den Tod zu vermeiden, sich schlussendlich aber damit abzufinden. Iss weniger, geh mehr. Bringe dich vor allem nicht selber um. Solche Regeln sind Bestandteil der gemeinen Kultur. Nicht?

Weltwoche: Warum erschreckt Sie das nicht? Viele Philosophen haben mit dem Tod gerungen, mit dem Nichts, zum Beispiel Martin Heidegger, den Sie noch persönlich gekannt haben.

Lübbe: Hier habe ich einen Verdacht. Der Tod ist ein so grosses und so ernstes und so wichtiges Thema, dass man versteht, dass jemand über

das Sein zum Tode auch ein ganzes welterfolgreiches Buch schreibt.

Weltwoche: Maximierung der Aufmerksamkeit.

Lübbe: Richtig. Aber mehr ist es auch nicht.

Weltwoche: Was ist der Sinn des Lebens?

Lübbe: Gelernt zu haben. Lernen zu können. Sich in ein Verhältnis der Dankbarkeit zu dem Faktum zu versetzen, dass man ist, statt nicht zu sein.

Weltwoche: Wer ist für Sie der bedeutendste Denker?

Lübbe: Die Antwort auf diese Frage scheue ich. Ich schätze diese Frage nicht. Ich anerkenne natürlich, dass man sie stellen kann. Und meine Antwort würde dann lauten, dass ich einen herausragenden Denker vor anderen gar nicht zu benennen vermöchte. Ich kenne eine ganze Reihe. Aber eine Offenbarung hat mir kein philosophischer Text bereitet, und so viele habe

«Die Philosophie sollte eine stabilisierende Wirkung haben.»

ich in meinem Leben lesen müssen. Keine Offenbarung, aber Helligkeit. Manchmal auch durch Verärgerung über die Verdunkelung.

Weltwoche: Was lesen Sie?

Lübbe: Ich lese im Augenblick absolut Kontingentes, manches zum zweiten Mal, weil ich im Rückblick auf mein langes Leben fast alles vergessen habe. Ich lese im Augenblick eine Geschichte Ostfrieslands.

Weltwoche: Was ist das wichtigste Ereignis der Weltgeschichte?

Lübbe: Hier bin ich zunächst einmal geneigt, zu sagen, diese Frage ist nicht klug, aber sie ist interessant.

Weltwoche: Für Hegel war es die Französische Revolution, für Sie muss es die Neuerfindung Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg gewesen sein.

Lübbe: Ich kam im Spätjahr 1945 aus der sowjetischen Gefangenschaft nach Hause zurück und musste studieren. Die Frage: «Was mache ich denn jetzt?», war ganz trivial. So tief hatte das Nazireich die deutsche kulturelle Wirklichkeit nicht zerstört. Die Deutschen konnten wissen, was geht und was nicht geht. Das Nazireich ging eben nicht. Und dann wusste man auch, was denn stattdessen geht.

Weltwoche: Man muss sich wieder zurechtfinden.

Lübbe: Es gab bei mir keine Selbstfindungsprobleme nach einem Jahr sowjetischer Gefangenschaft, halb verhungert, aber nicht schikaniert. Ich habe übrigens gute Erinnerungen an die sowjetische Gefangenschaft.

Weltwoche: Sibirien?

Lübbe: Nein, irgendwo hinter Moskau am Ural.

Weltwoche: Mit dem schwedischen Schriftsteller Henning Mankell: Vernunft ist die Unterwerfung unter das Gesetz des Überlebens.

Lübbe: Ja, sehr hart formuliert. Das Überleben aber ist eine Spur zu wenig. Ich unterwerfe mich natürlich auch anderen Erfordernissen des Lebens, eines guten Lebens, eines glücklichen Lebens oder eines Lebens mit anderen Menschen, innerhalb einer Kultur. Es ist ja nicht nur das eigene Überleben. Das eigene Überleben ist gar nicht definierbar, gar nicht vorstellbar, ohne dass es alles andere auch noch gäbe, nicht?

Weltwoche: Sie sind ein Optimist des Lebens, dieses rätselhaften Ur-Geschenks, das sich bewährt in den Trümmern des Kriegs, im Abgrund des Schrecklichen. Es geht immer irgendwie weiter. Die Apokalypse wird überschätzt.

Lübbe: So ist es. Dazu muss ich allerdings sagen, dass die geringen personalen und auch nationalen Schwierigkeiten, Katastrophen des Lebens zu verarbeiten, von Voraussetzungen, von Kräften abhängig sind, die nicht zur eigenen Disposition stehen.

Weltwoche: Ein Geschenk.

Lübbe: So ist es.

Weltwoche: Ist die Bibel ein philosophisch unterschätztes Buch?

Lübbe: Ja, man muss sie freilich selektiv lesen, wenn man sie als eine Philosophie lesen will. Aber ich lese gern darin, insbesondere im Alten Testament.

Weltwoche: Die Bibel ist auch ein Buch des Optimismus.

Lübbe: Das muss man so sagen. Ich riskiere den Satz: Ohne Optimismus kann man gar nicht leben. Ich meine, zu den Voraussetzungen dafür, dass ich in Bezug auf die Ausstattung des Menschen mit Fähigkeiten zur Bewältigung seiner Existenz optimistisch denke, gehört natürlich auch die Fülle der Begegnungen mit Kollegen, mit Freunden, mit Nachbarn, mit Familienangehörigen. Der Regelfall ist, dass Menschen leben können.

Weltwoche: Ihre Philosophie ist im Grunde der nicht-theologische Versuch, den Menschen mit sich zu versöhnen.

Lübbe: Ich bin kein Kritiker.

Weltwoche: Sie sind einer, der die Menschen «behaust» hat: Passt auf, lasst euch da nicht etwas einreden von «Entfremdung», «Untergang des Abendlandes», vom «sozialistischen Paradies auf Erden». Man muss dieses ganze Gestell, diesen Gerümpel, der einem den Blick aufs Leben verstellt, den muss man wegräumen. Philosophie als Versuch, die Verirrungen des Denkens zu beseitigen und die Leute, die Menschen wieder dem Leben auszusetzen. Das ist Ihre Philosophie.

Lübbe: Damit bin ich voll einverstanden. Philosophie sollte eine stabilisierende Wirkung haben.

Weltwoche: Herr Professor Lübbe, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Risse im Kartell

In der Gruppe der zwanzig grössten Wirtschaftsnationen gewinnen die Schwellenländer an Gewicht.



Der Gipfel der G-20 auf Bali hat das Kartell der grössten Wirtschaftsnationen schwächer gemacht. Diesmal sind die inneren Konflikte zwischen den Ländern viel schärfer hervorgetreten als in andern Jahren, als man viele Differenzen verbergen konnte – weil es vor allem darum ging, gemeinsam Gegner und Probleme zu bekämpfen, die als Bedrohungen von aussen dargestellt wurden: Finanzkrisen, Wirtschaftskrisen, Pandemie.

Der Zusammenschluss der neunzehn wichtigsten Industrie- und Schwellenländer der Welt und der EU soll durch internationale Koordination der Politik die Weltwirtschaft besser voranbringen – aber eigentlich sind die G-20 weitgehend eine Verteidigungsgemeinschaft, eine Abwehrorganisation. Die Regierungen tun sich zusammen, um sich zu wehren gegen unliebsame Konkurrenten, sich zu schützen vor dem Wettbewerb durch Niedrigsteuerländer und Transparenz der Märkte.

Ganz nach der Art eines Kartells unterstützen sich die staatlichen Verwaltungen und Regierungen gegenseitig im Kontrollieren des international beweglichen Privatsektors, des Kapitals der Firmen, der Steuerzahler. Kurz: vereint im Kräfteressen Staat gegen Bürger.

Jetzt ist aber ein grösseres Problem mitten in der Zwanzigergruppe aufgetaucht: der Krieg in der Ukraine. Es wurde vor dem Gipfel auf Bali hin und her gerungen um die Formulierung der Abschlusserklärung des Treffens. Der Westen um die EU-Führung drang darauf, den Krieg zu verurteilen und damit auch Russland an den Pranger zu stellen. In der Erklärung sollte der Krieg dann verurteilt wer-

den, aber ohne spezielle Anprangerung Russlands. Offensichtlich gibt es beträchtliche innere Meinungsunterschiede im Kartell. Ins Auge springen zuerst die Rivalitäten zwischen China und Russland, zwischen Russland und den USA sowie zwischen China und den USA. Diese sind nun greller sichtbar als früher.

Wie toll war es doch vorher am G-20-Gipfel in Venedig im Sommer 2021, als die Regierungsvertreter begeistert die globale Mindeststeuer beschlossen: Alle Länder der Welt sollen gezwungen werden, ihre Unternehmen mit einer Gewinnsteuer von mindestens 15 Prozent zu belasten. Die Umsetzung des bürokratischen Umbaus übernimmt die OECD.

Olaf Scholz, damals noch deutscher Finanzminister, sprach von «einem grossen geschichtlichen Moment». Die G-20 feierten die Neuordnung der internationalen Besteuerung als Meilenstein für weltweite Steuergerechtigkeit, als erfolgreichen Schlag gegen die äusseren Feinde der Niedrigsteuerländer, gegen internationale Konzerne, die ihre Finanzen global optimierten. Die Schweiz als angegriffenes Niedrigsteuerland baut nun im Zuge der Anpassung das ganze Steuersystem um.

Kurz: Das G-20-Kartell schien da gut zu funktionieren. Jedenfalls bei oberflächlicher Betrachtung. Dass die G-20-Staaten rund 80 Prozent der weltweiten Wirtschaftsleistung bei sich vereinen und etwa zwei Drittel der weltweiten Bevölkerung auf ihrem Territorium haben, lässt sie als kräftig erscheinen.

G-20-Beschlüsse sind zwar nicht bindend, aber viele werden irgendwann schleichend von Soft Law zu nationalen Gesetzen. Die Schweiz

ist bei den Treffen der G-20-Finanzminister und -Zentralbank-Gouverneure bisweilen dabei und macht in Arbeitsgruppen mit. Bisher wurde sie zur Teilnahme eingeladen von Russland (2013), China (2016), Deutschland (2017), Argentinien (2018) sowie Japan (2019).

Aber es gab schon vor dem Russland-Fall Risse im Kartell. In der Neuordnung des Steuersystems hat man sich jetzt auf die Mindeststeuer geeinigt, daneben aber gehen die Ansichten über Digitalsteuern oder die Besteuerung am Ort des Umsatzes weit auseinander: Die EU wollte vor allem die amerikanischen IT-Konzerne melken, während Länder mit grossen Märkten wie Brasilien oder Indien sich generell am Umsatz der ausländischen Firmen bedienen wollen. Europa gerät ins Abseits.

Der Westen ist nicht mehr dominant, er stellt mit Deutschland, Frankreich, Italien, Grossbritannien, den USA, Kanada, Australien und Japan in den G-20 lange nicht mehr den Hauptteil der Weltwirtschaft dar. Argentinien, Brasilien, China, Indien, Indonesien, Mexiko, Russland, Saudi-Arabien, Südafrika, Südkorea und die Türkei gewinnen gewaltig an Gewicht und nehmen auch eine andere Haltung zu Russland ein als der Westen.

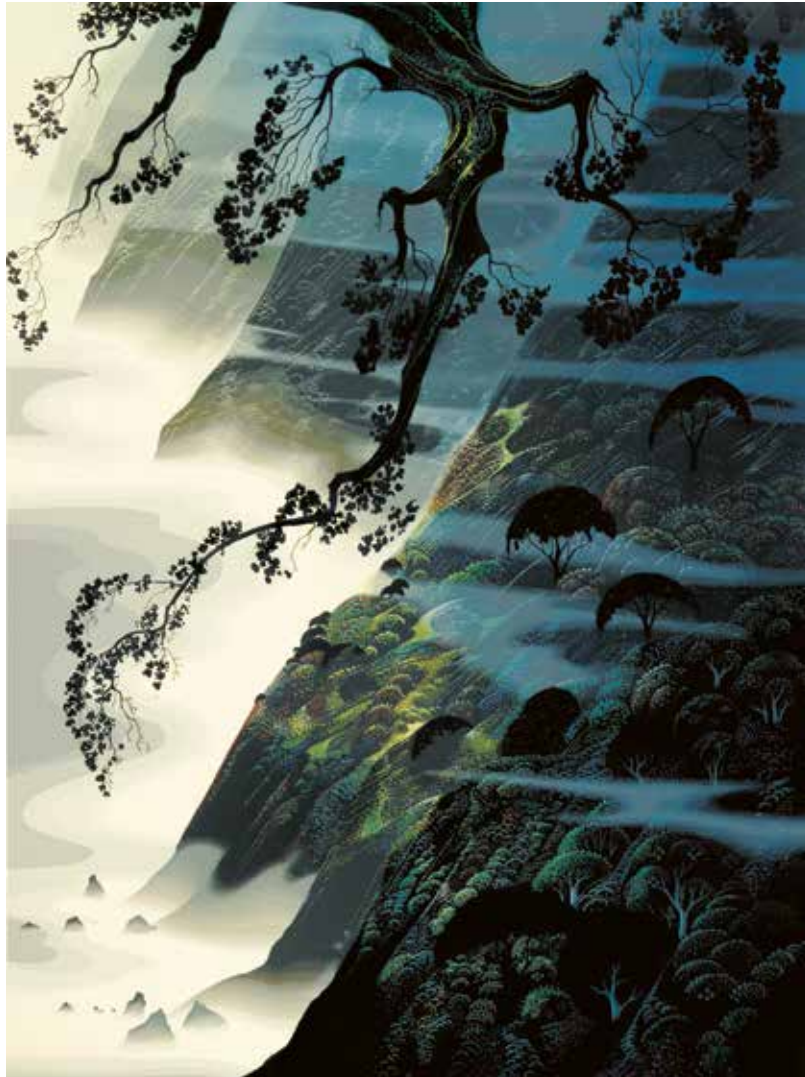
Und in der Klimapolitik haben Schwellenländer innerhalb der G-20 ebenfalls ganz andere Ziele als die reichen Industrieländer, die eine grüne Planwirtschaft vorantreiben wollen. Je mehr innere Risse das Funktionieren der Zwanzigergruppe stören, desto mehr Spielraum ergibt sich wieder für vielfältigeren Wettbewerb. In dieser Hinsicht sind die Bali-Gipfel-Probleme ein Lichtblick für die Weltwirtschaft.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Wer ist Ryan Murphy,
der Mann hinter den
Serienhits «Dahmer»
und «The Watcher»?

Benjamin Bögli
Seite 80



Es gibt Lichtblicke.

Eyvind Earle, *Sea Wind and Fog*, 1988 – Dann fiel der Nebel des Schlafes über die Menschen im Schloss, zuerst über die Prinzessin, dann über den König und die Königin, über den Koch auch, den Küchenjungen, über Hunde und Tauben, über alle und alles, was Leben in sich trug und im Schloss war, sogar der Wind stand still. Eine riesige Dornenhecke wuchs um das Schloss, undurchdringlich war sie, hundert Jahre lang.

Würde man ein Märchen über die Schweiz spinnen, es könnte so beginnen, mit der Schläfrigkeit seiner Einwohner, der Abschottung gegenüber dem Draussen, der geistigen Windstille, einem Leben, das traumlos geworden ist,

einem an sich selbst müd gewordenen Land. 1951 zeichnete Eyvind Earle (1916–2000) monatelang die Szenerie vom bekanntesten Zeichentrickfilm der Welt, «Dornröschen», schuf Landschaften und Bilder, die eine monumentale Schönheit erwachen liessen. Danach gab er seinen Job im Disneyland auf und brachte schlafende Schönheiten in einen Wachzustand.

So kann November sein; umhüllt von Schwaden des Dunstes und der Diesigkeit und umgeben von einer Natur, die sich schlafen legt. Es ist die Zeit der stillen Tage, des Wiederentdeckens der Nebelbänke der eigenen Seele, des Umherwandels auf der trüben Seite der Welt.

Es gibt Lichtblicke, trotzdem, immer, zuerst über und dann in einem; der November ist die Zeit der Nebelmeere, dieses Schwarz-Weiss-Fernsehen der Natur; unten dunkel, oben hell. Und so sollte man sich aufmachen, wenn die Welt Nebelmeere schafft, hochsteigen, so ziemlich alles zuerst hinter und dann unter sich lassen, diese ganze Dornenhecke, die einen bisweilen zu umgeben scheint, bis man das Meer der Wolken sieht, den Himmel über sich und dem Schlaf darunter, der hundert Tage dauern wird, entflohen ist für die Dauer, die ein Traum braucht, um zu kommen und zu gehen.

Michael Bahnerth

Weibliche Sprache soll donnern

Die Schweizer Schriftstellerin Federica de Cesco hat ihre «Lieblingsgeschichten» veröffentlicht. Wir haben die 84-Jährige bei sich zu Hause über Liebe, Literatur und Leidenschaften befragt.

Mathias Haehl

Federica de Cesco: Die Welt durch Wörter sehen. Meine Lieblingsgeschichten. Wörterseh. 172 S., Fr. 28.90

Ich habe viel Fantasie, dazu den geeigneten Wortschatz. Ich kann den Leuten imaginäre Gefühle vermitteln oder rein erfundene Begebenheiten plausibel machen», sagt Federica de Cesco in ihrer Wohnung in Luzern. Wer so selbstbewusst redet, muss um seine Qualitäten wissen. De Cesco, 84, schreibt seit 65 Jahren, ihr Werk ist dementsprechend umfangreich: Sie verfasste 82 Jugendbücher, 17 Romane für Erwachsene und 6 Sachbücher. 1957 erschien ihr grösster Erfolg, «Der rote Seidenschal». Das Kinderbuch, das sie mit fünfzehn schrieb, wird in einer Neuauflage diesen Winter erscheinen.

«Ich möchte weiterhin junge Mädchen auf den Weg der Emanzipation bringen», sagt die Bestsellerautorin. Mit ihrer Verlegerin Gabriella Baumann-von Arx sei sie übereingekommen, dass die Heldin des Buches aber «durchaus mehr knutschen» dürfe. «Was ich doch gerne ausschmücke, zumal in so düsteren Zeiten von #MeToo, Genderwahn und Krieg.» Die Botschaft bleibe ja die gleiche: «Frauen, bewegt euch, steht zu euren Bedürfnissen. Geniesst die Zeit!»

«Unbescheidenheit, bitte!»

Früher waren es die angehenden Frauen zwischen vierzehn und sechzehn, die ihre Literatur verschlangen, heute tauchen die Mädchen schon im Alter von zehn bis zwölf Jahren in de Cescos Welt ab. Sie hatte aber nicht nur Fans. «Man schimpfte über mein Werk», erinnert sie sich, «ich sei reaktionär, weil ich in der Hippiezeit nicht bei Utopien mitmachte. Und kolonialnostalgisch, weil ich Probleme mit dem China Maos und dessen Eroberung Tibets hatte.»

Das ist lange her. Jetzt sitzt de Cesco bei sich zu Hause auf einem malträtierten senfgelben Lesesofa. «Das war die Katze, Ninja! Mein Mann und ich sind von ihr geduldet. Hunde haben Besitzer, Katzen haben Personal», wit-

zelt sie. Seit mehr als zehn Jahren lebt sie hier in der Nähe des berühmten Hotels «Palace». «Chéri, bringst du uns bitte Wasser», ruft sie ihrem Mann zu. In der Küche ist er der Chef, der 76-jährige japanische Fotograf Kazuyuki Kitamura. Mit ihm ist sie seit 1971 zusammen. Sie «koche» lieber ihre Bücher mit vielen Zutaten, «mit allem, was das Leben bringt und die Menschen bewegt. Liebe und Schmerz, Unglück und Gewalt, Action und Erotik. Nicht zu vergessen das Schicksal unserer Erde. Dazu kommen noch Ideale und Utopien, Rebellion und Verzweiflung – und manchmal auch Zynismus.»

Ihre Prosa ist dennoch unaufgeregt, die Worte stehen stets im Dienst ihrer Geschichten, alles entwickelt sich in einem natürlichen Fluss. De Cesco nahm sich gerne der Minderheiten an. Die Indianer, die «Native Americans», bewunderte sie schon im «Roten Seidenschal», über die Tragödie der Kurden schrieb sie in «Das Erbe der Vogelmenschen», und in «Tochter des Meeres» ist der Traum die Befreiung von Mädchen in muslimischen Ländern.

«Bücherschreiben ist Magie», sagt sie. Gerade erschienen sind die Lieblingsgeschichten der Schriftstellerin. «Die Welt durch Wörter sehen» lautet der Titel. Es sind Kurz-

geschichten, Vorworte, Vorträge und Anekdoten aus ihrem reichen Leben, ein kleines Potpourri mit Berichten über eine Luzerner Hochzeit, über ihre Lieblingsschokolade oder von Erlebnissen aus Japan. Kern des Buches ist aber das Nachwort «Wie schmeckt ein Buch am besten?». Hier schrieb sie für die Anthologie «Wörterknistern» – eine Jubiläumssammlung zum dreissigjährigen Bestehen des Netzwerks schreibender Frauen Femscript.ch – über die

Auf einer Lesereise Anfang der sechziger Jahre gefiel ihr in Thun ein Mann, so blieb sie hier.

spezifisch weiblichen Eigenschaften der Literatur: Sie nennt «psychologische Finesse, Fantasie, Realismus, Humor und Ironie, gesellschaftliche Kritik und Sinn für das Epische». Um dann zu fordern: «Nicht knistern soll die weibliche Sprache – nein, sie soll donnern! Unbescheidenheit, bitte!»

Doch nicht um jeden Preis, schränkt die Vielschreiberin ein: Sie mag die schreiende Literatur nicht, wo es um die möglichst drastische Darstellung von Sex und Grausamkeit geht. Selber liest sie am liebsten Marguerite Duras, Colette oder die Brontë-Schwester und immer wieder Balzac, Flaubert, Dumas. «Wie die Details beschreiben konnten, über Seiten! Das macht mir stets Eindruck.» Heute seien Romane, bei denen das Blut aus jeder Seite tropft, die Norm. «Auf der Kinoleinwand ist es nicht anders, von der <Tagesschau> reden wir erst gar nicht», sagt sie besorgt.

Auf Schakaljagd

De Cesco kennt die Welt. Sie wurde 1938 im norditalienischen Pordenone als Tochter einer Deutschen und eines Italieners geboren. Sie lebte in Äthiopien, Deutschland, Frankreich und Belgien, bereiste zahllose Länder und spricht mehrere Sprachen. Niedergelassen hat sie sich aber in der Schweiz. Auf einer Lesereise Anfang der sechziger Jahre gefiel ihr in Thun ein Mann, so blieb sie hier. Mit ihm hat sie



„Wir hätten bei der Gartenpflege nicht das Komplettpaket kaufen dürfen...“



Freies Leben: Autorin de Cesco.

zwei Kinder, die Tochter lebt als Designerin in Morges, ihr Sohn arbeitet in einem Sozialberuf. An der Schweiz schätzt sie das harmonische Zusammenleben und das Hochhalten der Demokratie. Ihren zweiten Mann, einen «schönen Japaner», wie sie sagt, hat sie in einem Restaurant in Paris erobert: Kazuyuki Kitamura sass am Nebentisch, ohne sie zu beachten. Sie liess keck

einen Fingerring fallen, beide bückten sich danach – und verliebten sich. Bald schon fuhren sie mit einem Jeep kreuz und quer durch die Schweiz und gingen mit Berbern in Nordafrika auf Schakaljagd.

«Frauen müssen ihre Bescheidenheit überwinden, nur so kommen sie voran», sagt die Draufgängerin. Vor Jahrzehnten nahm sie

ihren Mut zusammen und sprach mit ihrem ersten Manuskript in einem Verlag vor. «Ich war wie so viele Teenager: hin- und hergerissen zwischen Selbstzweifeln und Selbstüberschätzung.» Wenn sie heute immer noch an Schulen liest, mag sie die Pubertierenden am liebsten, weil die so schwierig sind. «Meistens sitzen vorne breitbeinig die offensiven Jungs, mit ihren Armen vor der Brust verschränkt. Abwartend, was ich als alte Frau ihnen da wohl zu berichten hätte», erzählt sie. Die Mädchen sassen defensiv in den hinteren Reihen und musterten sie neugierig. «Am Schluss sind die Burschen zu mir geneigt, die jungen Frauen löchern mich mit Fragen.» Und berichten ihr, wie gerne sie de Cesco lesen.

Schwarze Jahre

Die NZZ beschrieb die Fähigkeit von Federica de Cesco einmal so: «Ihre Bücher bringen auf fast schon magische Weise die Herzen immer neuer Generationen von Teenagern zum Schwingen. De Cescos süffig zu lesende Geschichten über Initiationen ins Erwachsenenleben erzählen meistens von selbstbewussten jungen Frauen, die einige Abenteuer und Gefahren überstehen müssen, weil sie für ein freies Leben in der Natur kämpfen.»

Ein freies Leben ist ihr noch heute wichtig. Sie nahm sich auch stets die Freiheit ihres Wirkens. «Ich wäre gerne Zeichnerin geworden», sagt sie. Dann steht sie auf, kramt in den vielen Schubladen Fotos und Skizzen hervor, die sie früher gemacht hat. Sie zeigt Ballettfotos ihres fotografierenden Mannes und holt die Bildbände über Feste in der Schweiz und in Schweden, die sie mit ihm zusammen gemacht hat; er die Fotos, sie die Texte. «Ich ging mit einem einzigen Dia von meinem Chéri zum Hallwag-Verlag und verliess das Chefbüro mit der Zusage zu seinem ersten Buch.»

Ihre forsche Art habe hierzulande immer wieder viel Staunen ausgelöst, sagt die mittlerweile eingebürgerte de Cesco. «Die Schweizerinnen sind zu bescheiden, nehmen sich viel zu fest zurück. Das ist nicht gut für die Sache der Frau!»

Wenn man Federica de Cesco nach ihrer besten Zeit fragt, sagt sie: «In den 1970er und 1980er Jahren lebten wir unbeschwert, da habe ich mich mit meinem Mann prächtig amüsiert. So etwas wird den kommenden Generationen vermutlich länger nicht mehr gewährt werden. Es sind schwarze Jahre mit Despoten wie Wladimir Putin, Xi Jinping und Konsorten...»

Unbelehrbarer Jazz-Botschafter

Peter Kemper

Klaus Doldinger: Made in Germany – Mein Leben für die Musik. Piper. 320 S., Fr. 39.90

Schon der erste Satz klingt wie die widerspenstige Wendung seines Saxofons: «Der Jazz traf mich wie der Blitz beim Pinkeln.» Klaus Doldinger, Deutschlands bekanntester Jazzmusiker und -komponist, hörte die verlockenden Klänge erstmals 1945, wenige Wochen vor seinem neunten Geburtstag, als er zu nächtlicher Stunde durch das Fenster eines Gasthofs im oberbayerischen Schrobenhausen lugte. Ein paar dunkelhäutige Männer entlockten da ihren exotisch wirkenden Instrumenten Sounds und Rhythmen, die so ganz anders klangen «als die klassische Musik, die mein Vater spielte, oder die zackigen Märsche der Naziparaden, zu denen er mich früher mitgenommen hatte».

Der kleine Klaus war von der fast schon schockierenden «Freiheit» dieser Musik so gebannt, dass er den geplanten Toilettenbesuch vergass und sich vor lauter Aufregung an der Hauswand erleichtern musste.

Im Plauderton, mit erfrischender Offenheit und immer wieder aufblitzendem Humor lässt Doldinger in seinen Lebenserinnerungen eine fast siebzigjährige Karriere Revue passieren. Sie besitzt Stringenz – auf der Erfolgsskala geht es immer weiter nach oben – und ist doch voller Brüche. Das geht schon los mit den ersten Gehversuchen des heute 86-jährigen in der Dixieland-Gruppe The Feetwarmers in Düsseldorf. Während man sich mit wachsendem Zuspruch um die kulturelle Wertschätzung des Jazz im Nachkriegsdeutschland verdient machte, ging der Krieg zu Hause weiter. «Wenn ich nicht parierte, wurde der Riemen gezogen. Mein Vater hat mich in diesen Jahren allein wegen des Jazz so oft geschlagen, die Narben habe ich heute noch.»



„Und hier die Biographie einer Eintagsfliege“..



Unbedingte Leidenschaft: Musiker Doldinger.

Immer wieder prognostizierte er seinem Sohn, er werde wegen seiner dekadenten «Hottentottenmusik» noch im «Tingeltangel» enden. Doch alle Warnungen und Drohungen liefen bei Klaus ins Leere. Gerade dort, wo sich seine Autobiografie als ein Stück Mentalitätsgeschichte der Adenauer-Republik präsentiert, ist sie am stärksten: «Die Musik war einfach das perfekte Gegengift gegen diese seltsame Mischung aus Geschichtvergessenheit, Verklemmtheit und Betriebsamkeit, die Enge und Strenge der fünfziger Jahre in Deutschland.» Die junge Kunstszene konnte noch keine Genre-Grenzen. Im Düsseldorfer «Csikós» verkehrte Doldinger mit Gert Fröbe, Gustav Gründgens und Günter Grass, «einem der prägenden Gäste der damaligen Zeit». Grass spielte Waschbrett in einer Dixieland-Band und sollte dem Lokal als «Zwiebelkeller» in seinem «Blechtrommel»-Roman ein Denkmal setzen.

Grass spielte Waschbrett

1936 in Berlin geboren, über Wien und Schrobenhausen nach Düsseldorf gekommen, wo sein Vater als Oberpostrat Karriere machte, erhielt Klaus Doldinger bald Klavierunterricht, bekam aber die aufregenden Klänge des Jazz nicht mehr aus seinem Kopf. Seine Aufnahmeprüfung am renommierten Robert-Schumann-Konservatorium in Düsseldorf bestand der Elfjährige trotz berühmter Ein-

finger-technik bei der Darbietung von «Hänschen Klein»: «Damit brach ich das Eis, meine Einlage provozierte allgemeines Gelächter, sie fanden das wohl charmant.» Doch den Vater konnte auch dieser Coup seines Ältesten nicht

Doldingers beständiges Credo lautete: Raus aus dem Elfenbeinturm.

versöhnen. Es herrschte – diese verstörende Erfahrung zieht sich wie ein roter Faden durch das Buch – lebenslang ein fast feindseliges Verhältnis zwischen den beiden.

1978, als Klaus Doldinger längst für das Goethe-Institut den perfekten Botschafter eines weltoffenen, freundlichen Deutschlands verkörperte und für seine vielfältigen musikalischen Leistungen mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wurde, kam es zum endgültigen Bruch: «Er sagte kein Wort, als ich ihm bei einem Besuch davon erzählte. Reichlich konsterniert ging er stattdessen kommentarlos die Treppe hoch.» Sein Vater konnte nicht verkraften, dass ausgerechnet sein Sohn, «der Jazzer», diese höchste Auszeichnung erhielt, die ihm selbst für seine Leistungen beim Ausbau der Telekommunikation in Deutschland doch viel eher zugestanden hätte.

damals Talentscout der Plattenfirma Philips Ton – zu Doldingers treuesten Unterstützern. Umgekehrt hat der seine Bands, allen voran die Jazzrock-Formation Passport, immer als Talentschmiede begriffen; aus ihr ging der Drummer Udo Lindenberg als prominentester Musiker hervor.

Bis heute trat Doldinger in fünfzig Ländern auf und hat mehr als 5000 Konzerte absolviert. Seine unbedingte Leidenschaft dürfte der Schlüssel zum Erfolg gewesen sein. Dieser alles durchdringende Enthusiasmus ist es auch, den Doldinger seinen musikalischen Erben ans Herz legt: «Folgt euren Instinkten, eurem Gefühl, eurem Herzen. Ruhm darf nicht die Motivation sein, das Leben ist zu kurz, um es mit Dingen zu verschwenden, die man nicht hundertprozentig fühlt.»

Scheitern im Glorienschein

Walter Hollstein

Margrit Stamm: Angepasst, strebsam, unglücklich. Die Folgen der Hochleistungsgesellschaft für unsere Kinder. Kösel. 192 S., Fr. 29.90

Margrit Stamm, renommierte Erziehungswissenschaftlerin aus Freiburg, warnt in ihrem Buch vor einem neuen Problem: Immer mehr Kinder würden zu Überleistern. Das sind «junge Menschen, die mehr leisten, als man von ihnen aufgrund ihrer Anlagen erwarten würde». Sie setzen sich selber unter riesigen Erfolgsdruck, schieben ihre wirklichen Bedürfnisse weg und leben ergo entfremdet. «Manche Kinder sollen unentwegt hochleistungsbereit sein und Ergebnisse liefern, die jedoch nicht selten über ihrem Motivations- und Fähigkeitsniveau liegen.» Die Folge sei, dass unsere «Hochleistungsgesellschaft» eine junge Generation der Unglücklichen produziere.

Das klingt dramatisch und ist es sicher auch für diejenigen, die mit falschen Zielen ihr Leben verfehlen. Doch das als allgemeine Schul- und Erziehungswirklichkeit auszugeben, ist nicht nur unrichtig, sondern voll daneben. Die empirischen Daten, die Frau Stamm nicht zur Kenntnis nimmt, ergeben ein anderes Bild. Das viel grössere Problem ist die zunehmende Leistungsverweigerung junger Menschen in unterschiedlicher Form: Schulversagen, dissoziales Verhalten, Drogenkonsum, Abbruch von Lehre und Ausbildung, Alimentierung über Sozialleistungen. Folgt man den empirischen Untersuchungen, ist das Problem vor allem geschlechtsspezifisch. Aber geschlechtsspezifische Daten sind im Buch von Margrit Stamm überhaupt kein Thema. Die Realität präsentiert sich derzeit so: Schulversager,

Schulschwänzer, Abbrecher von Lehre und Ausbildung sind fast ausschliesslich männlich. Psychische und psychosomatische Störungen treten bei Buben viel häufiger auf als bei Mädchen. Der Anteil von Jungen in Förderschulen beträgt zwei Drittel; bei Erziehungsberatungsstellen gibt es dreimal so viele Jungen wie Mädchen. Alkohol- und Drogenprobleme von Jungen nehmen zu; die zweithäufigste Todesursache von Jungen ist der Suizid.

Fehlen von Disziplin und Willen

Das hat Folgen für Arbeit, Beziehung und Familie. In ihrem Buch «Männerstreik» bemerkte die forensische Psychologin Helen Smith 2013, dass die Heiratsrate in den USA auf den niedrigsten Stand aller Zeiten gefallen ist. Das deutsche Bundesamt für Statistik konstatiert, dass 27 Prozent der 18- bis 34-jährigen Männer ohne Bindung leben; 60 Prozent der allein lebenden Männer im Alter von 35 bis 64 Jahren waren noch nie verheiratet.

Unser Bundesamt für Statistik bestätigt diesen Trend für die Schweiz. Damit nicht genug: Allein lebende Männer haben deutlich häufiger soziale Probleme als Männer in Beziehungen. Knapp 17 Prozent der allein lebenden Männer mittleren Alters bestreiten ihren Lebensunterhalt mit staatlicher Unterstützung. Der Sozialhilfeanteil ist damit dreimal so hoch wie bei jenen, die nicht allein leben. Eine andere Facette des gleichen Trends ist der Tatbestand, dass in den deutschsprachigen Ländern noch fast 40 Prozent der 18- bis 34-jährigen Männer im «Hotel Mama» wohnen; von den Dreissigjährigen sind es noch 14 Prozent – ganz im Gegensatz zu den toughen jungen Frauen.

Auch immer mehr Arbeitgeber klagen über ihre männlichen Lehrlinge. Ihnen fehle es an Disziplin und Willen zu Kontinuität, Standfestigkeit und Frustrationstoleranz. Das wiederum hat Folgen für das Sozialsystem: vermehrt Arbeitslosengeld, Frühinvalidität, Ansteigen der Sozialhilfe. Und es hat Konsequenzen für den Arbeitsmarkt. Im deutschen Fernsehen hat un-

Schulversager, Schulschwänzer, Abbrecher von Lehre sind fast ausschliesslich männlich.

längst ein Malermeister aus Brandenburg beschrieben, wie sehr sein Betrieb darunter leidet, dass er keine Lehrlinge findet oder diese nach kürzester Zeit aufgeben. «Die Auftragsbücher sind voll, aber die Aufträge bleiben immer länger liegen. Kunden müssen Monate auf einen Handwerker warten.»

Angesichts dessen mutet es schon weltfremd an, wenn Margrit Stamm so vehement gegen die Leistungsgesellschaft polemisiert und sich auch noch zu der These versteigt, dass Scheitern wertvoll und gesund sein könne.

Dabei war Klaus Doldinger immer mehr als ein Jazzmusiker. Unermüdlich arbeitete er als Saxofonist, Komponist, Bandleader und Crossover-Produzent. Sein beständiges Credo lautete: Raus aus dem Elfenbeinturm. Also komponierte er Werbe-Jingles, schrieb Theatermusiken und arbeitete sogar für die Schlagerindustrie. Als künstlerisches Chamäleon aus Passion bewahrte er sich zeitlebens eine seltene Wandlungs-, aber auch Anpassungsfähigkeit im Windschatten des Zeitgeists.

So diente ihm das Pseudonym «Paul Nero» Mitte der Sechziger vor allem als Selbstschutz vor der allgegenwärtigen «Jazz-Polizei». Die hätte seine Grenzgänge zum Pop und Rock – inklusive eines Auftritts im Hamburger «Star-Club» – als Verrat an der reinen Lehre angeprangert. Doch Doldinger scherte sich nie um die Kluft zwischen Kunst und Kommerz.

Seine legendäre Titelmelodie kennt heute jeder «Tatort»-Fan, und wer Wolfgang Petersens Film «Das Boot» einmal gesehen hat, wird auch die melodramatische Filmmusik von Doldinger nicht mehr aus dem Kopf kriegen. Der Mann hat einfach ein goldenes Händchen für suggestive Melodien. Natürlich ist eine solche Erfolgsgeschichte nur in einem intakten Umfeld möglich. So zählt der umtriebige Plattenproduzent und Marketing-Mann Siegfried Loch – heute Eigentümer von ACT Music und



«Wellenreiter, Nacktbader, Muschelsucher»: Autorin Hansen.

Inselmenschen in Not

Kurt Steinmann

Dörte Hansen: Zur See.
Penguin. 256 S., Fr. 33.90

Mit ihren ersten Romanen, «Altes Land» (2015) und «Mittagsstunde» (2018), hatte Dörte Hansen eine grosse Lesergemeinde gewonnen. Sie schildert darin bewegend den Strukturwandel norddeutscher Landregionen. In «Mittagsstunde» wird erzählt, wie in Brinkebüll, einem Dorf in Nordfriesland, die dörfliche Kultur in wenigen Jahrzehnten zerstört wurde durch rücksichtslose Eingriffe in die Landschaft, die Schaffung von Monokulturen und Grossbetrieben. Eine Welt verschwindet und lässt nur

Verlierer zurück. Auch in «Zur See» geht es um verändertes Leben, diesmal auf einer Nordseeinsel, um Verfall von Bindungen, den Einbruch von Kräften und Mächten, die das gewohnte Leben bedrohen.

Verbitterter Pastor

Im Zentrum des Romans steht die Familie Sander, die seit fast 300 Jahren eine Nordseeinsel bewohnt, die eine Stunde vom Festland entfernt ist. Im Verlauf eines Jahres verändert sich das Leben der Familie mit grosser Wucht. Sie lebte einst von der Seefahrt, jetzt von ganz anderem wie der Beherbergung von Gästen im alten Kapitänshaus während der Sommerzeit. Kopf der Familie ist Hanne, eine archaisch-mächtige Frauengestalt. Sie lebt ohne Mann, denn Jens hat nach zwanzig Jahren Frau und Kinder verlassen, um als Vogelwart einsam auf der Vogelinsel in einer Stelzenhütte Vögel zu beobachten.

Hanne hat drei Kinder grossgezogen, deren brüchige Lebensläufe im Roman entfaltet werden. Ryckmer, der Älteste, schwerer Trinker, hat sein Kapitänssamt auf dem Fährschiff eingebüsst und bekommt sein Gnadenbrot als Schiffsführer eines Bestattungsschiffs. Tochter Eske pflegt im Seniorenheim Seeleute und Witwen. Grosse innere Wut durchpulst sie, die sie

*Alles ist brüchig
auf dieser Insel, die See
zernagt den Boden.*

mit harten Beats von Heavy-Metal-Musik betäubt. Illusionslos sieht sie die Zukunft voraus: «Ein paar Jahrzehnte noch, dann wird all das verschwunden sein. Die Meeresspiegel steigen, und die Stürme werden härter.» Der Jüngste, der dreissigjährige Henrik, holt sich jeden Morgen, was die Nordsee an Land gespült hat. Aus dem Treibgut baut er seltsame Gestalten. Seine «Driftwood Art» ist bei den Touristen sehr gefragt. Henriks Schicksal gegen Ende des Romans berührt zutiefst.

Kraftorte

Bewegend ist auch das Leben des Inselepastors Matthias Lehmann, der seine Rolle mit «seinen Seelensnacks im Inselekirchlein» mit viel Schwung und Begeisterung spielt. Erschüttert wird sein Leben, als seine Frau Katrin, Lehrerin für Deutsch und Religion, nach dreissig Jahren Ehe ihre Verbindung auf eine Wochenend- und Fernbeziehung reduziert. Wut, Enttäuschung und Verbitterung des Pastors enden in einer Glaubenskrise: «Und auf einmal war ihm klar, dass er nicht mehr zu beten brauchte. Da war niemand.» Und doch gibt es für ihn eine Auferstehung, «sein Ostern ohne Christus».

Viele Beziehungen zerbrechen im Verlauf des Romans: Alles ist brüchig auf dieser Insel, die See zernagt den Boden, immer wieder muss das Inselleben der See abgerungen werden, «aber keine Not scheint jemals gross genug zu sein, um einen Inselmenschen auf das Festland zu vertreiben». Das Leben der Menschen wird von Wind und Sturm und Wellen und den Gezeiten bestimmt, der Leser wird wie von einer Welle mitgerissen, die Geschichte ist wie ein Sog.

Das Ereignis des Buches ist die lakonisch-knappe Sprache, wunderbar rhythmisch, das Ergebnis ausdauernden sprachlichen Ringens. In einem Interview erklärte die Autorin: «Ich wusste, dass ich für diesen Roman einen bestimmten Sound brauche, eine bestimmte Tonart, um diesen Stoff zu erzählen. Das war wirklich schwer, diesen Ton zu finden, das ging durch sehr viel Ausprobieren, sehr viel Umschreiben, sehr viel laut Lesen und rhythmisch noch einmal Drübergehen.» Hansen hat sich in die Seemannssprache («kabbelliges Wasser», «Fluke») sorgfältig eingearbeitet und prägnante Bilder («die See so stumpf und

räudig wie ein Rattenfell») wie auch originelle Formulierungen zuhauf («Heimwehscübe», «Seelenhungertage») gefunden.

Inseln sind Kraftorte, «ziehen Menschen an, die Wunden haben, Ausschläge auf Haut und Seele». Aber eben diese Heilung Suchenden, diese «Wellenreiter, Nacktbader, Muschel-sucher», höhnen die Inselbewohner kulturell aus, verdrängen sie und zwingen sie, an den Rand der Insel zu ziehen. Der Klimawandel und der steigende Meeresspiegel bedrohen die Existenz der Nordseeinseln. Und die alten Sprachen dieser Inseln sterben aus. Dieses Motiv lässt die Linguistin Hansen in ihrem berührenden Roman immer wieder aufscheinen.

Unterhaltsam, aber ...

René Zeyer

Robert Harris: Königsmörder.
Aus dem Englischen von Wolfgang Müller.
Heyne. 544 S., Fr. 34.90

Lange vor der Französischen Revolution verurteilten die Engländer ihren unbotmässigen König Karl I. zum Tod und richteten ihn hin. Sein Sohn, nach Bürgerkriegswirren 1660 auf den Thron geklettert, erliess ein Generalpardon für alle. Ausser für diejenigen, die das Urteil zur Enthauptung seines Vaters unterzeichnet hatten. Sie wurden gejagt und, sofern man ihrer habhaft wurde, grausam getötet.

Zu ihnen gehörten auch zwei Oberste, die an der Seite Oliver Cromwells kämpften und bis in die englischen Kolonien nach Amerika flüchteten. All das ist historisch verbürgt. Nur die Figur ihres Verfolgers ist erfunden: «Keine Menschenjagd ohne Menschenjäger», ist die Erklärung von Robert Harris. Der Roman ist akkurat recherchiert, beschreibt den puri-

tanischen Fanatismus in den englischen Kolonien, in denen die Bibel Richtschnur für alles Handeln war: Kleidung, Essen, Behausungen, Atlantiküberquerungen, die Denkart und Mentalität Anfang des 17. Jahrhunderts. Und Harris entwickelt eine souverän inszenierte, von der Verfolgungsjagd angetriebene Handlung.

Goldenes Händchen

Nur: Wieso dieses Thema? Seine Romane «Vaterland», «Aurora», die «Cicero-Trilogie», die realistische Fiktionalisierung der Konferenz von 1938, «München», die Dystopie «Der zweite Schlaf», alles bannende Werke mit unübersehbaren Bezügen zur Aktualität. Entweder nahe an historischen Ereignissen oder Abhandlungen über die Frage: Was wäre, wenn? Was wäre, wenn Hitler den Zweiten Weltkrieg gewonnen hätte? Wenn Stalin einen versteckt gehaltenen Sohn gehabt hätte? Wenn sich nach einer zivilisatorischen Katastrophe wieder religiöses Mittelalter über die Überlebenden senken würde?

Immer bewies Harris ein sicheres Gespür für Themen und Figuren, gepaart mit schreiberischer Eleganz und gekonnter Leserführung. Aber wozu die Darstellung der Jagd auf die Königsmörder, aus rein dramatischen Gründen, durch eine erfundene Figur? Wozu die detailverliebte Beschreibung der grausamen

Damit nähert sich Harris gefährlich dem Kitsch, dem Mantel-und-Degen-Schinken.

Hinrichtungen der eingefangenen Republikaner? Die Figur Cromwells, von Überlebenden und Nachgeborenen beschrieben, bleibt seltsam flach, undeutlich, schemenhaft.

Die Obsession des Jägers, dessen erfundene Aktionen über Jahre hinweg erlauben es Harris, den Roman mit dem üblichen Showdown zwischen Verfolger und Verfolgten in den kaum besiedelten Weiten von Neuengland enden zu lassen. Nur um darauf noch ein (nicht überliefertes) Happy End anzuschliessen: Die Frau des Verfolgten findet ihren Mann, rettet ihn und bricht mit ihm in die unendlichen Weiten des Westens auf. Damit nähert sich Harris gefährlich dem Kitsch, dem Mantel-und-Degen-Schinken, in dem in historischen Kostümen Herz-Schmerz-Geschichten um Liebe, Rache, Versagung, Schuld und Sühne voller Zufälligkeiten abgehandelt werden.

Von diesem Roman ist es ein weiter Weg zur Darstellung eines anderen Cromwells durch die kürzlich verstorbene Hilary Mantel. Leider macht Harris hier die Lücke schmerzlich bewusst, die sie hinterliess. Man wird von ihm angenehm unterhalten, ist aber verstimmt, weil man keine tiefere Absicht erkennen kann.



Die Bibel Freiheit und Wahrheit

Da sagte Jesus zu den Juden, die ihm Vertrauen geschenkt hatten: Wenn ihr in meinem Wort bleibt, seid ihr wirklich meine Jünger, und ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen (Johannes 8, 31 f.).

– Dass die Wahrheit und die Freiheit zusammengehören, überrascht mich. Ich höre von den Aufständen im Iran, wo die Leute ihre Freiheit einfordern. Die Machtclique der Geistlichen hält dagegen mit der Begründung, die Wahrheit zu kennen und zu hüten. Aufstände und Revolutionen geschehen meist im Namen der Freiheit. Aber wo sie gelangen, kam oft eine neue Unterdrückung mit neuen Herren auf. So war es in Frankreich, als der Schrecken wütete. In Russland folgten auf den Umsturz von 1917 siebenzig Jahre blutiger Unterdrückung. In Afrika sind die Regierungen, die sich an die Macht putschten, kaum mehr zu überblicken. Befreiungen sind sympathisch. Aber auch gefährlich. Fehlt der Kompass, so kann die Freiheit rasch in eine neue Knechtschaft umschlagen.

Die Reformation vor gut 500 Jahren erscheint zu Recht als wichtiger Schritt zur Befreiung des Individuums. Aber das Hauptmotiv der Reformatoren war nicht die Freiheit, sondern die Wahrheit. Martin Luther war freiwillig ins Kloster eingetreten, um der Wahrheit Gottes auf die Spur zu kommen. Als er sie entdeckt hatte, verliess er das Kloster. Sein Freiheitsgewinn wurzelte in der Wahrheit. Wer heute Freiheiten verkündet ohne Blick auf die Wahrheit – zum Beispiel das Geschlecht zu wählen oder beliebige Geldmengen auf Pump zu verteilen –, gerät in eine Sackgasse. Denn wahr ist, dass der Mensch bei allem Freiheitsdrang begrenzt ist. Die Freiheit ohne Wahrheit führt in den Selbstbetrug und in die Willkür. Und der Wahrheitsanspruch ohne Freiheit ist eine Drohung. Jesus droht nicht. Er lockt mit dem Wort von der Liebe Gottes.

Peter Ruch



„Und wegen der vielen Fitness-Studios werden die Menschen immer gesünder.“

Hollywoods Zeitgeist

Das Unterhaltungs-Genie Ryan Murphy lässt niemanden kalt. Wer ist der Mann hinter den Serienhits «Dahmer» und «The Watcher»?

Benjamin Bögli

The Watcher (USA 2022): Von Ryan Murphy und Ian Brennan. Sieben Folgen. Auf Netflix

Dahmer – Monster. The Jeffrey Dahmer Story (USA 2022): Von Ryan Murphy und Ian Brennan. Zehn Folgen. Auf Netflix

Der gruselige Kult ging so weit, dass Ebay Halloween-Masken mit dem Antlitz des Serienkillers aus Sicherheitsgründen verbieten musste. Hollywoods derzeit gefragtester Ideenlieferant Ryan Murphy hatte es gewagt, die grauenhafte wahre Geschichte des «Schlächters von Milwaukee», Jeffrey Dahmer, zu einer pikanten zehnteiligen Serie zu verwursten; nicht als trendige «Wahre Verbrechen»-Dokumentation, sondern als geschmeidige Produktion mit herausgeputzten Schauspielern. Die Empörung unter den Angehörigen der Dahmer-Opfer – er ermordete siebzehn Personen – war gross.

Noch grösser aber war das Interesse der Zuschauer. Netflix glühte: «Dahmer – Monster: The Jeffrey Dahmer Story», im September gestartet, gehört mittlerweile zu den meistgeschauten Serien des Streaming-Dienstes überhaupt. Dieser Erfolg dürfte das ohnehin schon angeschlagene Menschenbild von manch einem noch mehr in Schiefelage gebracht haben: Wimmelt es um uns herum nur so von hoffnungslosen Zynikern, von blutgeilen Voyeuren? Dass der Dahmer-Look gleich noch

zum einträglichen Halloween-Kostüm wurde, ist kein Zeichen der Entwarnung.

Ryan Murphy, 57, war als schwuler Mann immer ein Aussenseiter, wie er selber sagt. Heute steht er mittendrin: Die Studios reisen sich um ihn, er ist einer der bestbezahlten Inhaltsingenieure des Showgeschäfts. Man kann das mit der Verlagerung der interessantesten Stoffe von der Leinwand auf den TV- oder Computer-Bildschirm erklären. Vor dem Aufstieg der Streaming-Dienste wollten alle zum Film, Fernsehen war Unterhaltung zweiter Klasse. Was nicht hiess, dass es nicht auch im TV immer wieder geniale Geschichten zu sehen gab. Man denke etwa an David Lynchs «Twin Peaks». Um die Jahrtausendwende gelang Murphy ebenfalls ein Kulthit: Er verpackte die berauschte Welt der Schönheitschirurgie satirisch in die grandiose TV-Serie «Nip/Tuck».

Er moralisiert nicht, er unterhält

Murphys Markenzeichen als Produzent, Regisseur oder Drehbuchschreiber einer Serie und als sogenannter Showrunner ist bis heute dasselbe geblieben: die Verwegenheit. In der von ihm und Brad Falchuk erfundenen «American Horror Story» (elf Staffeln seit 2011) tauchten die zu Tode gekommenen Darsteller in den nächsten Folgen und in völlig neuen Geschichten einfach wieder auf. «Anthologie» heisst das in der Fachsprache. Murphy stellte die Sitten des modernen Fernsehens auf den Kopf. Dieses Konzept wurde danach fleissig kopiert, zum Beispiel in «Black Mirror».

Aber auch inhaltlich sind die Murphy-Stoffe einmalig unverfrostet. Manchmal glaubt man kaum, was da gerade geschieht. In der etwas weniger bekannten, aber ebenso faszinierenden Serie «The Politician» (2019, zwei Staffeln) setzt Murphy eine Gruppe seltsamer Jugendlicher als gnadenlose Politiker in Szene, die um jeden Preis ins Weisse Haus wollen. Der Verdacht, dass es sich dabei um eine niedliche Jugendserie handelt, zerschlägt sich sehr schnell. «The Politician» ist hochstehende Unterhaltung für Erwachsene.



Einmalig unverfrostet:

Murphy gelingt es immer wieder, mit unheimlich viel Fantasie dem Zuschauer seine Vorstellung von der Welt aufzuschwatzen. Man kann fast nicht anders, als genüsslich in seine Universen einzutauchen. In «Hollywood» (2020), einer halb-fiktiven Serie, die in den vierziger Jahren spielt und in der eigentlich alle in La La Land irgendwie homosexuell sind, schafft er es, der ohnehin schon glamourösen Hochglanzwelt eine moderne Politur zu verpassen.

Während andere Filmemacher Minderheiten gerne als Opfer porträtieren, erzählt Murphy aus der Gewinnerperspektive. Er moralisiert nicht, er unterhält. Dasselbe tut er in seiner bisher vielleicht besten Serie, «Ratched» (2020). Dieses kuriose Kabinettstück, das als Vorgeschichte zum Literatur- und Filmklassiker «Einer flog über das Kuckucksnest» angelegt ist, ist mit unwiderstehlichen Schauspielern zeitgemäss, obwohl es weit in der Vergangenheit spielt. Man reibt sich die Augen.

Wie macht er das nur? Der *New Yorker* umschrieb Murphys Œuvre einmal so: «Sein Vermächtnis ist nicht eine einzige herausragende Serie, sondern vielmehr die schiere Kraft, Vielfalt und Chuzpe seiner Schöpfungen. Diese sind





Aufsteiger Murphy.

durch eine einzigartige Erzähl-Ästhetik miteinander verbunden: stilisierte Extremität und grober Humor, Schock und Ernsthaftigkeit. Er behandelt ernsthafte Themen, zirkusreif verpackt.» Ein Begriff, der auch immer wieder fällt, wenn es um Murphy geht: «Barock». Er gilt als Workaholic, als Kontrollfreak, einer, der stets unter Strom steht. Aber er sagt auch: «Ich bin nie überfordert oder fühle mich unter Wasser, weil ich das Gefühl habe, dass alle guten Dinge dem Detail entspringen.» Wenn man nur eine Kleinigkeit nach der anderen mache, erklärte er im *New Yorker*, könne man etwas Makelloser und Grosses schaffen. Murphy macht jeden Morgen höchst sorgfältig sein Bett, ein Ritual, das er seit seiner Kindheit pflegt.

Immer wieder Cher

Er kam 1965 in Indianapolis zur Welt, seine Lieblingsregisseure sind Steven Spielberg, David Fincher, Hal Ashby und Mike Nichols. Er studierte Journalismus. Während eines Praktikums bei einer Zeitung erschien er an seinem ersten Tag als Kriminalreporter am Tatort in einem weissen Anzug im Stil Tom Wolfes. Bei der *Washington Post* nahm ihn Stephanie Mans-

field, eine «Porträtschreiberin mit Giftstift», wie es einmal hiess, unter ihre Fittiche. 1990 schrieb er für den *Miami Herald* ein Porträt der Schauspielerin Jessica Lange und nannte sie «Wolfram unter Seide». Immer wieder interviewte er Superstar Cher.

1995 kaufte ihm Steven Spielberg die romantische Komödie «Warum kann ich nicht Audrey Hepburn sein?» ab. Der Produzent und

Mit viel Fantasie gelingt es ihm, dem Zuschauer seine Vorstellung von der Welt aufzuschwatzen.

Freund Bart Brown erinnert sich: «Er strahlte eine Sicherheit aus, wie ich sie in Hollywood noch nie erlebt hatte, nicht Arroganz, sondern Zuversicht. Aber er hatte kein Pokerface. Er konnte sich nicht verstellen. Ich habe sofort gedacht: «Wer ist dieser Typ?»» Spielberg verfilmte das Drehbuch nicht, doch Murphy war in Hollywood angekommen. Die Teenager-Serie «Glee» (sechs Staffeln, 2009 bis 2015), die er nach «Nip/Tuck» anschob, machte ihn in der Unterhaltungswelt schliesslich unsterblich.

Von der Kritik verrissen, landete er in dieser Zeit als Regisseur auch auf der Leinwand einen Hit: «Eat Pray Love» spielte weltweit etwas mehr als 200 Millionen Dollar ein.

2018 unterschrieb Murphy den lukrativsten Vertrag der amerikanischen Fernsehgeschichte: Bis 2023 zahlt Netflix für Murphys Dienste 300 Millionen Dollar. Manchmal treibt er fünfzehn Projekte gleichzeitig voran. Seine Hitformel, *Murphy's law* sozusagen, lautet: «Es ist für jeden etwas dabei, und es gibt etwas, das jeden beleidigt.» In den letzten paar Wochen bespielte Netflix seine Plattform gleich mit drei Murphy-Produktionen: mit der Stephen-King-Verfilmung «Mr. Harrigan's Phone», mit dem allerjüngsten Überflieger «The Watcher», der die wahre Geschichte um ein Haus erzählt, dessen Bewohner von einem unbekanntem Briefschreiber belästigt wurden, und mit dem erwähnten Superhit über den schwulen Serienkiller Jeffrey Dahmer. Netflix will beide Serien um mindestens eine Staffel verlängern.

Nichts wirkt erzwungen

Der Erfolg von «Dahmer» ist auch deshalb bemerkenswert, weil er etwas über die Lage von Hollywoods politischer Korrektheit und die Gewohnheiten des Publikums aussagt. Ins Kino hätte ein solcher Stoff die grosse Masse kaum gelockt. Oder würden Sie Ihrem Date, Ihrem Kumpel oder Ihrer Clique vorschlagen, am Wochenende einen Film über einen echten bestialischen Mörder schauen zu gehen? Eher nicht. Im stillen Kämmerlein hingegen spielt Sittlichkeit keine Rolle. Es ist wie beim Porno: Sexkinos gibt's nicht mehr, aber zu Hause ist Porno populär.

«Dahmer» machte zudem Schlagzeilen, weil Netflix sich gezwungen sah, den Vermerk «LGBTQ», der auf einen Inhalt hinweisen soll, der Minderheiten berücksichtigt, bei dieser Serie zu entfernen. Homosexualität solle nicht, wie im Fall Dahmers, negativ dargestellt werden, lautete der Vorwurf. Eine delikate Angelegenheit, denn Ryan Murphy ist ein, wenn nicht der Vorreiter der LGBTQ-Bewegung. Seit je haben seine Geschichten den Anspruch, alle, die nicht dem offensichtlichen Mainstream entsprechen, in den Fokus zu rücken. Wahrscheinlich kommen seine Stoffe auch deshalb beim Publikum so gut an. Die Beleuchtung von Minderheiten ist bei ihm selbstverständlich. Sie wirkt nicht erzwungen wie bei derzeit so manchen amerikanischen Produktionen. Der Aussenseiter Murphy ist über die Jahre selber zum Zeitgeist geworden.

Die LGBTQ-Kritik verstand er nicht: «Ich fand es nicht gut, dass Netflix den Hinweis entfernte. Bei der Geschichte geht es um einen schwulen Mann, aber noch viel mehr um die schwulen Opfer», sagte er in der *New York Times*. Er glaube nicht, dass alle Geschichten von Schwulen glückliche Geschichten sein sollten.



„Aus gewissen Gründen kann ich euch mein Zeugnis nur mal ganz kurz über Snapchat zeigen...“

Fernsehen

Ganz nah bei den Menschen

René Hildbrand

SRF bi de Lüt: SRF 1. Jeden Freitag, 20.05 Uhr

Der bislang grösste Glücksgriff in der Unterhaltung ist dem Schweizer Fernsehen vor 22 Jahren gelungen. Damals wurde die heimatkundlich orientierte Sendung «SRF bi de Lüt» aus der Taufe gehoben. Sie besteht aus Staffeln mit verschiedenen Konzepten. Zurzeit werden «Hüttengeschichten» erzählt. In wunderbaren Berglandschaften bekochen, bewirten und umsorgen naturverbundene Paare und Familien in ihren Hütten während der Sommersaison Gäste aus aller Welt. Werte werden geteilt und Freundschaften geschlossen. Oder Jö-Momente genossen. Etwa, wenn regelmässig ein Fuchs zu Besuch kommt und dem Hüttenwart buchstäblich aus der Hand frisst. Aber auch Sorgen und Nöte werden geteilt (Beispiel Wassermangel).

Ein Höhepunkt in der Reihe ist die jährliche «Landfrauenküche». Bäuerinnen setzen auf ihren Höfen alles daran, den Mitkandidatinnen das beste Menü aufzutischen. Das Finale läuft jeweils als grosse Samstagabend-Show. Live-Sendungen gibt es regelmässig auch aus Dörfern und Städtchen. Wenn das Fernsehen zu Besuch kommt, ist das dort nach wie vor ein Ereignis. Zu beobachten ist dies auch, wenn im Sommer der «Donnschtig-Jass» auf Schweiz-Tournee ist. Bei diesen Anlässen möchte man nicht Unterschriften für die Halbierungsiniziativa sammeln müssen. «SRF bi de Lüt» hat nie an Beliebtheit eingebüsst und erreicht mehr Zuschauer als Röbi Koller mit seiner teuren Samstagabendkiste «Happy Day». Warum ist das so? Das Format ist durch und durch schweizerisch-ländlich, immer nahe bei den einfachen Menschen. Kein Gender-Sprech, keine Wokeness. Und von Klima-Klebern keine Spur.

Film

Grausamer Höllensturz

Wolfram Knorr

Im Westen nichts Neues (D, GB, USA 2022):
Von Edward Berger. Mit Fritz Kammerer,
Albrecht Schuch, Daniel Brühl. Auf Netflix

Der Triumph des Kinos beruht auf der Fähigkeit, Wirklichkeit zu simulieren. Der Kriegsfilm macht mit den Mitteln des Kriegs die Scheusslichkeiten anschaulich. «Er sollte», begründete Regisseur Edward Berger die erschreckende Wirklichkeitsnähe seiner meisterlichen Neuverfilmung «Im Westen nichts Neues», «vollkommen erbarmungslos werden.» Tatsächlich fährt er wie eine Stichflamme ins Gemüt des Zuschauers.

Nicht nur wegen der grausigen Metzerei im stacheldrahtverhauenen, bombenkrater-übersäten Morast des Schlachtfelds, sondern besonders wegen der Pennäler, die sich von ihren Lehrern, den Patriotismus-Maulhelden und «Kulturträgern», in die Kriegsbegeisterung treiben lassen, bis tief hinein in die Stellungsgräben an der Westfront, wo ihre Begeisterung sich in kürzester Zeit in Kälte, Nässe, Dreck, Blut und Rotz auflöst. Und schon werden daraus Gesichter der Sprach- und Fassungslosigkeit, denen jeder seelische Impuls, jedes Gefühl, jede Form von Innenleben im Angesicht der töd-

lichen Wahrheit abhandenkommt. Unter ihren Stahlhelmen verschanzt, starren sie, verschlissen von Todesangst, ins vollkommene Nichts.

Es sind Szenen, die einem fast den Atem nehmen, schonungslos auf die Barbarei gerichtet, die Politik und Militär mit ihren nationalistischen Wahnideen heraufbeschwören. 1928 erschien Erich Maria Remarques Roman über das grausame Massenabschlachten des Ersten Weltkriegs. Der vehemente Antikriegsroman wurde ein Klassiker, 1930 in den USA verfilmt und natürlich von den Nazis verboten. Im Mittelpunkt stehen Gymnasiasten, manche noch nicht mal achtzehn, die sich enthusiastisch zum Kriegsdienst melden und den grausamen Sturz in die Hölle nicht überleben.

Alles andere als voyeuristisch

Edward Berger wurde bisher in der deutschen Filmszene kaum wahrgenommen, aber als Regisseur der grossartigen britischen Mini-Serie «Patrick Melrose» (mit Benedict Cumberbatch) und der deutschen Serie «Deutschland 83» (2015) fiel er Branchenprofis sehr wohl auf. Vor drei Jahren wurden ihm die Filmrechte am Romanklassiker angeboten. Er sagte sofort zu und fand mit Produzent Malte Grunert und Daniel Brühl als Co-Produzenten (er spielt auch mit) zwei engagierte Partner. Mit einem Budget von zwanzig Millionen Euro gehört «Im Westen nichts Neues» zu den teureren Produktionen im deutschsprachigen Raum. Mit Netflix als Partner hatte Berger die grösstmöglichen Freiheiten für seinen beinharten Realismus.



Von makabrer Aktualität: «Im Westen nichts Neues».

Schon der Stummfilm «Birth of a Nation» (1915) verstand sich als Durchbruch zu neuem Realismus. Je besser die Technik, desto wirklichkeitsnäher der Kriegsfilm. Die Linke hält das seit je für Voyeurismus, denn jeder Kriegsfilm, ob als Mahnung, Abschreckung oder Warnung, sitze in der Falle kriegerischer Schilderungen, was verlogen sei. Stanley Kubrick beschränkte sich in «Paths of Glory» (1957), der zeitweise in der Schweiz verboten war, auf den Heldentum eines Generals im Ersten Weltkrieg, dessen Befehl zur Sturmung einer Höhe von der Infanterie verweigert wird. Darauf lässt er drei Soldaten erschiessen und macht dem Rest den Prozess wegen Feigheit. Statt Kriegsszenen zackige Führungschergen, die in ihrer martialischen Mischung aus Geschäft, Männlichkeit und heroischer Karrieregeilheit die Mechanismen von Kriegen gespenstisch transparent machen.

Dem puritanischen Fanatiker Jean-Luc Godard war selbst das noch zu wenig radikal. Er wollte daraufhin mit dem kargen «Les carabinières» (1962) demonstrieren, wie «echte» Kriegsfilm aussehen müssten: indem sie, dank calvinistischer Bilderarmut, fast keine Filme mehr sind. Eine Sackgasse, die vor allem das amerikanische Kino mied, völlig zu Recht. Kriegsfilm können sehr wohl zu rabiatischen Therapien führen, zum Exorzismus – und Bergers «Im Westen nichts Neues» ist dafür ein neuer Höhepunkt.

Sein Höllensturz ist alles andere als voyeuristisch. Er beginnt mit einem makabren Einfall, den es nicht in der literarischen Vorlage gibt: Nach einer Schlacht werden den im Dreck lie-

genden Gefallenen die Kleider ausgezogen, gesammelt, auf Lastwagen in Grosswäschereien gefahren, gereinigt, in Nähstuben geflickt und dann den neuen Rekruten ausgehändigt; darunter dem Schüler Paul (Felix Kämmeler). Der entdeckt, dass oben am Hemd ein Namenszettel angenäht ist und meint, die Uniform gehöre einem anderen. Der Unteroffizier reisst das Etikett vom Hemd, wirft es auf den Boden und reicht Paul die Klamotten zurück.

Während die Ex-Pennäler «Stahlgewittern» ausgesetzt werden, die sie nicht «reinigen», wie es bei Ernst Jünger heisst, sondern zerstören, in kaputte Existenzen verwandeln, nimmt der Politiker Matthias Erzberger (Daniel Brühl) in frostiger Atmosphäre Waffenstillstandsverhandlungen mit Marschall Foch (Thibault de Montalembert) auf. Dass Edward Berger und seine Co-Autorin Lesley Paterson Kubricks «Path of Glory» genau studiert haben, ist nicht nur an der Kälte solcher Szenen spürbar, sondern auch an einem Generals-Krakeeler, der die armen Landser nur wenige Minuten vor Friedensschluss nochmals an die Front treibt. Angesichts des Ukraine-Kriegs ist «Im Westen nichts Neues» von makabrer Aktualität.

Ausstellung Wie Gedanken Schrift werden Rolf Hürzeler

Aufgeschrieben. Stift, Taste,
Spracherkennung: Schweizerische
Nationalbibliothek. Bern. Bis 13. Januar.

Die Software des Computers behauptet von sich, im Stil der Dadaistin Emmy Hennings schreiben zu können. Diese künstliche Intelligenz (KI) der Hennings lädt mich ein, ein Stichwort zu liefern, damit sie einen Beweis ihres Talents liefern kann. Ich gebe das Wort «Frösche» ein, und KI/Hennings liefert den wahrhaft dadaistischen Satz: «Es ist nicht leicht zu sagen, wie viel sie trinken können, aber es wird auch manchmal gesagt, dass man nur mit einem einzigen Tropfen am Tag zu fließen scheint ...»

Dieser Dada-Computer ist der letzte Schrei im Universum des Schreibens und seiner Werkzeuge. Eine kleine Ausstellung in der Schweizerischen Nationalbibliothek unter dem Titel «Aufgeschrieben» beleuchtet das Thema. Sie schlägt einen Bogen von der Feder mit dem Tintenfasschen bis zur modernen Textverarbeitung. Neben den Schreibutensilien sind zudem zahlreiche Textbeispiele zu sehen, die von den Sorgen und Nöten zeugen, Gedanken schriftlich umzusetzen.

Fast hundert Jahre vor der aktuellen künstlichen Intelligenz schrieb der Schriftsteller

Ludwig Hohl (1904–1980) sein «Grundmanuskript» noch von Hand und markierte einzelne Gedanken mit einem rot-blauen Doppelstift optisch. Das Manuskript verdeutlicht, wie sehr Hohl mit einem Text ringen musste, kommt er doch zu dem Schluss: «Ein grösseres Wunder als ein richtig gewähltes Wort gibt es nicht.»

Das Ringen mit der Sprache zieht sich wie ein roter Faden durch diese Ausstellung. Am deutlichsten wird es in den Aufzeichnungen

*«Ist der Bär ein Wütherich?
Geht er manchmal auf den Strich?»,
reimte Meienberg.*

der ungarisch-schweizerischen Schriftstellerin Agota Kristof (1935–2011), die befürchtete, vom Französischen vereinnahmt zu werden: «Cette langue est en train de tuer ma langue maternelle.»

Tischtuchgekritzel

Andere wiederum haben sich, zumindest gegen aussen hin, mit dem Schreiben weniger schwer getan, wie ein Papiertischtuch aus dem Nachlass von Niklaus Meienberg belegt. Neben viel, meistens unleserlichem Gekritzel ist darauf zu lesen: «Ist der Bär ein Wütherich? Geht er manchmal auf den Strich?» Der Reim könnte von der KI stammen.

Einzelne Geräte haben wahrscheinlich Kulturgeschichte geschrieben, wie etwa die knallrote Olivetti Valentine des Aargauer Schriftstellers Hermann Burger. Wie viele seiner Anfälle von Selbstzweifeln musste sie erleben? Wie gross waren Burgers Hochgefühle, wenn er einmal mit sich zufrieden war? Wahrscheinlich hat die Olivetti seine Gefühlsschwankungen körperlich miterlebt. Leider kann eine Schreibmaschine kein eigenständiges Zeugnis ablegen.

Der Kauf einer Tastenmaschine konnte übrigens ins Tuch gehen, wie die Korrespondenz von Carl Albert Loosli, dem «Philosophen von Bümpliz», mit einer Vertretung des amerikanischen Herstellers Smith Premier Typewriter Co. belegt. Die Maschine kostete ihn vor dem Ersten Weltkrieg 625 Franken, eine horrend Summe damals, die er jahrelang abstottern musste.

Die Schreibtechniken sind so zahlreich wie die Schreiberlinge. Darauf deutet ein Büchlein des Basler Schriftstellers Christoph Geiser hin. In schier unleserlicher Handschrift schwurbelte er die Worte «Der blutjunge Boxer als Fossil auf der Treppe» mit Kugelschreiber hin. Das liest sich wie eine Regieanweisung für einen Film, oder ist es ein Geistesblitz für eine Erzählung? Als Erklärung muss ein Hinweis Geisers genügen, der bekennt, stets mit einem Notizbuch unterwegs zu sein, damit spontane Einfälle nicht verlorengehen. Sei es im Heft oder auf dem Papiertischtuch.





Hyperrealistischer Alltagsmoment: Duane Hanson, «Selbstporträt mit Modell» (1979) vor einem Werk von Roy Lichtenstein.

Kunst

Lauter Highlights zum Jubiläum

Angelika Maass

Jubiläumsausstellung – Special Guest Duane Hanson: Fondation Beyeler, Riehen. Bis 8. Januar

Für die Fondation Beyeler ist es der Höhepunkt des Ausstellungsjahres. Und weil das Museum in Riehen immer für einen Superlativ gut ist, fehlt er auch hier nicht, feiert die Fondation ihr 25-jähriges Bestehen doch «mit ihrer bisher grössten Sammlungsausstellung».

Dass es dieses von Ernst und Hildy Beyeler ermöglichte, von Renzo Piano erbaute und in eine Parklandschaft mit Aussicht ins Weite eingebettete Haus nun seit einem Vierteljahrhundert gibt, ist nicht nur für den langjährigen Direktor Sam Keller Grund zu «grosser Freude und Dankbarkeit», sondern auch für das breite Publikum, dem seit der Eröffnung im Oktober 1997 wohl hundert Ausstellungen geboten wurden. Das Museum, das keine Ruhetage kennt, kann sich immer wieder Blockbuster und die damit verbundenen immensen Versicherungssummen leisten, bleibt dabei aber lebendig bewegt und offen für die Zukunft. Die Jubiläumsschau zeigt das, auch wenn der Er-

kenntnisgewinn angesichts der grossen Namen, der Schönheit und Bedeutung der Sammlungswerke eher eine Nebenrolle spielt. Aber man soll sich ja freuen, soll staunen, sich beeindrucken lassen von der Qualität des Gezeigten, denn schliesslich wird gefeiert.

Knapp ein Viertel der rund 400 Werke umfassenden Sammlung wird gezeigt, darunter Neuerwerbungen, die erst nach Beyelers Tod im Jahr 2010 angekauft wurden, wie das metallene Netzgewebe von Leonor Antunes in unmittelbarer Nachbarschaft von Louise Bourgeois' Spinne oder, auch das zwei starke Frauen, Tacita Deans breit dahinziehende Wolkenlandschaft in Kombination mit Roni Horns Lichtspiegelskulpturen. Das ist klug und ästhetisch packend inszeniert, so wie es die ganze Ausstellung mit Werken von 31 Künstlerinnen und Künstlern ist, die von der klassischen Moderne bis in die Gegenwart reicht. Hier ist die Portugiesin Antunes (geb. 1972) die jüngste Künstlerin, dort Degas (1834–1917) der älteste Künstler.

Der Dicke vor Monets «Seerosenweiher»

Bis auf einen ausgegliederten Raum (er ist der Kolumbianerin Doris Salcedo und ihrer Installation «Palimpsest» vorbehalten) wird das ganze Museum samt Foyer bespielt. Degas und einigen seiner Hauptthemen begegnen wir gleich im ersten der achtzehn Säle, in besser Gesellschaft mit Cézanne, van Gogh und

Bonnard. Dann Kandinsky mit «Improvisation 10», dieser abstrakten, musikalischen Farblandschaft – «ein Gründungswerk der Sammlung» und das erste Gemälde, das Beyeler nicht für seine Galerie, sondern für sich selbst kaufte. Bereits im dritten Saal folgt ein Sprung in die Gegenwart, zu Marlene Dumas und ihrer figurativen Malerei, verstörend nah am Menschen.

Man müsste sich von Werk zu Werk vorwärtsfragen, um dem Gezeigten gerecht zu werden, von Saal zu Saal, von denen einige jeweils nur

Das Museum kann sich immer wieder Blockbuster leisten, bleibt dabei aber lebendig bewegt.

einem Künstler gewidmet sind: Klee mit grossartigen Werken aus den dreissiger Jahren, Matisse mit seinen späten Scherenschnitten, Giacomettis bewegendes Skulpturenensemble, Bacons zerquälte Menschenbilder, Rothkos beschwörende Farbfelder, Monets spiegelnde Farbwunder.

Und da ist, als Ausstellung in der Ausstellung, Duane Hanson (1925–1996), der amerikanische Ehrengast, mit seinen (nicht zur Sammlung gehörenden) hyperrealistischen Skulpturen realer Menschen; lebendiger, alltäglicher Menschen der Unter- und Mittelschicht. In ihrer Existenz gefangen, verletzt, verletzlich, unglaublich lebensecht und dennoch: irgendwie tot. Bis

auf die frühe Gruppe des weissen Polizisten, der auf einen Schwarzen einprügelt, sind die Dargestellten – der Mann vom Lieferdienst, das ältere Paar auf der Bank, die Bauarbeiter, die Frau mit dem Buggy, der Fensterputzer – in Momenten des Innehaltens, der Verlorenheit und Gedankenleere erfasst.

Die Einzelfiguren und Ensembles bringen als stille Akteure Bewegung in die Sammlungsschau. Mögen sie im ersten Moment auch anekdotisch wirken wie der Dicke auf seinem Rasenmäher vor Monets «Seerosenweiher», so sind sie doch alle gut gesetzt und bedienen subtil den allenfalls vorhandenen Voyeurismus der Betrachter. Doch auch hier reicht es nicht, wenn man das Sehen dem Smartphone überlässt: Erst im wirklichen Wahrnehmen der Werke als unser Gegenüber werden sie zum Leben erweckt.

Klassik

Drei Schweizer in Berlin

Manuel Brug

Brahms, Korngold: Piano Trios.
Feininger Trio. Cavi.

Der alte Brahms brummelte: «Früher gab es viele Genies und keine Stipendien, heute gibt es viele Stipendien, aber wo sind die Genies?» Er, der 1897 in Wien starb, erlebte allerdings den Aufstieg eines wirklichen Wunderkindgenies nicht mehr: den von Erich Wolfgang Korngold, der im gleichen Jahr in Brünn geboren wurde und mit dreizehn Jahren quasi als fertiger Komponist vor die Öffentlichkeit trat. Zum Entzücken seines bedeutenden Musikkritikervaters debütierte er mit einem Klaviertrio als Opus 1. Keine Geringeren als Bruno Walter, der Quartett-Primarius Arnold Rosé und Friedrich Buxbaum hoben es aus der Taufe.

Bis ins Rauschhafte

Durchaus spürt man darin brahmssche Nachwehen, hört aber eben auch sehr viele Eigenes. Und vielleicht erahnt man gar schon die nicht ganz freiwillige Zukunft als bedeutender Filmmusik-Erneuerer in den Hollywood-Studios? Ein frischer Wind durchweht kraftvoll diese juvenile, gleichwohl reife Tonsetzerei.

Vom Feininger Trio wird sie auf ihrer jüngsten CD nuanciert und subtil, dabei sportlich im Duktus angegangen. Die drei Feininger-Musiker sind Schweizer, zwei davon leben als Geiger (Christoph Streuli) und Cellist (David Riniker) in Berlin, spielen seit langen Jahren bei den Philharmonikern. Der Pianist Adrian Oetiker lehrt in Basel und München, kommt zum Üben aber immer in die deutsche Hauptstadt. Dort hatte einst auch der Maler, Grafiker und Mitbegründer

des Bauhauses, Lyonel Feininger, sein Atelier, unweit vom Probenort des Ensembles im Stadtteil Berlin-Zehlendorf.

Ihm fühlen sich die drei Musiker als Persönlichkeit wie auch im Schaffen eng verbunden. Und so stand der Name des 2005 gegründeten Ensembles schnell fest. Streuli und Riniker hatten bereits zuvor eine CD veröffentlicht, sie spielten auch im inzwischen verbliebenen Ensemble «Die Schweizer der Berliner Philharmoniker». Das waren zeitweise bis zu zehn Musiker, schliesslich stammt auch deren Soloflötist Emmanuel Pahud aus Genf, und die erste Frau der Berliner, die 1982 beigetretene Geigerin Madeleine Carruzzo, wurde in Sion geboren.

Neben der stilistischen Vielfalt ihres Repertoires sind den Feininger-Musikern klangliche Wärme, Expressivität und Raffinement, aber



auch das Ausloten der Grenzbereiche wichtig. Markenzeichen des Trios sind Farben, Ausdruck und Spannung, die sich bis ins Rauschhafte steigern können. Einen Namen gemacht hat es sich auch mit seinen dramaturgisch durchdachten Programmen. Nach den geografischen Schwerpunkten Böhmen, Frankreich und Russland ist gerade ein Brahms-Zyklus zum Abschluss gekommen. Darin werden Brahms' drei Klaviertrios in Beziehung gesetzt zu Werken der jüngeren Wiener Komponisten Zemlinsky, Korngold und Krenek. Eine regelmässige Zusammenarbeit verbindet das Feininger Trio mit der Schauspielerin Katharina Thalbach.

Auch für 2023 hat das Trio viel in Arbeit. Neben der Vorbereitung eines Schubert-Zyklus arbeiten die drei an einem spannenden interdisziplinären Projekt mit der Komponistin Konstantia Gourzi, der Choreografin Sommer Ulrickson und dem Bühnenbildner Alexander Polzin.

Jazz

Herzschlag des Vogels

Peter Rüedi

Lisette Spinnler / Christoph Stiefel:

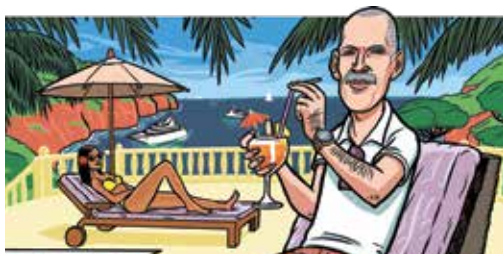
The heartbeat of a bird. Clap your Hands 0006

Joachim-Ernst Berendt, dessen 100. Geburtstag im vergangenen Juli fast unbemerkt blieb, war lange der wichtigste Vermittler des Jazz im deutschen Sprachraum. In seinem «Jazzbuch», in Tausenden seiner Sendungen als Leiter der Jazzredaktion des Südwestfunks weckte er das Bewusstsein dafür, dass die Musik seiner Leidenschaft eine Kunst sei. Bevor er am Ende seines Lebens in einen etwas diesigen Spiritualismus diffundierte, sind ihm zahllose scharfe Einsichten zu deren Ästhetik zu verdanken. Etwa die: «Das Dilemma des Jazzgesangs liegt in diesem Paradox: Der ganze Jazz kommt von gesungener Musik, aber der ganze Jazzgesang kommt von instrumentaler Musik her.»

Das Album, das die Basler Sängerin Lisette Spinnler mit dem Pianisten Christoph Stiefel soeben veröffentlicht hat (es ist das zweite Duo der beiden), ist dafür ein stimmiger Beleg, wenn auch weit mehr als die Illustration dieser These. Es trägt den schönen Titel «The heartbeat of a bird». Der trifft den Kern dieser sehr intimen, aber vor Spannung vibrierenden «Intermodulation» (so der Titel eines Zwiegesprächs von Bill Evans mit Jim Hall). In ihrer «Intimität und Zerbrechlichkeit, Schlichtheit und Ausstrahlung» (Steff Rohrbach) ist sie ein Meisterwerk der entschiedenen Behutsamkeit.

Spinnlers warme, auch in improvisierten freien Ausflügen nie in artistischem Selbstzweck entkoppelte Stimme ist einerseits «instrumental» souverän, andererseits hat sie immer Bodenhaftung, interpretiert zum Beispiel mit Einfühlung Texte, Lyrics und Lyrik, eigene und fremde. Selbst in den vier frei improvisierten Stücken des Albums kommt nie der Eindruck auf, sie stelle einen «Besitzanspruch» an die Musik. Andererseits nehmen sich Spinnler und Stiefel, bis in die Fingerspitzen beziehungsweise Vokalnuancen lyrische Feingeister, auch in den paar Standards und Klassikern des Albums unbekümmert ihre Freiheiten heraus: in zwei Versionen von Krzysztof Komeda's «Sleep save and warm»; in einer Erweckung der Mutter aller Jazzballaden, «Body and Soul»; in einer tastenden Annäherung an den hinreissenden Standard «I fall in love too easily»; und in einer behutsamen neuen Lesart von Miles Davis' «Blue in Green». Den beiden gelingt in diesen (wie auch in den selbstverfassten Stücken) in der Tradition aller grosser Interpretationen im Jazz ein Doppeltes: *They sing the song*, und sie verwandeln sich diesen mit Fantasie an.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Gezwitscher

Mark van Huissing

Falls Sie Twitter nicht nutzen, aber in den vergangenen Wochen die Berichterstattung zum Übernahmekampf um das Unternehmen mitverfolgt haben, denken Sie vielleicht, die Firma habe wirksame Medikamente gegen Krebserkrankungen entwickelt. Oder einen verbindlichen Lösungsansatz zur sofortigen Beendigung aller Kriege auf der Welt. Oder wenigstens herausgefunden, wie der Kampf gegen die Erderwärmung gewonnen werden kann.

Das ist nicht der Fall. Bei Twitter handelt es sich um einen Kurznachrichtendienst. Auf der Plattform kann (fast) jede ihre und (fast) jeder seine Meinung kundtun. Vorausgesetzt, der abgesonderte Tweet, wörtlich übersetzt «Gezwitscher», sei nicht länger als 280 Zeichen inklusive Leerschläge. Damit die Botschaften bestimmter Leute auch ankommen, folgt man diesen, so dass man alles, was sie zwitschern, mit erhöhter Sichtbarkeit empfängt. Das liest sich dann so (zufällige Auswahl zur Zeit des Redaktionsschlusses): «Ich möchte eine persönliche Geschichte erzählen...» (Jürg Halter). «Sitze im Zug, wir stehen in Thalwil...» (Michelle Kalt). «In 12 Tagen fängt der Fussball an.» (Jim, mein Sohn, er hat zwar noch keinen Twitter-Zugang, verbreitet sein Gezwitscher mündlich; er ist knapp sechs Jahre alt, trifft aber die Mischung aus Platttheit sowie inhaltlichen und/oder formellen Fehlern schon ziemlich genau.)

Sollten Sie erwidern: «MvH, folgen Sie halt keinen Sulzbrüdern und -schwestern, dann müssen Sie sich nicht langweilen», haben Sie im Grunde recht. Bloss sorgt der Algorithmus dafür – ein solcher ist jeweils an allem

schuld in der digitalen Welt, ich weiss –, dass ich auch den Mist der Follower, Abonnenten, meiner 27 Nasen, denen ich freiwillig folge, bekomme. Und das führt zu so was wie einem Schneeballeffekt mit Dutzenden, Hunderten täglichen Eingängen. Ausserdem, wie Sie wohl schon erfahren haben, hat Elon Musk das soziale Netzwerk gekauft, für 44 Milliarden Dollar. Was in meinen Augen ähnlich ist, wie wenn ein Alkoholiker eine Bar kauft. Bloss dass dieser «Alkoholiker» der reichste Mann der Welt und möglicherweise der grösste Unternehmer seiner Zeit ist (und ich eigentlich ein Fan von ihm bin). Weshalb Ihr Kolumnist hinhört, wenn Musk piepst (oder zwitschert), was vermutlich ein Fehler ist. Doch irgendetwas muss man ja tun, nachdem die Investition in Tesla, die die längste Zeit viel Freude bereitet hatte, abschiffte, weil andere Anleger auch Kollateralschäden befürchten plus nicht erkennen können, wie das Genie mit Asperger-Syndrom Twitter zu Gewinnen verhelfen will.

Twitter wurde 2006 in San Francisco gegründet, unter anderem von Jack Dorsey, einem *founder* mit rasiertem Schädel und langem Bart, der angeblich Psychedelika nimmt, sich im Fasten übt, zum «Burning Man» fährt, Models als Freundinnen hat... Sehr cool eben. Die grösste Herausforderung bleibt, dass das Geschäftsmodell darauf fusst, mehrheitlich durch Anzeigen Geld zu verdienen. Dass die Plattform aber kein Kanal ist, den Kommunikationschefs von wichtigen Firmen als besonders geeignet für den Verkauf ihrer Waren einschätzen. Wer will Reklame für Stock-Tipps oder «Swisscom

«Weshalb Ihr Kolumnist hinhört, wenn Musk piepst, was vermutlich ein Fehler ist.»

Business Solutions» bestenfalls unter einem Sulzbrüder-Tweet schalten, vielleicht aber auch nach einer Kurznachricht, die afrikanischstämmige oder jüdische Mitbürger beleidigt oder bedroht? Weshalb Letzteres möglich ist? Meinungsfreiheit, sagt Musk. Sie sei ein hohes Gut, was stimmt, und müsse in jedem Fall gewährleistet bleiben, was nicht immer stimmt, von mir aus gesehen, zum Beispiel, wenn Zwitscherer lügen. Doch diese *hands-off*-Haltung der Silicon-Valley-Stars ist nicht ungehört, Mark

Zuckerberg von Meta, der Facebook-Mutter, etwa sagte verkürzt, er sei ein *coder*, Programmierer, und was Nutzer in dem von ihm mitgebaute sozialen Netz für Inhalte verbreiten, gehe ihm letztlich nichts an.

Ein gewagter Blick nach vorne, da Prognosen schwierig sind, besonders wenn sie die Zukunft von Elon Musks Firmen betreffen: Für Tesla bin ich zuversichtlich, das wird schon wieder. Für Space X, private Raumfahrt, und The Boring Company, Tunnelbau plus Infrastruktur, weniger. Für Twitter noch weniger – die Super-App ist von mir aus gesehen *not so super*.



UNTEN DURCH Das Leben der Milliardäre Linus Reichlin

Für Milliardäre wird das Leben zunehmend schwieriger, je mehr es von ihnen gibt. Im Jahr 2000 gab es weltweit nur 470 Milliardäre, heute, nur zwei Jahrzehnte später, sind es 2755. Das hat natürlich konkrete Auswirkungen auf den Alltag der Milliardäre. Denken wir nur mal an die Präsidentensuiten in den Luxushotels. Es gibt nicht unbegrenzt viele davon, und ihre Zahl hat sich nicht parallel zur Zahl der Milliardäre verfünffacht. Das heisst, es gibt einen Präsidentensuiten-Mangel. Und den bekommt man als Milliardär natürlich zu spüren, wenn man seinem Assistenten den Auftrag gibt, im Hotel «Burj Al Arab» in Dubai oder im «The Plaza» in New York eine angemessene Unterkunft zu buchen. Da kriegt der Assistent dann von der Reservationsabteilung dieser luxuriösen Etablissements zu hören: «Tut uns leid, die Präsidentensuite ist leider auf sieben Monate ausgebucht. Versuchen Sie es doch im Hotel «Bahnhof» in Gurtellen.» Haha, sehr witzig! Den Milliardären ist aber mittlerweile das La-

chen vergangen, denn Folgendes ist geschehen: Aufgrund des von Jahr zu Jahr dramatischer werdenden Präsidentensuiten-Mangels gingen viele Milliardäre dazu über, sich eigene Inseln zu kaufen, sei es in der Karibik oder in der Südsee.

Mit ordentlich viel Personal konnte man dort eine Atmosphäre herstellen, die derjenigen in einem Top-Luxushotel nahekam. Aber es ist natürlich etwas anderes, ob 470 oder 2755 Milliardäre eine Insel kaufen wollen. Folglich kam es zu einer weltweiten Privatinselknappheit. Die Preise für eine winzige Karibikinsel stiegen in eine Höhe, in der nur noch die reichsten Milliardäre Luft bekamen. Als «armer» Milliardär kriegte man vielleicht noch irgendeinen unbewachsenen Felsen in der Nähe des arktischen Wendekreises, aber an so einen Ort kommt man nur mit eigenem Hubschrauber – und hier sind wir schon beim nächsten Problem: den inzwischen astronomisch langen Lieferfristen für Privathubschrauber. Diese Lieferfristen hängen kausal mit dem Run auf Privatinseln zusammen: Plötzlich brauchten Hunderte von Milliardären zusätzlich zu ihrem Alltagshubschrauber noch einen für die Insel.

Firmen wie Leonardo oder Sikorsky, die luxuriöse Hubschrauber für den Privatmarkt herstellen, können mit der gestiegenen Nachfrage nicht mehr mithalten. Selbst wenn man mit viel Glück eine Privatinsel gekriegt hat, muss man zuerst zwei, drei Jahre lang mit einem gemieteten (!) Helikopter hinfliegen, und als ob das nicht schon demütigend genug wäre, muss man sich als Milliardär von seinen Kindern auch noch sagen lassen, dass Jeff Bezos einen Gulfstream-G650ER-Privatjet besitzt «und du nur diesen schrottigen Miet-Heli!». Das tut weh! Denn es bedeutet ja auch, dass Bezos' Insel gross genug ist für die Landebahn, die ein Gulfstream-Jet braucht. Ein Helikopter – selbst wenn er endlich geliefert würde! – wäre immer noch ein Eingeständnis, dass man eine Insel besitzt, auf der man vertikal landen muss.

Wir merken: Milliardäre führen, seit es so viele gibt, ein kompliziertes Leben, in dem ein Problem dem anderen die Hand reicht. Es ist fast wie in einer Flüchtlingsunterkunft, nur auf einer kostspieligeren Ebene. Viele Milliardäre versuchen jetzt, dem Suiten-, Insel- und Hubschraubermangel zu entgehen, indem sie eine 120-Meter-Jacht mit 41 Angestellten bestellen. Das ist eigentlich eine gute Idee, denn

eine solche Jacht ist Luxushotel und Karibikinsel in einem, und bis der Hubschrauber geliefert wird, kann man auch mit dem Gummiboot zur Jacht fahren. Aber – wir ahnen es schon! – die Lieferfrist für Superjachten beträgt aktuell vier bis fünf Jahre, weil jeder mickrige, gewöhnliche Bitcoin-Milliardär auf dieselbe Idee gekommen ist wie die anständigen Milliardäre, die ihr Geld noch mit Software gemacht haben.



FRAUEN Selena Gomez, Fieberhafte Julie Burchill

Betrachtet man Selena Gomez' schönes und verwirrtes Babyface, bedenkt ihr schwieriges Leben und liest, dass sie mit zehn Jahren im Showbusiness angefangen hat, ist man versucht zu sagen: «Wie konnten ihre Eltern das Mädchen nur in so ein schlimmes Gewerbe einsteigen lassen?» Tatsächlich sind die Berufsgruppen mit den höchsten Selbstmordraten in den USA aber Ärzte, Zahnärzte und Tierärzte, also alles andere als Entertainer. Ruhm zerstört nicht zwangsläufig das Leben; aber wenn Berühmtheiten sich danebenbenehmen, dann hat das eben Nachrichtenwert.

Selena ist mit ihren dreissig Jahren öfter in die Schlagzeilen gekommen als die meisten Menschen. Vor kurzem war sie in der britischen Klatschpresse wegen einer Pyjamaparty mit dem Ehepaar Peltz-Beckham, weil sie sich mit ihrer Freundin verkracht hatte, die ihr immerhin eine Niere gespendet hatte, und weil sie verkündete, dass in ihren neuen Songs geheime Liebschaften thematisiert würden. Die Kombination von fieberhaftem Schaut-mich-an-Instagram-Glamour und mentaler Instabilität ist typisch für Millennial-Stars: Sie entblößen sich

unablässig in den sozialen Medien, doch wenn ihnen jemand dabei zuschaut, verkriechen sie sich in eine Rehaklinik (viermal bisher in Gomez' Fall).

Einst sagte man von über die Stränge hauernden Stars wie Carrie Fisher, sie «wachsen unter den Augen der Öffentlichkeit auf». Was wir in letzter Zeit bei vielen jungen weiblichen Stars beobachten, ist, wie sie unter den Augen der Öffentlichkeit zusammenbrechen. Das gilt auch für Selena, die im Apple-Dokumentarfilm «My Mind & Me» in Tränen ausbricht, als sie die von ihrer Lupus-Erkrankung verursachten Schmerzen beschreibt. Dennoch ist es allemal angenehmer, das zu tun, was man gern mag, als seinen Lebensunterhalt mit Knochenarbeit zu verdienen; deshalb treten auch so viele Kinder von Entertainern in die Fussstapfen ihrer Eltern.

Doch für jede Selena gibt es auch eine Taylor, für jede Britney eine Christina. Man kommt im Showbusiness besser über die Runden, wenn man knallhart, als wenn man zart ist. Vielleicht sollte jemand, der Probleme hat, nach einer anderen Karriere Ausschau halten? Ausserdem hat jeder Star, dem sein Ruhm zur Last wird, von Garbo bis Sade, die Möglichkeit, sich zurückzuziehen, wenn er keine Lust mehr hat. Mit ihrem Vermögen von achtzig Millionen Pfund sollte sich Selena jede Menge Bio-Baumwoll-Haargummis leisten können. Wer pro Instagram-Post dem Vernehmen nach eine Million Pfund verdient, könnte aber auch zum Schluss kommen, dass in der Öffentlichkeit zu leiden doch entschieden befriedigender sei, als im Schatten der Anonymität dahinzuvegetieren.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

Logik

Lehrer: Wenn eine Aussage nicht bewiesen werden kann, heisst das noch lange nicht, dass sie falsch ist. Solange sie nicht widerlegt ist, könnte sie zutreffen.

Schülerin: Die Wahrheit definiert sich also nicht nur durch ihre Beweisbarkeit, sondern auch durch ihre Unwiderlegbarkeit?

Lehrer: Ja. Aber bloss weil eine Aussage nicht widerlegt werden kann, heisst das noch lange nicht, dass sie wahr ist.

Schülerin: Und wenn eine Widerlegung ausgeschlossen werden kann?

Lehrer: Liesse sich eine Widerlegung ausschliessen, wäre dies der Beweis dafür, dass eine Aussage wahr ist.

Schülerin: Gesetzt den Fall, wir lebten nach dem Sterben woanders weiter, wären wir dann dort imstande, die Aussage «Nach dem Sterben leben wir woanders weiter» zu beweisen?

Lehrer: Gesetzt den Fall.

Schülerin: Und falls wir mit dem Sterben aufhören zu existieren, wären wir dann wohl woanders imstande, die Aussage «Nach dem Sterben leben wir woanders weiter» zu widerlegen?

Lehrer: Das wäre ja dann unmöglich.

Schülerin: Es ist somit ausgeschlossen, dass die Aussage «Nach dem Sterben leben wir woanders weiter» hier oder woanders widerlegt werden kann?

Lehrer: Man müsste nach dem Sterben woanders weiterleben, um diese Aussage widerlegen zu können, womit die Aussage nicht widerlegt, sondern bewiesen wäre. Eine Widerlegung dieser Aussage würde sie paradoxerweise gleichzeitig bestätigen.

Schülerin: Womit eine Widerlegung ausgeschlossen ist. Und wenn eine Widerlegung ausgeschlossen ist, beweist das, dass die Aussage wahr ist.

Lehrer: Welche Aussage?

Schülerin: «Nach dem Sterben leben wir woanders weiter.»

Lehrer: Moment mal ...

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Manche mögen's heiss

Das «Del Coronado» ist weltberühmt, einst war es sogar das grösste Hotel weit und breit.



Superlative: Holzbau «The Del» in San Diego.

Beginnen wir ganz unten. Im Keller des «Hotel del Coronado» liess der Architekt James W. Reid zwei riesige Behälter mit meterdicken Betonwänden zur Speicherung von Regenwasser installieren. Diese sollten in dem ganz aus Holz gebauten Ferienpalast im Fall eines Brandes für Sicherheit sorgen. Die Zisternen wurden manchmal zwar gefüllt, allerdings nicht mit Regen-, sondern mit Feuerwasser: Während der Prohibition sollen sie zur Lagerung von alkoholischen Getränken gedient haben.

Von Monroe bis Hilton

Man kann sich nur zu gut vorstellen, dass es im «The Del», wie das Haus gerne genannt wird, hoch zu- und herging. Denn die Hollywood-Prominenz der zwanziger Jahre liebte es, an die kalifornisch-mexikanische Grenze zu fahren, um dort zu feiern. Douglas Fairbanks, Charlie Chaplin, Clark Gable, Errol Flynn, Mae West, Joan Crawford, Katharine Hepburn, Bette Davis, Ginger Rogers und viele mehr waren Gäste in diesem spektakulären Strandhotel, das sich auf der Halbinsel Coronado in der Bucht von San Diego befindet.

Der Bau dauerte bloss elf Monate, eröffnet wurde es im Februar 1888. Mit 339 Zimmern war es damals die grösste Ferienunterkunft der Welt. Allerdings geriet der Immobilienboom ins Stocken, und «The Del» konnte nur dank einer Finanzspritze von 100 000 Dollar des Zuckermagnaten John D. Spreckels im letzten Moment gerettet und fertiggestellt werden.

Es war nicht nur das grösste, sondern auch das erste Hotel mit elektrischem Strom. 1904 liess man vor dem «Coronado» gar noch den weltweit ersten elektrisch beleuchteten Weihnachtsbaum mit 250 Lichtern erstrahlen. Bei solchen Superlativen wird es einem wieder einmal bewusst, woher der Begriff «Land der unbegrenzten Möglichkeiten» stammt. In der alten Welt erlangte es spätestens Ende der fünfziger Jahre Bekanntheit. 1958 drehte Billy Wilder dort seine berühmteste Komödie «Some Like It Hot» mit Marilyn Monroe.

Das «Del Coronado» konnte sich als Luxushotel bis heute behaupten; seit 2017 wird es von der Hilton-Gruppe geführt. Und obwohl es manche heiss mögen, ist die riesige Holzkonstruktion von einem Brand bisher zum Glück verschont geblieben.

Werner Günthör

In den achtziger Jahren war er als Kugelstösser der grosse Schweizer Leichtathletik-Star. Heute arbeitet der 61-jährige im Sportzentrum Magglingen und unterstützt seine politisierende Frau.

Weltwoche: Wie sind Sie zum Kugelstossen gekommen, das ja keine Trendsportart ist und war?

Günthör: Als ich im Alter von elf Jahren in Uttwil, wo ich aufgewachsen bin, in den Turnverein eintrat, betrieb ich zunächst alle Disziplinen der Leichtathletik. Mir lagen aber die Sprünge und Würfe am besten. Bis ich zwanzig Jahre alt war, konzentrierte ich mich auf den Speerwurf und gehörte europaweit zur erweiterten Spitze. Und im Hochsprung war ich einer der besten Junioren. Mein späterer Trainer Jean-Pierre Egger überzeugte mich dann davon, dass ich mich auf das Kugelstossen konzentrieren sollte.

Weltwoche: Wie muss man sich Ihr Leben am Anfang Ihrer Karriere vorstellen?

Günthör: Weil ich in Uttwil keine Möglichkeiten zur Weiterentwicklung sah, ging ich 1982 nach Magglingen ans Nationale Sportzentrum, wo Egger tätig war. Vorher hatte ich aber noch meine Sanitärlehre abgeschlossen. Mein Plan war es, je halbtags zu trainieren und in Biel als Sanitär-

installateur zu arbeiten. Aber ich fand keine Stelle, weshalb ich bereits früh wie ein Profi lebte.

Weltwoche: Wie finanzierten Sie Ihr Leben?

Günthör: Die Anfänge waren hart, so was würde heute wohl niemand mehr machen. In Magglingen hatte ich Kost und Logis. Ein bisschen Geld gab es vom Stadtturnverein Bern,

«Immerhin konnte ich gratis an die Heimspiele des EHC Biel. Und ich erhielt einen Harass Rivella pro Woche.»

bei dem ich Mitglied wurde, und vom Schweizerischen Leichtathletikverband (heute Swiss Athletics). Aber ohne die Unterstützung meiner Eltern wäre es nicht gegangen. Kinobesuche und Ferien lagen nicht drin. Immerhin konnte ich mit dem Sportausweis gratis an die Heimspiele des EHC Biel. Und ich erhielt einen Harass Rivella pro Woche.

Weltwoche: Was war es, das Sie motivierte, durchzubeissen und unter diesen Umständen zu trainieren?

Günthör: Ich verbinde wunderschöne Erinnerungen und Emotionen mit meinem Sport. Das ist unbezahlbar. Einer der eindrücklichsten Momente war nicht etwa ein Weltmeistertitel, sondern mein erster Stoss über neunzehn Meter. Oder als ich 1986 in Stuttgart erstmals Europameister wurde und mit 22,22 Metern den Schweizer Rekord verbesserte. Das Gefühl, das einen in solchen Moment überkommt, ist wohl ähnlich wie bei einem Lottosechser.

Weltwoche: An Olympischen Spielen konnten Sie nie gewinnen. Wie gingen Sie mit Enttäuschungen um?

Günthör: Rückschläge, zum Beispiel durch Verletzungen, und Enttäuschungen gehören zum Sport. An den Olympischen Spielen 1992 in Barcelona war ich der Top-Favorit, wurde aber nur Vierter. Ein Sieg wäre historisch und die erste Olympia-Goldmedaille für die Schweiz gewesen. Aber meine Enttäuschung hielt sich in Grenzen. So ist Sport – manchmal gewinnt man, manchmal nicht. Man muss lernen, damit umzugehen.

Weltwoche: Wie ging es nach der Sportkarriere weiter?

Günthör: Schon 1987 habe ich in Magglingen mit der Sportlehrerausbildung begonnen und sie 1995 abgeschlossen. Später machte ich noch die Trainerausbildung. In diesen beiden Bereichen habe ich lange gearbeitet. Ein Sportler muss sich früh überlegen, was er nach der Karriere machen will. Deshalb ist eine Ausbildung fundamental. Heute bin ich Teilzeit in Magglingen angestellt und für Events, die Organisation von Besuchen und die Sportlehrerausbildung zuständig. Daneben arbeite ich selbständig im Sponsoring, im Motorradsicherheitstraining und in der Betreuung von Sportlern. Ausserdem unterstütze ich meine Frau, die seit März 2022 dem Grossen Rat in Bern angehört. Mich interessiert Politik, ich habe aber selbst keine Ambitionen. Diese Bühne überlasse ich meiner Frau, die ich als Zwanzigjähriger kennenlernte.

Michael Baumann



«Die Anfänge waren hart»: Sportler Günthör 1988 und heute.

Der Thurgauer Werner Günthör, Jahrgang 1961, gewann als Kugelstösser drei Weltmeistertitel, wurde einmal Europameister und holte die Bronzemedaille an den Olympischen Spielen in Seoul. Günthör ist verheiratet und lebt im Berner Seeland.



Teatime

The Drawing Room im Brown's Hotel,
Albemarle Street London W1S 4BP.
Telefon +44 207 518 4006.
Afternoon Tea täglich von 12 bis 16.30 Uhr

Die vielleicht wichtigste kulturelle Leistung des Königreichs Grossbritannien aus Sicht eines Restaurantgastes ist der Afternoon Tea, eine Mischung aus Tradition, Noblesse und verspätetem Mittagessen. Die, etwas bodenständig-schweizerisch ausgedrückt, britische Variante des *Zvieri* hat sich als kulinarische Konstante in vielen gehobenen Häusern der Welt etabliert, aber es gibt kaum einen besseren Ort für Canapés, Scones und Earl Grey als der Afternoon Tea im 1837 eröffneten «Brown's Hotel» im Londoner Stadtteil Mayfair, nur ein paar Gehminuten vom Buckingham Palace entfernt.



Das «Brown's» gilt als eines der ältesten Hotels von London und ist ohnehin einen Besuch wert: Die Atmosphäre, der sanft modernisierte Stil, die gemütlich-klassischen Zimmer, die freundlichen Doormen machen es zu einer besonderen Adresse an bester Lage. Queen Victoria, so erzählt man hier gerne, habe im eleganten «Drawing Room» bevorzugt ihren Afternoon Tea getrunken, und den besonderen Charme dieser holzgetäferten Räume hat man sich über 185 Jahre bewahrt.

Für 85 Pfund – Reservation dringend empfohlen! – gibt es auf silbernen Etagères zunächst Canapés mit Poulet und Ananas, mit geräuchertem Lachs und Zitronenbutter oder vegetarisch mit Gurke und mit etwas Minze aromatisiertem Frischkäse. Während der Pianospiele «Lili Marlene» von Marlene Dietrich spielt, wird die zweite Runde bereitgestellt: Scones mit und ohne Rosinen, Clotted Cream, dem eingedickten britischen Rahm, und Erdbeermarmelade. Weil ich das Frühstück ausgelassen habe, sind ausserdem Schwarzwälderschnitten, Schokoladenkuchen und natürlich der Victoria Sponge Cake sehr willkommen. Und da es schliesslich «Teatime» heisst, ist die Auswahl an Schwarz- oder Oolong-Tees fein sortiert, die Zubereitung erfolgt fachgerecht mit der Stoppuhr.

David Schnapp ist Autor beim GaultMillau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Glanzlicht für jeden Tag

Cantine Volpi: Barbera La Zerba 2020.
Colli Tortonesi DOC. 14%. Küferweg, Seon.
Fr. 17.–. www.kueferweg.ch

Fällt der Name Piemont, denkt der geneigte Weinfreund reflexartig an die grossen Reblandschaften der Langhe. An die berühmten Lagen von Barolo und Barbaresco, die superlativischen Weine aus der Sorte Nebbiolo. Dementsprechend stürzen sich Touristen und Weinwallfahrende aus aller Welt bei jeder Gelegenheit auf illustre Etiketten. Eingeborene Piemonteser allerdings trinken solches allenfalls an Fest- oder Feiertagen. Nicht aus Knauserigkeit, eher aus Respekt vor diesen Nebbiolo-Ikonen. Ihr Alltagswein ist der Dolcetto. Oder der Barbera.

Letzterer hat seit dem GAU des Methylskandals im Jahr 1986 eine erstaunliche Renaissance erlebt. Renommierter Produzenten wie Giacomo Bologna («Bricco dell'Uccellone») haben die von Natur aus säurereiche und tanninarme Sorte durch Mengenbeschränkung und Ausbau in Barriques zu einem Edelprodukt promoviert.



Heute halten erstaunlich viele Barbera-Winzer eine schöne Mitte zwischen der traditionellen Alltäglichkeit des Barbera und dessen Überinszenierung. Ihre Weine sind nicht nur wunderbare Begleiter zu deftiger Kost, sie bereiten auch ganz für sich genommen grosses Vergnügen.

Einer der Köpfe des neuen Barbera ist Carlo Volpi. Seine *cantina* hat ihren Sitz in Tortona, einer kleinen Stadt im äussersten Südwesten des Piemonts. Deren Umfeld, die Colli Tortonesi, hatte lange einen bescheidenen Ruf für «leichte, schmackhafte Cortese- und Barbera-Weine ohne besonderen Charakter» («Atlas der italienischen Weine»). Das änderte sich gründlich mit der Wiederentdeckung der alten indigenen Weissweinsorte Timorasso, die mit ihrer besonderen Aromatik sozusagen

in Rekordzeit zum weissen Shootingstar des Piemonts avancierte. Einige Rezensenten feierten sie schon als weisses Pendant zum Barolo und zum Barbaresco.

Wie auch immer: In den Colli Tortonesi hat der Timorasso jedenfalls innert Kürze dem Barbera die Schau gestohlen. Auch im Angebot von Carlo Volpi, der auf dem 2003 erworbenen Bio-Betrieb Cascina la Zerba in Volpedo beide Sorten pflegt (heute ist mit dem Sohn Marco die fünfte Generation mit am Werk, die Cantine Volpi gibt es in Tortona seit 1914).

So müssen wir, bei aller Vorliebe für den Timorasso, aber mit der gebotenen Skepsis gegenüber jeder Art von Wein-Hype, zu einem angemessenen Applaus für Volpis Barbera «La Zerba» ausholen, ein attraktiv balanciertes Trinkvergnügen, das uns durchaus Respekt, aber keine Achtungstellung abfordert. Schöne dunkle Frucht (Brombeeren, Kirschen, schwarze Johannisbeeren), elegant unaufdringliche Fruchtsüsse, sehr belebende, gleichfalls nicht penetrante Säure. Ein Wein für jeden Tag. Will sagen: einer, der noch dem trübsten Tag ein Glanzlicht aufsetzt.

Leise und kraftvoll

Der kompakte elektrische Cupra Born ist der spanische Beitrag zur Europameisterschaft der E-Mobilität.



Fast wöchentlich wird das Angebot an elektrisch betriebenen Fahrzeugen grösser, wobei es – Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel – ein vorwiegend europäischer Wettbewerb zu sein scheint. Vergangene Woche konnte an der Messe Auto Zürich in Oerlikon erstmals der Lotus Eletre aus der Nähe angeschaut werden, die koreanische Premium-Marke Genesis hat gleichenorts das elektrische Konzeptfahrzeug Genesis X Speedium Coupé präsentiert, und BMW hat soeben den iX1 am einen sowie die Luxuslimousine i7 am anderen Ende der nach oben offenen Preisskala vorgestellt.

Die europäische Elektrifizierungseuphorie ist also ungebrochen, ich begleite sie angesichts drohender Stromproduktionsengpässe und weiterer offener Fragen rund um den Elektrifizierungs-Boom weiterhin wohlwollend skeptisch. In etwa 95 Prozent aller Alltagssituationen, die ein überzeugter Autofahrer bewältigen muss, ist ein Fahrzeug mit Batterie und Elektromotor eine ausgezeichnete Wahl. Als Stadtbewohner tendiere ich zu kompakter Bauweise, wie sie beim Cupra Born vorbildlich angewandt wird. Das erste E-Auto der spanischen Seat-Submarke wurde auf der Basis des VW ID.3 entwickelt und unterscheidet sich vom Modell des Mutterkonzerns dennoch in einigen Punkten.

Das Cockpit und der Innenraum sind zwar noch weitgehend identisch, die Bedienung erfolgt vorzugsweise über einen grossen Touchscreen oder wenige Touch-Tasten. Die Materialisierung der Sitze und Oberflächen im Born wirkt allerdings einiges hochwertiger als im ID.3. Eine eher etwas sonderbar anmutende

Idee wurde bei den Fensterhebern verwirklicht: Es gibt zwei Tasten und eine Umschaltfunktion, um zwischen hinteren und vorderen Fenstern zu wechseln. Das ist natürlich bloss ein Detail, aber irgendwie auch Ausdruck von entweder aus dem Ruder gelaufenen Sparbemühungen oder wahlweise falschverstandenen Modernisierungsdrang.

Mehr Kritik gibt es am Elektroauto aus Spanien nicht anzubringen. Der Born ist handlich und kompakt, bietet trotzdem ein gutes Raumgefühl und fährt sich ausgesprochen angenehm: Leise und kraftvoll zieht der dynamisch aussehende Wagen davon und verbreitet unwiderstehlich gute Laune.

Mit der kleineren von zwei wählbaren Batteriegrössen kommt man im Cupra etwa 350 Kilometer weit, das klingt zunächst nach einem überschaubaren Radius, ist allerdings völlig ausreichend für die eingangs erwähnten anfallenden Alltagssituationen. Selbst ohne eigene Ladestation zu Hause bin ich nie in eine persönliche Strommangellage geraten – eine Angst, die offensichtlich viele Autofahrer in Bezug auf E-Fahrzeuge immer noch haben und die gerade in der Schweiz völlig unbegründet ist. Der Cupra Born jedenfalls ist eine gute Wahl, falls der Umstieg von Benzin auf Strom geplant ist.

Cupra Born

Motor/Antrieb: Elektromotor, Hinterradantrieb, 1-Gang-Automatik; Leistung: 204 PS/150 kW; max. Drehmoment: 310 Nm; Li-Ionen-Batterie: 58 kWh; Reichweite: max. 424 km; Verbrauch (WLTP): 19,4 kWh / 100 km; Beschl. (0–100 km/h): 7,3 sec; Höchstgeschwindigkeit: 160 km/h; Preis: ab Fr. 41.000.–



OBJEKT DER WOCHE

Geschmack der Stille

Rémy Martin XO
Fr. 179.– (70 cl)

Das samtene Gefühl, das sich beim Verköstigen von Cognac im Mund verbreitet, ist immer wieder einzigartig. Der hierzulande berühmteste Produzent, Rémy Martin, dessen Sitz sich selbstredend im französischen Städtchen Cognac befindet, stellt den edlen Branntwein seit 1724 her. Cognac liegt nördlich von Bordeaux, und das Anbaugelände erstreckt sich etwa über 80 Kilometer von der Atlantikküste bis nach Angoulême. Es gilt als einer der stillen und beschaulichen Flecken Frankreichs; Eigenschaften, die einem beim Genuss von Cognac irgendwie nahe sind.

Der Rémy Martin XO ist eine der beliebtesten Flaschen der Marke; «XO» bedeutet «extra old». Für diesen Cognac heisst das: Die Cuvée, deren Geschmack von bis zu 400 *eaux-de-vie* bestimmt ist, wurde achtzehn Jahre lang im Limousin-Fass gelagert. Seine typische dunkelgoldene Farbe kommt, abgefüllt in die ikonische Karaffe, besonders schön zur Geltung.

Die jahrhundertealte Tradition von Rémy Martin findet sich auch immer wieder in der Popkultur. Eminem erwähnt diesen Cognac in einem seiner berühmtesten Songs, «Marshall Mathers» (2000): «... and walk around with an empty bottle of Remy Martin ...» heisst es da. Offenbar können dem Gout des französischen Export-Schlagers auch amerikanische Rapper nicht widerstehen.

Benjamin Bögli



In Zürich: Kult-Fussballcoach Gilbert Gress bei Hyundai.



Sänger Marc Storace, Peugeot-Citroën-CEO Linda Jackson, Leichtathletin Ditaji Kambundji.



«Sensationell»: Doris und Karl Bieri, Veranstalter und Gründer Auto Zürich.



In Form: Peter Sauber, Ex-Formel-1-Teambesitzer, bei Jaguar.



In bester Laune: Andreas Burgener, Direktor Auto Schweiz, TV-Star Reto Scherrer, Nationalrat Albert Rösti.

BEI DEN LEUTEN

Strahlende Besucher

Die 35. Ausgabe der Ausstellung Auto Zürich mit über 60 000 Autofans war ein voller Erfolg.

André Häfliger

Mit rund fünfzig vertretenen Marken und über achtzig Neuheiten in den ausgebuchten Hallen der Messe Zürich zeigte sich die Auto Zürich während vier Tagen «vitaler, vielfältiger und hochwertiger denn je». So das Urteil von Marcel Guerry, CEO von Walter Freys Autogigant Emil Frey. Der frühere SVP-Nationalrat hat die Zürcher Auto-Show in den vergangenen Jahren massgeblich unterstützt.

Ausstellungspräsident Karl Bieri sagte: «Allein die Anmeldungen für unseren Event «Auto Zürich Classic», der gleichzeitig stattfand, waren schlichtweg sensationell. Insgesamt durften wir weit über 50 000 strahlende Besucherinnen und Besucher begrüßen.» Für Bieri ist klar: «Die meisten Verbraucher wünschen keine zusätzlichen Online-Premieren, sondern nahbare Live-Events zur Orientierung und Entscheidungshilfe ohne exzessives Marketing-Spektakel. Man will anfassen, probesitzen, Kofferräume vergleichen oder Autotüren ins Schloss fallenlassen.» Bieri weiter: «Für uns ist das ein starkes Indiz dafür, dass zielgruppengerecht konzipierte Messen auch in digitalen Zeiten eine Berechtigung

haben.» 1987 hat Karl Bieri zusammen mit seiner charmanten Gattin Doris die Auto Zürich gegründet – und von klein auf aufgebaut. «Wir waren immer zielgerichtet und bescheiden, das werden wir auch bleiben», sagt Doris Bieri.

Begeistert von Zürich war auch Linda Jackson, seit bald zwei Jahren Global CEO der Marke Peugeot und eine der ranghöchsten Frauen in Europas Autoindustrie. Sie sagte: «Diese Ausstellung besticht in ihrer Kompaktheit. Überall fröhliche Gesichter, tolle Autos und eine Stimmung, die ich gerne als durchaus familiär bezeichne.» Welch schöne Komplimente! Grossandrang herrschte auch an der «Auto Zürich Classic». Schon bei ihrer Premiere im Jahr 2019 war es auf Anhieb die bestbesuchte Messe für klassische Automobile in der Schweiz. Karl Bieri: «Wir waren auch in diesem Teil des Events restlos ausgebucht.» Der Hit: die Sonderausstellung zum 75-jährigen Bestehen der italienischen Kultmarke Ferrari – mit Autos im Wert von über sechzig Millionen Franken. Bieris Schlussbilanz: «Wir sind rundum glücklich, zufrieden und sehr dankbar.»



Musik und Sport: Sängerin Eliane Müller, Ski-Idol Bernhard Russi, bei Subaru.



Emil-Frey-Crew: Marcel Guerry (CEO), Daniel Roth (Chef aller Filialen), Markus Dutler (Filialleiter Volketswil), Roger Stocker (Wädenswil/Altendorf).



Beste Freundinnen: Ex-Bachelorette Zaklina Djuricic (r.) mit Tanja Kuriger.



Unternehmer und Ex-Leichtathlet Dave Dollé mit Box-Legende Stefan Angehrn.



Ex-Miss-Schweiz Jennifer Ann Gerber, Caroline Forte, Gattin von Fussballcoach Uli Forte.



Auto-Fans: der ehemalige Eishockey-Nati-Captain Patrick Sutter mit Unternehmer und Ex-Torhüter Patrick Schöpf.



Gerngesehene Gäste: Eventmanager Freddy Burger, Ehefrau Isabella.

Anything-goes-Konservatismus



Sein Antisemitismus kostete ihn 1.5 Milliarden Dollar: Kanye West.

Die Umbrüche der Zeit ziehen einen Eklektizismus mit sich, dem das Paradoxe eingeschrieben ist. Die Gesellschaft ist gespalten, die politischen Fronten stehen sich unversöhnlich gegenüber. Gleichzeitig stecken sie neue Demarkationslinien ab. Augenfällig ist, dass dies zu einer Art postmodernem Habitus führt, einem Auftreten, das sich als Summe von Einzelnem wie Sprache, Klei-

dung, Geschmack und Lebensstil manifestiert und die soziale Stellung anzeigt. Subkulturen markierten einst Zugehörigkeit durch modische Codes, heute präsentieren sich Rechte äusserlich wie die Antifa. Kanye West prägte den Hip-Hop massgeblich. Jetzt durchlebt er seine Wiedergeburt zum Reaktionären. Sein Weltbild ist eine Art Anything-goes-Rechtskonservatismus, der sich so oberflächlich wie

geschmacklos zeigt. Mit seinem Durst nach Anerkennung hat sich West zu Antisemitismus, Verschwörungstheorien und billigen Provokationen verstiegen. Laut *Forbes* dürften ihn die Entgleisungen durch gekündigte Verträge 1,5 Milliarden Dollar gekostet haben.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, meine Frau sagt immer, ich sei zu still beim Sex, Stöhnen finde ich aber peinlich. Gibt's einen Mittelweg? V.L., Sursee

Aus Pornos lernen wir, dass es toll ist, beim Sex laut zu sein. Nur wenn ordentlich gestöhnt wird, ist der Sex gut. Jetzt könnten wir sagen: «Na ja, im Porno ist ja alles *fakel*!» Das wäre zu einfach. Sicher ist der Sex im Porno verfälscht, doch wir wissen auch: Die Stimme ist ein wichtiges Organ, und zwar innerlich und äusserlich.

Stimme ist Vibration, Vibration sind Wellen, und Wellen stimulieren. Lustvolles Stöhnen bringt uns zum Schwingen. Und zwar nicht nur unseren Bauch, sondern auch unsere Lungen und Stimmbänder. Die Welle, die durch unseren Körper wandert, ist eine zusätzliche Stimulation, und sie verändert auch die Atmung. Und wenn wir beim Sex tief atmen, breitet sich die



Erregung in unserem ganzen Körper aus. Stöhnen kann uns also mehr Lust bereiten.

Gleichzeitig verändert Stöhnen auch äusserlich etwas, denn das Ohr hört beim Sex mit. Wenn wir lernen, unsere Stimme einzubeziehen, bereichert dies unsere Sexualität. Leider haben viele von uns ein grosses Schamgefühl, wenn es um die eigene Stimme, die eigenen Töne und Geräusche geht. Schon sich am Morgen zu räkeln und dabei einen Seufzer auszustossen, fällt vielen Menschen schwer. Als

Kinder haben wir gelernt, leise zu sein und keine «unnötigen» Geräusche zu machen.

Wie können wir also als Erwachsene anfangen, die Geräuschepolizei, die uns innerlich mahnt, in Frage zu stellen? In anderen Bereichen fällt es uns ja auch nicht so schwer. Wenn wir bei offenem Fenster streiten oder lauthals lachen, grübeln wir nicht über die Reaktion der Nachbarn. Warum also, wenn es um Sex geht? Wenn wir allerdings nur dem anderen zuliebe beginnen zu stöhnen, wird es nicht den gewünschten Effekt erzielen. Doch wenn Sie Lust haben, Ihre Stimme für sich zu entdecken und beim Sex damit zu spielen, dann profitiert nicht nur Ihre Frau, sondern auch Sie selbst.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

UNTERWEGS MIT ...

Ralph Hollmig

In Zürich nimmt der Audi-Manager den weltweit zweiten Charging-Hub in Betrieb. Dessen neuartige Technologie beruht auf ausgemusterten Elektrofahrzeugen.

Mit der Selbstverständlichkeit eines professionellen Auto-Mannes schwingt sich Ralph Hollmig ans Steuer eines voll-elektrischen Audi Q4 e-tron. Die Sonne leuchtet in den Spätherbst hinein. «Bei uns zu Hause hat es geregnet», staunt er. Der Manager ist gerade aus Ingolstadt angereist, um in Zürich die nächste Etappe der Elektrifizierung in Angriff zu nehmen.

Hollmig ist in der bayerischen Zentrale zuständig für Spezialprojekte. So leitet er die Entwicklung der Audi-Charging-Hubs. Auf der kurzen Fahrt vom Flughafen Zürich an die Messe Zürich in Oerlikon, wo die weltweit zweite solche Ladestation ihren Betrieb aufnimmt, erklärt er die Hintergründe. «Zeit», sagt er, «ist das kostbarste Gut im Leben unserer Kunden.» Ein erklärtes Ziel der Charging-Hubs sei es, die tote Zeit während des Aufladens mit Leben zu füllen.

Die erste solche Anlage steht seit letztem Dezember in Nürnberg. Über der Ladestation hat Audi dort eine Lounge eingerichtet, wo beispielsweise Konferenzräume gebucht werden können und regionale Unternehmen ihre Produkte ausstellen. In Zürich gibt es keine Lounge. «Wir sind ja hier mitten in der Stadt, und die Umgebung bietet fast alles, was man sich wünschen kann.» Aber etwas einfallen lassen haben sich die Audi-Leute auch hier: Ein Roboter bereitet Kaffee-Spezialitäten und andere Getränke zu. Und den Kunden steht während des Ladevorgangs ein kostenloser E-Scooter zur Verfügung, um etwas in der Nähe zu erledigen.

Auf Starkstrom wird verzichtet

Das Navigationssystem führt Hollmig zielsicher zum Bestimmungsort, zur Hagenholzstrasse 48, direkt vor das Amag-Parkhaus an der Messe Zürich. Auf dem grossen Vorplatz erhebt sich der würfelförmige, formschön gestaltete Charging-Hub. Er wird von Solarzellen auf dem Dach und vom öffentlichen Stromnetz gespeist. «Anders als die meisten Schnellladestationen kommt unsere Technologie ohne Starkstromanschluss aus», erklärt Hollmig. Insofern lassen sich die Audi-Charging-Hubs ohne Tiefbaumassnahmen realisieren. «Von der Baugenehmigung bis zum



«Unkompliziert und schneller»: Spezialist Hollmig.

fertigen Charging-Hub dauert es nur ein paar Wochen.» Möglich wird der Verzicht auf einen Starkstromanschluss dadurch, dass der Charging-Hub im Wesentlichen aus den Batterien ausgemusterter Elektrofahrzeuge besteht, sogenannten Second-Life-Batterien. Diese werden über die Solarzellen und über einen 176-Kilowatt-Anschluss aufgeladen. Wenn der Strom dann fürs Laden gebraucht wird, stehen dank der Zwischenspeicherung bis zu 640 Kilowatt (verteilt auf vier Säulen) zur Verfügung.

Weitere Anlagen sind gemäss Ralph Hollmig bereits in Planung, auch in der Schweiz.

Die grösste Herausforderung sei es, geeignete Standorte zu finden, denn mit seinen Charging-Hubs will Audi gezielt in den urbanen Raum: «Schnellademöglichkeiten mit einer entsprechend hohen Ladeleistung, wie man sie an Autobahnen kennt, existieren im städtischen Raum noch kaum.» Die Initiative von Audi erlaubt es Elektroautofahrern ohne eigene Lademöglichkeit zu Hause, ihren Strombedarf «unkompliziert und vor allem deutlich schneller als an der sonstigen Ladeinfrastruktur zu decken».

Florian Schwab

Sie will die Gesellschaft sicherer machen

Forensik-Pionier Frank Urbaniok sagt, Juliane Gerth setze als Forscherin bei der Wiedereingliederung von Straftätern Standards. Wie schaut ihre Arbeit genau aus?

Michael Baumann

In ihrem Alltag hat die forensische Psychologin bei Justizvollzug und Wiedereingliederung mit Schwerverbrechern zu tun, mit Gewalttätern, mit den ganz schweren Jungs. Und auch mit kriminellen Frauen. Als die heute 38-jährige Juliane Gerth ihr Studium in Halle an der Saale aufnahm, war das noch nicht absehbar. «Bald kam ich aber im Rahmen eines Praktikums bei einem Anti-Gewalt-Training für Täter mit der Forensik in Kontakt», sagt die gebürtige Berlinerin. «Diese Erfahrung hat mich stark beeindruckt und meinen Karriereweg beeinflusst.» Drei Aspekte waren es damals, die Gerth bezüglich Wiedereingliederung und Rückfälligkeit bis heute täglich beschäftigen: die Unterschiedlichkeit der delinquierenden Menschen, die Wirksamkeit der angeordneten Massnahmen und die Frage, ob die Täter in alte Verhaltensmuster zurückfallen werden.

Gewaltiges Pensum

Weil Gerth zu diesem Thema ihre Diplomarbeit schreiben wollte, wurde sie auf den Psychiatrisch-Psychologischen Dienst von Frank Urbaniok aufmerksam, bei dem ein Forschungspraktikum im Bereich der forensischen Psychologie ausgeschrieben war. «So kam ich 2008 nach Zürich, wo ich eigentlich nur neun Monate bleiben wollte», erklärt sie. Vierzehn Jahre später ist sie leitende Wissenschaftlerin und Mitglied der Geschäftsleitung der Abteilung Forschung und Entwicklung von Justizvollzug und Wiedereingliederung. Dabei handelt es sich um die schweizweit grösste Forschungsgruppe in diesem Bereich. Promoviert hatte sie von Zürich aus an der Universität Konstanz, wo sie heute Dozentin ist – wie auch an der ZHAW in Zürich und an der Medical School Hamburg. Die Nachwuchsförderung liegt ihr am Herzen, und so baute sie auch das Curriculum für Forensische Psychologie an der Universität Konstanz mit auf – das erste seiner Art in Deutschland. Gegenwärtig arbeitet sie an ihrer Habilitation. Darüber hinaus ist die forensische Psychologin als Gutachterin tätig.

In der Schweiz fühlt sich Juliane Gerth sehr wohl. «Andere Gesellschaften kennenzulernen



«Bleibende Spuren»: Psychiatrer Urbaniok.

Frank Urbaniok, 60, war von 1997 bis 2018 Chefarzt des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes des Kantons Zürich. Über Juliane Gerth sagt er: «Nichts gegen fulminante Senkrechtstarter. Aber das Talent von Juliane Gerth zeigt sich anders. Sie ist eine disziplinierte, kreative und analytisch scharfe Denkerin mit hoher persönlicher Integrität, die ihr Fachwissen kontinuierlich ausgebaut hat. Gerth vereint das, was es braucht, um eine prägende, praxisorientierte Forscherin zu sein, und hat schon heute bleibende Spuren im Justizvollzug hinterlassen – etwa, wenn es darum geht, Standards für Risikobeurteilungen zu etablieren oder die Wirksamkeit von Massnahmen bei Straftätern zu erhöhen.»

und ein Teil davon zu werden, hat mich schon immer gereizt. Während der Schulzeit lebte ich ein Jahr in Australien, und später engagierte ich mich bei Hilfsprojekten in Brasilien und Ghana», erzählt sie.

An ihrem Beruf begeistert sie, dass in einer rund zwanzigköpfigen interdisziplinären Gruppe aus den Fachgebieten Psychologie, Medizin, Strafrecht und weiteren Disziplinen gesellschaftlich relevante Themen bearbeitet

werden, die einen unmittelbaren Praxisbezug haben und den Wissenstransfer fördern. «Das ist sinnstiftend und liegt mir sehr.» An der Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis beschäftigt sich Gerth unter anderem mit psychisch auffälligen Insassen, mit Personen, die Gewalt in der Partnerschaft ausüben, und jungen Menschen, die schon früh schwere Delikte begehen.

«Ziel ist es, die Massnahmen des Justizvollzugs auf einer evidenzbasierten Grundlage abzustützen, weiterzuentwickeln und ihre Qualität zu sichern. Dazu erheben wir zum Teil über mehrere Jahre Daten Hunderter Täterinnen und Täter», sagt sie. Durch die Forschung hat sie mit ihren Mitarbeitenden viel dazu beigetragen, dass die Bedeutung der Wissensarbeit, die Verankerung einer evidenzbasierten Praxis und der Aufbau methodischer Standards im Justizvollzug des Kantons Zürich breit anerkannt sind. Aber auch kurzfristige interne Anfragen, die methodisches Know-how erfordern, wie etwa das Aufgleisen einer Covid-Impfstrategie für die Insassen, beschäftigen ihre Abteilung. «Unsere Arbeit gestaltet sich sehr vielfältig, jeder Tag ist wieder anders.» Ihre berufliche Karriere mit ihrer nicht weniger anspruchsvollen Rolle als zweifache Mutter zu vereinbaren, ist herausfordernd, aber möglich. «Ich erfahre dabei viel Bestärkung durch meine Vorgesetzten – das ist leider heute noch immer nicht selbstverständlich.»

Puzzleteile

Gerth wird auch in Zukunft alles daransetzen, die Situation von Täterinnen und Tätern zu verbessern und so das Rückfallrisiko zu senken. «Gerade für Frauen gibt es noch zu wenig spezifische Angebote», findet sie. «Es ist wichtig, dass wir die individuellen Bedürfnisse der Täter und Täterinnen, so gut es geht, berücksichtigen, um erneuter Delinquenz effektiv entgegenzuwirken. «Jedes einzelne Projekt ist ein Puzzleteil für eine sicherere Gesellschaft, in der Opfer geschützt sind und Täter eine echte Perspektive haben.» Es gibt noch viel zu tun – kein Wunder, dass da für herkömmliche Hobbys keine Zeit bleibt.



Es gibt noch viel zu tun: Psychologin Gerth.

Mirjam «Mimi» Jäger, Moderatorin

Sie hat zwei christliche Tattoos, Horrorfilme erträgt sie nicht, am glücklichsten ist sie in der freien Natur bei einem Sonnenuntergang.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Mirjam «Mimi» Jäger: Meine Mutter, besser gesagt, im Allgemeinen Mütter. Es ist der härteste Job der Welt, aber er wird als selbstverständlich verstanden.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Jäger: An den Füßen, da könnte ich stundenlang hinhalten.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Jäger: Dass Schokolade vor dem Frühstück glücklich macht. Ich esse seit fünfzehn Jahren Schoggi gleich nach dem Aufstehen.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Jäger: Etwas zwischen 60 000 und 150 000, da dürfen Sie nun raten. Das pro Jahr, nicht pro Monat, wohlgemerkt.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Jäger: Treue, Verlässlichkeit und Humor.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Jäger: Vor Horrorfilmen. Die konnte ich noch nie schauen, da schlafe ich danach die ganze Nacht nicht.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Jäger: Diese Woche, da mir manchmal alles zu viel wird.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Jäger: Natalie Rickli, aber das wird ja leider vorerst mal noch nichts.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Jäger: Ja, ich glaube an Gott, bin reformiert und habe zwei christliche Tattoos.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Jäger: Die SVP, was aber nicht heisst, dass ich immer gleicher Meinung bin.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Jäger: Mit fünfzehn Jahren mit meinem Gymi-Schatz.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Jäger: Nur scharfe Küchenmesser, meine Fäuste und einen Hund.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Jäger: Dass ich mit achtzig Jahren auf mein Leben zurückschauen und sagen kann: Jawohl, Mirjam, du hast gelebt und bist deinen Träumen nachgegangen.



«Werte des Lebens»: Ex-Ski-Freestylerin Jäger.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Jäger: Die grauen Haare, die immer mehr werden ... bei meinen braunen Haaren sieht man die natürlich.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Herbstabend verbringen?

Jäger: Mit dem Schauspieler Peter Gadlot.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Jäger: Nein. Als Teenager habe ich viermal gekiffed, das ist alles. Ich bin gegen Drogenkonsum und jegliche Legalisierung von Drogen. Ich trinke aber ab und zu ein Glas Wein.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Jäger: Mit Lara Croft.

Weltwoche: Was ist der beste Rat, den Sie je bekommen haben?

Jäger: Wenn du etwas nicht magst, ändere es. Wenn du es nicht ändern kannst, ändere deine Einstellung.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Jäger: Nein.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Jäger: Weil der Mensch ein Allesesser ist und ich Fleisch und Fisch mag. Wenn ich aber tierische Produkte kaufe, dann nur Bio und Freiland. Das ist mir wichtig. Mir liegt das Tierwohl sehr am Herzen.

Weltwoche: Wer ist Ihr Vorbild?

Jäger: Ich habe keines, aber wenn ich eines hätte, dann wohl Roger Federer. Nicht nur wegen seines sportlichen Könnens, sondern auch menschlich.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Jäger: Littering wird ab sofort mit tausend Franken gebüsst, Kontrollen ab sofort durchgeführt, auch zivil. Die Staatskasse würde sich schnell füllen.

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gern?

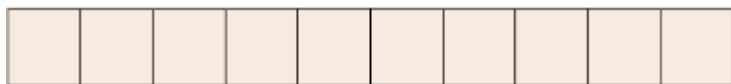
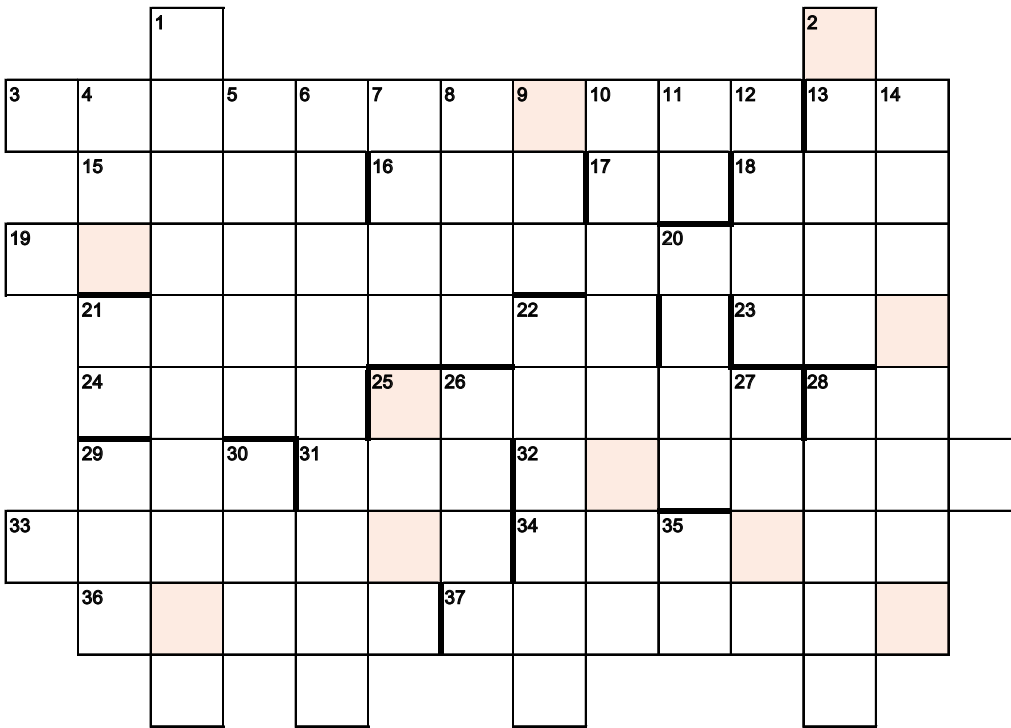
Jäger: Es wäre schön, wenn ich besser singen könnte. Momentan reicht es für die Karaoke-Bar.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Jäger: Meine Eltern. Sie haben mir wichtige Werte des Lebens mit auf den Weg gegeben. Danke.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Jäger: In der freien Natur, bei einem Sonnenuntergang. Da spürt man, wie schön die Welt sein kann, und kann Energie tanken.



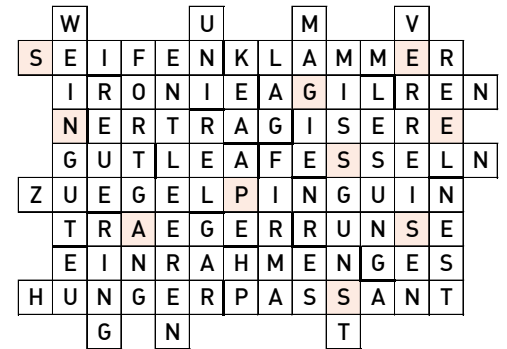
Lösungswort — schlecht erreichbare Stellen, die schon lange nicht mehr geputzt wurden?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 wo es marktfrische Äpfel und Birnen zu kaufen gibt? 13 schneller Technischer Assistent 15 wird oft angerufen und ruft auch zurück 16 mögliches Abstimmungsresultat in der Westschweiz 17 so endet ein misslungener Versuch 18 liegt bei Schrauben in der Mitte 19 Elfenbeinturm-Alternative für Mathematiker? 21 sind Kabel, wenn intakt, Menschen eher im Krankheitsfall 23 mehr oder weiter, aber weiter im Süden 24 mit dem kleinen Finger am besten zu erreichen 25 Mehl, das in verschlungener Form verschlungen wird 28 minimales Grossformat 29 hat weder Hand noch Fuss, aber mehr als genug Zähne 31 Konkurrent des bekanntesten Genfer Salons 32 mitunter beschwerten sich Frauen, die ..., über das ... der Hebamme 33 wie sowohl gezinkte als auch normale Würfel sind 34 «nicht schütteln» wäre dafür eine schlechte Gebrauchsanweisung 36 etwas für Gartenbesitzer, die Mückenstiche dem Rasenmähen vorziehen 37 haben wir im Rachen und manchmal auch im Magen

Senkrecht — 1 Suppe besteht aus fünf, enthält aber manchmal dutzende oder hunderte davon 2 liegt in Ostasien, war aber in Ostdeutschland aktiv 4 beinahe real 5 sorgt für olfaktorische Hallenbad-Atmosphäre 6 infernalisches «sehr» 7 auf seiner ID steht wahrscheinlich Anton ...8... und auf ihrem Personalausweis Susanne 9 steht ganz vorne in Ticketschalterschlangen 10 was jemand hat, dem zwei Fussglieder fehlen? 11 geht einher ohne dies einher, ist das Überbleibsel zum In-die-Pfanne-hauen 12 einer allein macht noch keinen rain 14 woraus Küstenlinien logischerweise bestehen 20 verkehrt herum platziertes Spaltwerkzeug 21 düst – ganz ohne Düsen – von Stadt zu Stadt 22 englischer Doppelname? 25 nass oder musikbegabt 26 erhält, wer absahnt 27 hier sehr salzig, anderswo süsswasserhaltig 28 augenquälerisch und in Agrellitgestein zu finden 29 bedeckt Haare oder wird von einem roof bedeckt 30 XXX:X 35 bezeichnet Beamte, die tatsächlich nicht (mehr) arbeiten

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 792



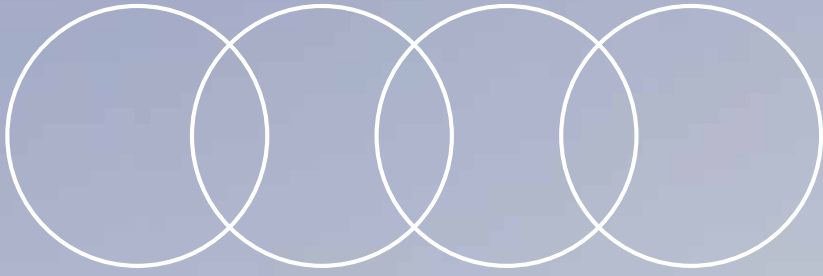
Waagrecht — 5 SEIFEN 8 KLAMMER 12 IRO-NIE 14 AGIL (rückwärts: Liga) 16 REN 17 ERTRAG 19 ISERE (Anagramm v. Reise) 20 GUT (vgl. 1 senkr.) 21 NukLEArraketen 23 FESSELN 24 ZUEGELPINGUIN 27 TRAEGER 30 VATERUNSErS 31 EIN-RAHMEN (ein Rahmen) 34 GESellschaftlichen Anlässen 35 HUNGER 36 PASSANT

Senkrecht — 1 WEINGUT 2 UNI 3 MAGIE (gem. Arthur C. Clarke) 4 VERREISEN (Anagramm) 6 FORTGANG 7 ENTLEEREN 8 TAKEAWAYS 9 LAG 10 MISSGUNST 11 (F)REELancern 13 REUE 15 LESUNG 18 REL 22 APE 23 AFFIRMATION 25 NR (Nationalrat) 26 NEST 28 RING (schweiz. f. einfach, mühelos) 29 GAR 31 EU 32 HP (Horsepower) 33 ESCAPE

Lösungswort — **SEGNESSPASS**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



Zukunft in ihrer schönsten Form.

Der rein elektrische Audi RS e-tron GT.



Future is an attitude

Audi RS e-tron GT, 598 PS, 24,2 kWh/100 km, 0 g CO₂/km, Kat. A

